

Der
große
Befehl

Büchergilde Gutenberg 1933 Berlin Wien Prag Zürich



Johannes Schönherr

Der große Befehl

H. Perstner 1917

Copyright by Büchergilde Gutenberg, Berlin 1933

Satz und Druck der Buchdruckwerkstätte GmbH. Berlin SW 61, Dreibundstrasse 5

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

... *haltet aus, haltet aus im Sturmgebraus*

(Soldatenlied)

I

Das Regiment marschierte, nachdem es aus den Champagnekämpfen an der Suippes herausgezogen und einige Wochen in der Etappenruhe bei Tagnon für den Bewegungskrieg ausgebildet worden war, in die Gegend von Reims, wo es in seinen früheren Stellungen wieder eingesetzt werden sollte. Am zweiten Abend wurden die Quartiere in den zerschossenen Trümmern des Dorfes Amifontaine belegt. Niedrige dumpfe Keller, über denen als bombensicherer Schutz die Trümmer und ragenden Mauerreste zerkrachter Häuser lagerten. Das erste und dritte Bataillon wurden in Baracken untergebracht, die sich, geschützt gegen Fliegersicht, in den kleinen Waldparzellen auf der «Divisionshöhe» befanden.

Im Keller des Estaminets «Au tonneau d'or» an der Hauptstrasse des Dorfes lag die Gruppe des Unteroffiziers Scholz mit einem Gefreiten und sechs Mann. Gefreiter Driessnack war erst vor zwei Tagen wieder zur Kompanie gekommen; nachdem er drei Monate lang in einem Etappenlazarett gelegen hatte. Unter den Schnäpsern waren drei Ersatzreservisten, neu eingekleidete blutjunge Leute, die noch wenig sprachen und voll scheuer Neugier waren. Sie hatten eben von der Gulaschkanone warmes Essen und Brote gebracht: Dörrgemüse, das mit Fluchen verteilt und verzehrt wurde.

Driessnack verzichtete, stieg hinauf auf den Hof und kochte sich hinter einer Scheunenwand eine Erbsensuppe. Er konnte es sich leisten; denn er hatte in Sedan vor seiner Entlassung aus dem Lazarett in einer Pionierkantine einige Konserven kaufen können.

Als er eine halbe Stunde später wieder zu den anderen herunterkam, das gesäuberte Kochgeschirr in der Hand, maulte Scholz: «Selber fressen macht fett, was?»

Die anderen grinsten.

«Meine Herren», spottete Driessnack, ohne sich zu ärgern, «ich bin es noch so gewöhnt. Hinten flapsen sie aber noch ganz anderes. Was ich hatte, langte gerade für einen; für mehrere wäre es nur zum Verklapsen gewesen. Also haltet den Rand! Morgen speise ich auch Drahtverhau!»

«Ja, vielleicht mit Paprika und Pfeffer», grunzte Knauthe aus dem Hintergrund unter seiner Decke hervor.

«Hört ihr's, wie der Donner rollt?» deklamierte Grenadier Blohm feierlich und hob den Zeigefinger wie beschwörend. Das ferne Einschlagen leichter und schwerer Kaliber war selbst hier unten hörbar.

«Ich glaube, wir sitzen schon wieder richtig im Schlamassel!» stellte Knauthe fest. «Und dabei hiess es noch vor acht Tagen, wenn wir wieder vorkämen, wäre es eine ruhige Stellung. Dreimal Einsatzdivision bei Verdun, in der

Champagne, an der Somme, innerhalb sieben Monaten, meine Herren, das ist ein bisschen happig!»

«Dafür sind wir auch Grenadiere», setzte Driessnack hinzu, «Garde, Leibregiment von S. M.»

«Tiere, ja!» fuhr Blohm auf. «Schlachtvieh ..,»

«Nun aber Schluss!» donnerte Unteroffizier Scholz, und für einen Augenblick war auch Ruhe in dem Keller.

«Aber Scholz, ist es vielleicht nicht so?» brach Driessnack wieder das Schweigen. «Wenn du nicht die Gurkenschalen hättest, wärest du doch auch der Meinung.»

«Was ich denke, geht niemand etwas an, aber sagen werde ich es nicht, und als Gruppenführer dulde ich nicht, dass einer von meinen Leuten anfängt zu meutern», war die ärgerliche Antwort.

«Meutern, du lieber Himmel!» lachte Driessnack. «Von der Schnauze bis zur Faust ist ein weiter Weg! Aber manche haben ihn schon gemacht. Als ich von Sedan nach Montcornet fuhr und dann zu Fuss zu euch kam, traf ich unterwegs einen Artilleristen. Kinder, sah der aus! Wie aus einer Klapsmühle! Aus einem Gebüsch kam er auf mich zu gestürzt, wie ein Tier, das einen aus Hunger anfällt. Ich hab' ihm alles, Brot, und was ich sonst von Sedan her im Affen trug, gegeben. Der Kerl hat wirklich geheult und mir erzählt, dass er bereits seit fünf Wochen von der Truppe weg war. Getürmt, verstanden? Ob denn das Hundeleben nicht bald zu Ende wäre, schrie er mich an. Was sollte ich darauf sagen? In Sedan sah es nicht danach aus. Gebettelt hat er mich und angefleht, ich sollte bei ihm bleiben. Als ich ihm aber so in die Augen sah, da wusste ich, das ist ja der helle Wahnsinn! Und ich redete ihm zu, er sollte doch zurückkehren zu seiner Batterie, dann wäre alles nur halb so schlimm! Darauf setzte er sich neben mich, liess den Kopf zwischen die Beine fallen, brütete vor sich hin und schwieg. Ich kann euch sagen, so, wie in diesem Augenblick, ist mir der grausame Schwindel dieses Krieges noch nie zuvor aufgegangen.»

«Und was dann weiter?» forschte Knauthe ungeduldig, während auch die anderen ohne Ausnahme gespannt auf den Erzählenden blickten.

«Was weiter? Das ist schnell erzählt. – Ich sah plötzlich einen Feldgendarmen auf seinem Gaul auftauchen, stiess den Kameraden an und zeigte in die Richtung, aus der der Aasgeier kam. Da fuhr der arme Hund hoch, packte seinen Kram und raste in das Gebüsch, ohne ein Wort zu sagen. Dann sass ich noch eine Weile allein an der Böschung und liess den Gendarmen vorbeireiten. Aber der Kamerad kam nicht wieder, war wie von der Erde verschluckt.»

Nachdem Driessnack geendet hatte, schien keiner mehr Lust zu haben, das Gespräch weiterzuführen. Einer nach dem anderen kroch auf sein Strohlager. Nur Unteroffizier Scholz versuchte noch zu einem Spiel «Siebzehn und vier» zu animieren, ohne aber Erfolg zu haben.

«Die Stiefel bleiben an den Flossen!» schnauzte plötzlich der Unteroffizier

laut, als er sich eben verärgert in seine Decke wickeln wollte. Fast alle hatten das Schuhzeug von den geschwellenen Füßen gezogen und die Fusslappen über die Schäfte zum Ausdünsten und Trocknen gehängt. Vielleicht war es nur der penetrante Schweissgeruch der Socken und Lappen, der dem Unteroffizier in die Nase gefahren war. –

«Blödsinn!» knurrte Wagner, ein älterer Landwehrmann, der immer stark an den Füßen litt und eben mit einer alten Unterhose seine Zehen säuberte. «Es ist Alarmbereitschaft», rechtfertigte sich der Unter. «Ihr wisst es alle. Nachher ist kein Aas fertig, und ich krieg’ den Anraunzer.»

«Ist schon richtig», stimmte Knauthe gutmütig zu und lächelte. «Aber in die Quanten sind wir schnell wieder hinein.»

«Überhaupt diese Vorschriften!» maulte Blohm. «Als wenn das Leben hier nicht schon dreckig genug wäre! Aber das hauen sie alles nur hinten am grünen Tisch heraus. Die Herrschaften liegen in ihren Betten und grunzen uns etwas.» –

«Mit uns können sie es ja machen», zitierte einer in der Ecke den täglichen Spruch des Grabensoldaten.

«Dafür sind wir auch ihre Helden. Sie schreiben es uns ja immer noch in ihren Briefen und Liebespaketchen. Vor zwei Wochen verlief sich mal wieder eins bis zu mir. ‚Dem edlen Mitstreiter‘ stand darauf», lachte Driessnack, «aber fragt mich nur nicht, was darin war!» –

«Jedenfalls nichts zum Pickern», unterbrach Knauthe.

«Richtig, Herr Kamerad», betonte der Gefreite in gut gespielmtem Erstaunen, «Rasierseife, Marke K, mit viel heimatlicher Tonerde, ein paar Würfel Hartspiritus und ein erbauliches Büchlein: ‚In Gottes Namen durch!‘» –

«Die sollen uns am Arsch lecken!» schimpfte Blohm, der mit nacktem Oberkörper neben seinem auf dem Fussboden ausgebreiteten Hemd sass und mit der stumpfen Seite seiner Beilpicke die verlausten Nähte abklopfte.

«Ruhe nun!» fuhr der Unteroffizier noch einmal auf. «Pennt lieber, ich habe den Kanal voll!»

Die Unterhaltung verlor sich allmählich in immer leiseres Getuschel, man legte sich hin, und nur zwei Hindenburgbrenner leuchteten in dem engen Raum. Knauthe wollte noch nicht schlafen und kramte in seinem Tornister nach Briefpapier. –

Kaum eine Stunde später aber brüllte eine Stimme in das finstere Kellerloch: «Raus! Die Kompanie steht in zehn Minuten an der Mühle! Alles marschfertig machen!» – Scharren, Poltern und Fluchen wirrte durch das Dunkel. Taschenlampen geisterten auf. Kerzen wurden angesteckt. In fliegender Hast waren die Tornister gepackt.

Pünktlich stand die Gruppe Scholz vor der Mühle, wo der Unteroffizier dem Zugführer das Erscheinen meldete. –

«Na, da wären wir ja wieder mal in Frankreich!»

«Und alles vollzählig versammelt, meine Herren!» spasteten zwei Grenadiere in Driessnacks Nähe.

Auf dem Stellplatz zwischen den Ruinen der Mühle war ein Leben wie in einem aufgeregten Bienenkorb.

Auf einmal hiess es: «Affen ab!» Sofort fielen die Tornister in den zeretretenen Rasen. Vom Dorf her rasselten die Feldküchen auf dem holperigen Ackerweg, der durch einen Erlengrund längs eines Baches hierherführte. Die Unterführer riefen ihre Leute zum Kaffeefassen zusammen. Eigentlich war das Gebräu für die Frühe bestimmt; aber wegen des plötzlichen Aufbruchs mussten die Kessel bereits jetzt geleert werden. Der dünne, warme «Schlamm» wurde gierig geschlürft; denn die Nacht war nebelnass und bis auf die Knochen zu spüren. Viele hatten noch gar nicht ihr Kochgeschirr gefüllt bekommen, als auch schon der Befehl «Antreten!» die Tornister auf die Rücken riss.

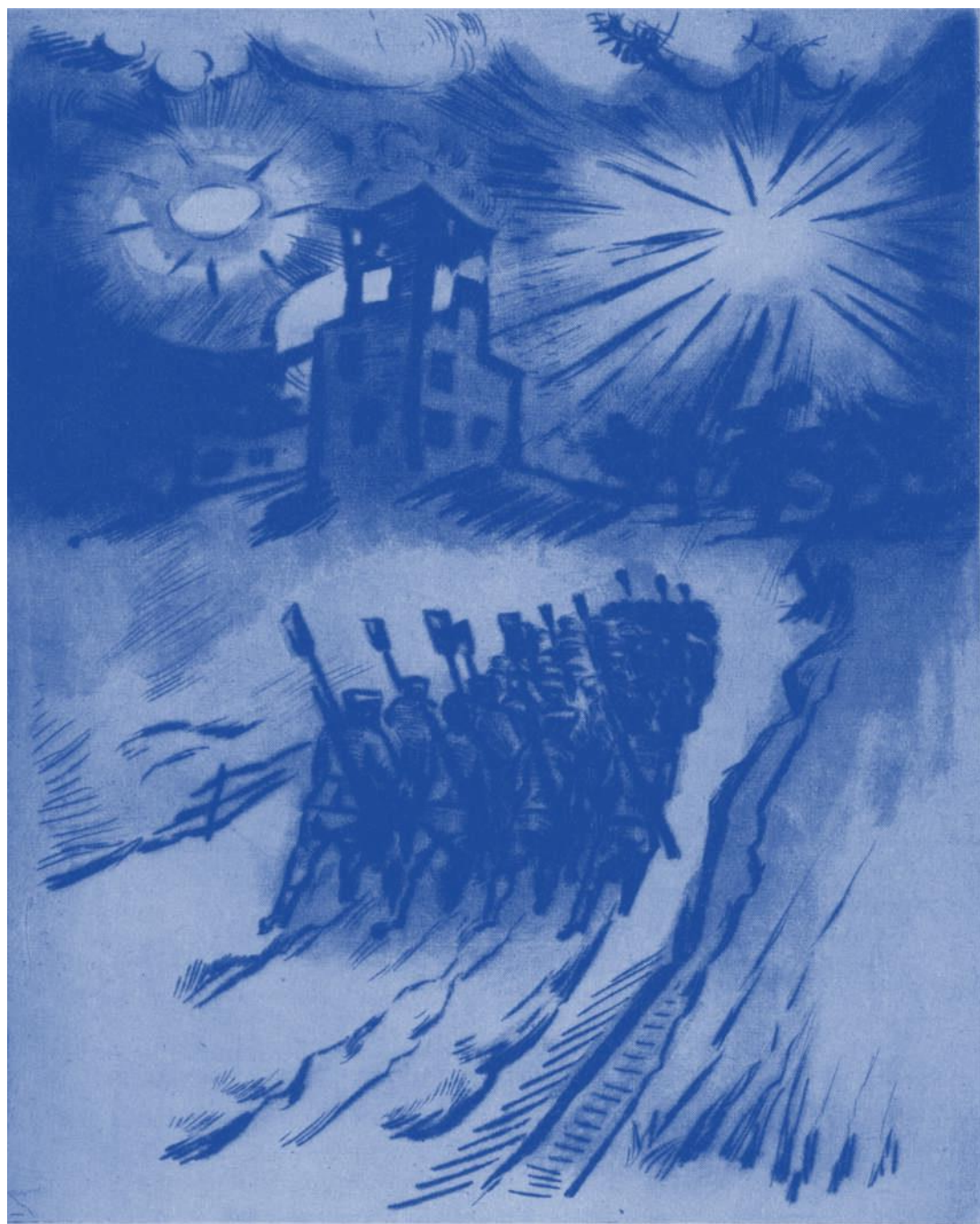
Gruppenweise, mit kleinen Abständen, setzte sich die Kompanie in Bewegung. Ein dünner Regen rieselte, tropfte von den Stahlhelmen und frass sich durch die Kleider. Der Weg wurde immer schlammiger. Links dehnten sich schwarz die Felder, rechts befand sich der rauschende Erlengrund mit dem Bach. Bald versank alles in der Trostlosigkeit des unendlichen Nebels dieser elenden Nacht. Leuchtkugeln, die vorn aufstiegen, aber nicht als einzelne leuchtende Punkte zu erkennen waren, warfen minutenlang helle Flächen auf die Nebelwand des Horizontes. Der Anmarschweg wurde immer beschwerlicher. Stolpernd durch aufgeweichte Löcher, Rillen und Radspuren, den Rockkragen hochgeschlagen, die Hände zum Stützen unter den Tornister geschoben, ging es im Einzeltrott weiter. Aufgelöstes Gewehrfeuer knatterte immer deutlicher. Dazwischen wieder Pausen, ausgefüllt von Flüchen, wenn einer in einen unsichtbaren Granattrichter abgerutscht war und mit Hilfe seines Hintermannes aus dem zähen Erdbrei sich befreite.

«Himmel, der Gestank!» stöhnte Blohm, als ein Schwaden widerlichster Aasgerüche die Nasen reizte.

«Hier hat der Teufel hingeschissen!» stiess einer lachend hervor. In einem kleinen Bogen lief die Kolonne um einen dunklen Haufen. Knauthe konnte es sich nicht verkneifen, mit zugehaltener Nase näher hinzusehen – ein totes Pferd, von den Gasen der Verwesung ungeheuer aufgebläht, die Beine steif, wie zerbrochene Stecken, nach oben geredet, lag auf dem Wege – längst vergessener Überrest einer vergessenen Tragödie. – Allmählich liess der Regen nach. Ein leichter Sanitätswagen quietschte auf dem Felde langsam und schaukelnd vorbei. Hinter der gewölbten Plandecke stöhnte ein Verwundeter, als ein Hinterrad in eine Vertiefung kippte. Genau in der Marschrichtung, gerade über dem Wege der Gruppen, platzten ferne Schrapnelle.

«Sie illuminieren schon, weil wir kommen!» höhnte einer.

«Lauft doch links durch die Felder!» rief ein anderer ärgerlich.



«Wollt wohl ein Schlammbad nehmen?» fragte ein Unteroffizier.

Plötzlich stockte der Marsch. In der Finsternis stiess einer an den anderen. Gestalten standen um Stapel von Drahtrollen, Hölzern und Eisenschienen, die am Rande einer Baumgruppe auf geschichtet lagen. Ein Feldwebel brummte ab und zu: «Jeder einen Minierrahmen!» und antwortete mit keinem Laut auf das wüste Geschimpf, passte vielmehr nur scharf auf, dass jeder Vorbeigehende seinen Befehl auch ausführte und nicht leer davonlief. Weiter ging der Marsch, immer torkelnder; denn die über einen Meter langen Harthölzer drückten mit der Zeit höllisch auf die Schultern. Nach einer Weile stockte die Bewegung noch vorn wieder, und sofort klatschten die Bretter in den spritzenden Dreck. Die abgehängten Gewehre wurden beim Verschnaufen mit dem Lauf unter die Tornister gestützt.

«In Gruppen an der Ferme vorbei. Schrapnellbeschuss! Weitergeben!» kam es von vorn und wurde nach hinten durchgegeben. In längeren Zwischenräumen folgten sich jetzt die Gruppen. Einzelne liefen schon schneller und schwanden den schnaufend Nachkommenden fast aus den Blicken. Die Stimme von Scholz blieb in einer Serie von platzenden Geräuschen unverständlich. Für einen Moment tauchten im Blitzfeuer der ziemlich tief und schon ganz nah liegenden Schrapnelle Umriss eines Gebäudes auf – die Ferme. Die Leute von Scholz setzten zum Lauf an. Driessnack rannte, das Minierbrett mit beiden Händen auf dem Stahlhelm tragend, und stiess plötzlich mit einem, der ihm entgegenlief, krachend zusammen. «Mensch, geh weg!» brüllte der drohend. «Ich habe einen verpasst gekriegt!» Er lief noch einige Schritte, taumelte dann und knickte nieder. Driessnack sah sich um, hörte Stöhnen und lief weiter. Er musste vorwärts. Zu den anderen. Er sprang trotz Minierbrett und schwerem Tornister atemlos jappend und war plötzlich neben Knauth und Blohm. Schon hatten sie das Einfahrtstor der Ferme erreicht. Zischend sausten die eisernen Vögel heran und barsten, vier Stück, nur um ein geringes hinter ihnen in der Luft. Klatschend fiel der bleierne Regen auf den schlammigen Grund der Felder. Wenige Sekunden später krachte zur Linken eine feurige Kugel in manneshoher, zuckender Lohe auseinander. Die drei lagen nebeneinander hingeworfen, eingewühlt in den Dreck, begraben unter den Minierbrettern.

«Verdammt, dazu noch Granaten!» keuchte Blohm. Dann schossen sie wieder hoch. In Sprüngen ächzten sie weiter. Driessnack schmerzte die Hand. Im Laufen schoss es ihm durch das Hirn: «Vielleicht nur ein Splitter von dem Brett.» – Die Beine rannten schon wieder wie ein Fremdes unter ihm hinweg. Er war bald allein. Hörte nur Getrappel. Waren die beiden vor ihm, oder waren sie zurückgeblieben? Er wusste es nicht. Dachte auch nichts mehr, stürmte nur weiter. Die Zunge klebte ihm am Gaumen fest, so ausgetrocknet war sein Hals. Plötzlich stockte er. Ein Mensch lag dicht neben ihm und schrie immer nur das eine Wort: «Sanitäter! Sanitäter!» Es war einer der Rekruten aus seiner Gruppe. Er versuchte ihn aufzurichten, aber der Verwundete sackte immer wieder zusammen. – Ein Splitter war ihm ins rechte Knie gefahren. Wie ein

Ertrinkender hielt er sich krampfhaft am Halse Driessnacks fest. Der stiess ihn, als alles Gerede nichts nützte, zurück, packte ihn, stellte ihn auf das heile Bein, dass ihn der arme Teufel mit dem rechten Arm umschlingen konnte und Driessnack das verwundete Bein unter dem Oberschenkel zu fassen bekam. So hüpfte der Rekrut neben dem Gefreiten eine Strecke her, bis endlich von vorn zwei Mann, Essenholer aus der Stellung, herankamen, die den Verwundeten auf ein Minierbrett setzten. Driessnack aber versuchte durch schnelles Laufen wieder den Anschluss an seine Gruppenleute zu finden.

Vorn blitzten nach kleinen Pausen stets neue Batterieabschüsse auf. Da warf sich Driessnack jedesmal zu Boden, wartete, bis die Geschosse vor oder hinter ihm explodierten, und hetzte weiter. Nach kurzer Zeit glaubte er das Schlimmste überstanden zu haben. Gestalten spukten vor ihm und trotteten langsamer. An einem zerfallenen Holzschuppen wartete bereits Unteroffizier Scholz auf seine Leute, die einer nach dem anderen aus dem Dunkel auf tauchten. Das Fehlen des verwundeten Rekruten konnte Driessnack auf klären, und der Marsch wurde fortgesetzt. Fiepend zogen verirrte Infanteriekugeln über ihren Köpfen hin, manchmal in summen Scharen. Zerstreutes Maschinengewehrfeuer. Das sirrte, pinkte und sumnte, als wären es friedlich dahinziehende Schwärme von Hornissen, Fliegen und Mücken. Wäre nur dieses sonderbare Rauschen in der Luft gewesen, es hätte in dieser undurchsichtigen Nacht gespenstisch erscheinen können. «Das ist ja ein feiner Nachtausflug!» sprach der alte Wagner für sich hin. «Dir wäre wohl auch lieber, du sässest mit deiner Alten jetzt unter Lampions in einem Garten bei Konzert und Bier?» versuchte Knauth zu scherzen.

«Halt deine Gusche, Franz», war die Antwort.

«Na, die bengalische Beleuchtung wenigstens haben wir!» meckerte noch einer. Von links polterte es auf einmal ganz unheimlich herüber. Vielleicht stand dort eine Batterie, die von der gegnerischen Artillerie zugedeckt wurde. Einige horchten ganz interessiert zu und blieben stehen. «Das sind ja schwere Kohlenkästen, au Backe!»

«Ich wette: englische Schiffsgeschütze!» behauptete Blohm sachverständig. «Die Hunde!» knurrte es aus dem Dunkel.

Granattrichter wurden jetzt zu einer immer tückischeren Gefahr. Einmal gelang es nur mit grösster Mühe, einen der Rekruten aus einem der tiefen Wasserlöcher wieder herauszuziehen. Mit Sack und Pack war er bereits unter entsetzlichem Angstgeschrei bis zu den Schultern in dem breiigen Pfuhl versunken. Schlotternd vor Frost stand der junge Mensch, der zum ersten Male auf dem Wege zu einem Schützengraben war, vor seinen Rettern, die ihm notdürftig die Schlammkruste mit ihren Seitengewehren von den Kleidern kratzten. Blohm klopfte ihm tröstend auf die Schulter: «Siehst du, mein Junge, erst die Feuertaufe und jetzt die Wassertaufe.



H. P. Weinstein 1917

Du wirst noch viel Schwein in diesem Leben haben!» Alsdann stolperten sie wieder gemeinsam den Spuren des scheusslichen Weges nach. Immer näher stiegen die Leuchtkugeln auf. Sobald eine ihren schimmernden Stern mit mattem Knall erblühen liess und milchige Helle das Gelände überrann, blieben sie stehen, gebeugt und erstarrt, wie fromme Säulenheilige, um gleich, nachdem das Licht erstorben war, wieder zu neuem Leben zu erwachen. Für Sekunden völlig geblendet, starteten die Augen in schwarze unendliche Leere. Dann tauchte jedesmal in unmittelbarer Nähe plötzlich ein Baumstumpf oder der kreidige Kreis eines Trichters auf. In kurzen Zwischenräumen hämmerte halblinks ein französisches Maschinengewehr. – «Der Laufgraben! Noch fünfzig Meter!» rief es verhalten. Der Ruf wanderte gedämpft weiter. Dann torkelte jeder so schnell er konnte, vorwärtsgepeitscht von dem einen Gedanken: «Durch!» – Kugeln sirrten nur wenig über Kopfhöhe vorbei. – «Hinlegen!» – Wie von unsichtbaren Keulen getroffen, sanken die Gestalten in die Knie und verharren stumm, bis die Leuchtkugel verlöschte. Einzelnen wurde nun bis zur Mündung des Grabens vorgeernt. Driessnack sah vor sich einen Stock mit Strohwisch wie einen umgekehrten Besen, der schief aus schlammiger Erde ragte, dahinter seitlich ein dunkles Loch, hörte Stimmen und plötzlich wie Peitschenknall Kugeln dicht neben den Ohren. Er duckte sich, instinktiv den Kopf eingezogen, stolperte über das baumelnde Gewehr, das mit dem Kolben zwischen seine Beine geriet, und stürzte bäuchlings in das Loch, in die Schlammflache des Grabens. Eine fremde Hand griff unter seinen Arm, zerrte ihn mühsam hoch und liess ihn wieder los. Prustend, den Dreck aus Mund und Nase schnaubend, lehnte der Gefreite einen Augenblick an der Grabenwand. Im Licht einer schwebenden Leuchtkugel tastete er weiter. Hinter ihm Klatschen und saugendes Getappe von Stiefeln. Andere sprangen in den Graben und kamen nachgeeil.

An einer Biegung der Schlammulde sass einer zusammengekauert, den Rücken an die Wand gelehnt, mitten im Dreck und versperrte den Weg. Driessnack stiess ihn an. Der Sitzende rührte sich nicht. Der Gefreite rief ihn keuchend an, stiess ihn wieder. Da fiel der Regungslose wie ein praller Sack um. Tot. – Driessnack hetzte weiter. Nur den Anschluss nicht verlieren! Die Kaffern da vorn! Wie die Verrückten rennen sie! dachte er nur und biss die Zähne aufeinander. Hinter ihm war wieder Leben. Schneller also! Der Schweiss rann ihm den Rücken herunter, die Stiefel versanken immer tiefer, die Beine wurden schwer wie Klumpen, traten auf Knüppel und zerbrochene Roste, rutschten von glatten Balken ab und versanken wieder bis an die Schaftränder in Löchern, in denen keine Hölzer lagen.

Öfters als zuvor schossen Leuchtkugeln hoch. Das kalkweisse Licht stach und blendete die Augen. Das waren immer die übelsten Augenblicke. Todsicher versanken dann stets die Beine in grundlosem Morast und blieben die Stiefel stecken. Und nur mit einem schnellen Griff nach den Schlaufen an den Schäften konnte man ihr Abgleiten von den Füßen verhindern.

Plötzlich teilte sich der Graben. Scharf nach links bog ein Seitengang ab. Ohne Überlegung lief Driessnack in der gewohnten Richtung weiter. Da riss ihn ein Anruf zurück. Ein Verbindungsmann stand in dem Nebengraben. Driessnack erkannte einen Unteroffizier. – «Welche Gruppe?» – «Scholz!»
«Bis an den Waldrand ganz links rücken.»

Schimpfend kamen andere hinterher. Kerle, wie aus Lehm und Gips gebacken, mit schlammtriefenden Gesichtern. Nur an den Stimmen erkannte Driessnack die eigenen Leute. Blohm trug einen Stiefel in der Hand und hinkte heran; denn sein linker Fuss steckte nur noch in einem zerrissenen und schlammnassen Strumpf. Das Fluchen wurde immer ärgerlicher und immer lauter. Aber der Graben hatte jetzt festen Grund und war nur noch knöcheltief verschlammt. Es roch nach menschlichem Unrat. Im Aufleuchten der schwebenden Seidenschirme sah man ganz deutlich gelbe Pfützen in dem Dreck. Die ersten Posten tauchten auf, drehten sich um, knurrten die Lärmenden an und gestikulierten, sie sollten Ruhe halten. Aus Löchern, seitwärts in die Wände gegraben, krochen langsam Menschen hervor, wie Käfer aus Misthaufen.

«Ablösung?» war immer wieder die einzige Frage an die Kommenden. «Zieht die Köpfe ein! Bückt euch!» mahnte einer. Da tackte es schon, ein Maschinengewehr von drüben, und Kugeln zischten in den Erdaufwurf längs des Grabenrandes.

«Der Franzmann frisirt euch sonst die Schädel», lachte einer aus einem Loch.

Der Graben war kaum mannestief.

«Eine elende Sache!» knurrte Blohm. Spärlicher wurden die Posten, immer seltener die Löcher. Abgelöste kamen in Eile, schwerbepackt, ohne auf Fragen Antwort zu geben, und liefen stolpernd an ihnen vorbei. Sie witterten schon Quartier und ruhige Luft.

Die Gruppe Scholz sammelte in dem letzten Unterstand des Grabens auf dem linken Flügel, wo vor einigen Tagen die Stellung gesprengt worden war und jetzt ein Minenrichter von fünfzig Meter im Durchmesser die Verbindung mit dem Nachbarregiment unterbrochen hatte. Mit wenigen Worten waren Scholz und seine Leute von den abgelösten Rheinländern, die mit fieberhafter Eile davonliefen, über die Lage in ihrem Gruppenabschnitt aufgeklärt worden. Der Unterstand war die reine Tropfsteinhöhle, von der Decke, durch Erdreich und Balken, rieselte das Wasser. Der Fussboden war voller Pfützen und aufgeweicht. Streit und Zank um die wenigen trocknen Plätze brach sofort unter den auf den Knien Herumrutschenden aus, und dazwischen fauchte die Stimme des Unteroffiziers, der Ruhe forderte wegen der Nähe des Gegners. Wenige Minuten später erschien eine Ordonnanz, die Scholz zu einer Besprechung der Gruppenführer mit dem Kompanieleutnant verlangte. Scholz kam bald wieder zurück und war voll stinkender Wut, weil alle noch zusammen-

gekauert im Unterstand hockten und keiner im Graben auf Posten war. Später jedoch verriet er, was der wirkliche Grund seines Ärgers war: der Kompanieführer hatte ihn angeblasen, weil er ohne Gewehr erschienen war. Da entlud sich die ganze angestaute Wut und Verzweiflung bei den Gruppenleuten in einem mächtigen Ausbruch ohnmächtigen Geschimpfes gegen den Alten, «diesen Einpeitscher», der immer wieder den Schützengraben mit dem Kasernenhof verwechselte. Nur Blohm schwieg und dachte: da hackt ein Rabe auf den anderen.

Die Hälfte der Gruppe ging auf Posten, die anderen lagen zwei Stunden lang im Unterstand und schliefen. Der Gegner verhielt sich ruhig. Es regnete, erst leise, dann in Strömen, und das Wasser rann in die Erdlöcher. Mit Kochgeschirren wurde geschöpft, der dünne Brei in hohem Schwung über die Grabenwände geschüttet. Drüben konnte es nicht anders sein. Bald waren alle wach, das Wasser stieg in den Höhlen, die Wände bröckelten, die Sintflut schien zugleich von unten heraufzusteigen. Tornister und Gewehre mussten aus den Unterständen geschleppt und in Grabenecken zu Haufen getürmt unter Zeltplanen verdeckt werden. Feldwebel Toepel lief von Gruppe zu Gruppe, watete durch den Schlamm, auf den Eichenknüppel gestützt, torkelte hin und her, stiess nervös und aufgeregt die Arbeitenden beiseite, trieb mit Geschimpf die Einzelnen an und gab die unsinnigsten Befehle. Es mussten kleine, tiefe Seitengänge gegraben werden, in die der Schlamm hineingeleitet werden sollte; denn das Schöpfen mit Spaten und Kochgeschirren war eine verzweifelt nutzlose Arbeit. Die Hacken sausten in die Erdwand, in feuchten, schmierigen Kreidestein; fieberhaft schaufelten die Spaten die zähen Klumpen über den Grabenrand; denn jeder von den Leuten sah ein, wie notwendig die Quälerei war. War der Gang fünf Meter lang, so wurde er zu einem Kreis erweitert und vertieft. Das entstandene Loch konnte zugleich als Latrine benutzt werden. Es war nur gut, dass es regnete. Die Geräusche des Hackens und Schaufelns erstickten in dem Geplätscher und Rieselndes Wassers, und Beschuss war nicht zu befürchten.

Plötzlich wurde nach dem Sanitäter gerufen. Verwunderte Fragen, was denn passiert sei, gingen von Mund zu Mund. Niemand hatte einen Einschlag gehört oder beobachtet. Zwei Sanitäter kamen von rechts mit einer Tragbahre vorbeigelaufen. Landwehrmann Wagner hatte erfahren, dass einer von den Nachbarposten bei den Erdarbeiten von seinem Hintermann versehentlich in das Gesäss gehackt worden war. Die Nacht war auch zu dunkel und undurchsichtig, selten, dass einmal eine Leuchtkugel für wenige Sekunden zuckendes Licht versprühte. Das Tempo des Arbeitens liess nun nach. Sie waren nicht nur ermüdet von der Schufterei, sondern auch vorsichtig geworden. Der Unglücksfall war eine Mahnung.

Driessnack wuchtete mit der Hacke an der Spitze seiner Kolonne, stand bis zu den Knien inmitten der abgeschlagenen Erd- und Kreidebrocken und triefte von Regenwasser und Schweiß. Oftmals blieb die Hacke stecken; denn

Baumwurzeln, Holzreste und halbverfaulte Zeltplanen lagen in wirrem Durcheinander in die Erde eingebettet. Mit den schmierigen Händen packte er nach einem steifen, verdreckten Gegenstand. Er griff sich schlüpfzig wie ein schlammbesudeltes Stück Holz an, das mit dem Ende aus dem Morast herausragte. Erkennen konnte er in der Finsternis nichts, nur fühlen und tasten. Er schüttelte und zerrte den Stumpf. Vergebens. Blohm, der hinter ihm stand, umfasste mit beiden Armen Driessnacks Leib und spannte ebenfalls alle Kräfte an. Ein gemeinsamer Ruck, und plötzlich lagen sie beide hinterwärts in der schlammigen Nässe. Driessnack hielt einen Infanteriestiefel in den Händen, und Blohm lachte bei der Entdeckung aus vollem Halse. Dann fanden sie, dass sie den Stiefel von dem bis zum Knie freigelegten Bein eines Toten abgezogen hatten, der hier verschüttet lag.

Da war guter Rat teuer. Das Bein versperrte ihnen jedes weitere Vordringen, wich keinem energischen Druck nach der Seite aus, schnellte immer wieder, wie von einem trotzigem Willen gestossen, quer in den Gang.

«Verdammt!» knurrte Blohm in die Ratlosigkeit der anderen. «Wir müssen weiter. Wir sind noch keine drei Meter vor.»

Und plötzlich hatte er seinen Spaten gefasst, hieb und hieb, mit der Seitenschärfe immer an der Grabenwand herab, wild auf das Bein los, und mit einer Hast, dass es keinem möglich gewesen wäre, ihn festzuhalten. Es versuchte auch keiner. Driessnack hatte sich nur schnell umgewandt, war einige Schritte zurückgetreten und biss die Zähne zusammen. Im nächsten Augenblick hatte auch schon Blohm den abgetrennten Unterschenkel erfasst und blitzschnell auf das Feld hinausgeworfen. Keiner sagte ein Wort, auch Blohm nicht, der nach hinten ging und wieder wie die anderen sein Werkzeug in die Erde stieß, als sei nichts geschehen.

Noch ehe es dämmerte, war die vorgeschriebene Länge und Tiefe der Latrine erreicht. Der Leutnant kam durch, sah überall prüfend nach und nickte zufrieden. Mit kleinen Wellblechen kratzten die Leute bereits eifrig den Schlamm aus dem Kampfgraben in die Seitengänge. Mit Befriedigung trat man den festen Grund auf der Grabensohle, und der Himmel hatte überdies auch ein Einsehen gehabt – es regnete nicht mehr.

II.

Graues Dämmerlicht sickerte in das Gelände. Ein schmaler Streifen Morgenröte durchbrach hinten im Osten die blauschwarzen Wolkenbänke, wuchs in die Breite und brannte rot wie eine Wunde. Verschlafen krochen die letzten aus den Unterständen heraus, äugten in stumpfer Neugier um sich und orientierten sich. Lehmverschmiert die Gesichter, die Kleider triefend von Schlamm. Alle kratzten und schabten an sich herum, fluchten oder lachten auch; denn manche sahen wie groteske Kuchenteigmänner aus.

Driessnack stand hinter einer halbzerschossenen Sandsackbastion und schielte vorsichtig durch das Sehloch. Er wollte sich das Niemandsland betrachten, wie er es immer tat, wenn er in eine unbekannte Umgebung geraten war. Auch andere versuchten es hinter stählernen Schutzschilden, die, von Sandsäcken maskiert, schief und verdreht in weiten Abständen auf dem Grabenrand noch eingebaut sich vorfanden. In fünfzig Meter Entfernung sahen Blohm und Driessnack ein Stück des Grabens drüben. Das Zwischengelände war zertrichtert, und ganz dicht vor ihnen, nur wenige Sprünge weit, lagen drei tote Franzosen. Der eine hatte die Hände in die Erde verkrampft, das Gesicht, schwärzlich angelaufen, zur Seite verdreht, als horche er auf geheimnisvolle Töne in der Erde. Ein anderer hing noch in halbaufgerichteter Stellung wie ein haltloses Lumpenbündel in dem zerstörten Drahtgewirr und zeigte die gelben Zähne seines Oberkiefers. Blohm nahm sein Fernglas, das er vor Monaten einem französischen Sergeanten abgenommen hatte, und sah sich lange das Gesicht des Toten an. «Mensch, der grinst, der feixt! Woran hat der bloss noch gedacht? An die Auferstehung und ein ewiges Leben?» sagte er und gab Driessnack das Glas, der es, ohne hindurchzusehen, in der Hand behielt.

«Hier muss es hanebüchen hergegangen sein!» nickte Driessnack und atmete schwer.

Plötzlich zuckten sie zusammen. Zwei, drei kurze Abschüsse, Geräusche, wie von Watte verstopft, und über ihnen stiegen zwei Torpedominen sichtbar und langsam in steiler Kurve hoch, überschlugen sich im Zenit plump und schwer und sausten auf sie los. Wenige Sekunden lang verfolgten ihre Augen die schwarzen Dinger. Dann rannten sie nach rechts, wieder nach links, Entsetzen in den Augen, stiessen mit anderen im Graben zusammen und warfen sich zusammengekrümmt hin. Es krachte. Seitwärts flogen Erdbrocken hoch. Die Gefahr war vorbei. Auf einmal war Leben im Graben. Niemand blieb in den Löchern, die doch keinen Schutz boten. Alles spannte nach den nächsten Abschüssen; aber es blieb ruhig.

Unteroffizier Marx, als Scharfschütze in der Kompanie bekannt, kam herbeigelaufen, stieg auf die Sandsackbastion und schob vorsichtig sein Gewehr mit dem aufgesetzten Zielfernrohr durch die Schussöffnung, stülpte einen leeren Sandsack mit zwei Sehlöchern über den Kopf und redete sich ganz langsam hoch, um frei das Gelände zu beobachten. Wieder knallte es dumpf von drüben, wieder sassen zwei von den schweren Koffern in der Nähe der Einmündung eines Laufgrabens hinter dem Graben, gut fünfzig Meter entfernt. Ein schwaches Wölkchen hatte dem Unteroffizier die Stelle des Abschusses vertragen, wo der Minenwerfer des Gegners stehen musste. Blohm hatte durch sein Glas sogar einen Blaugrauen bis zur Brust auftauchen sehen, der den Einschlag der Geschosse und ihre Wirkung wie auf einem Übungsplatze beobachtete. Der Mann war seiner Sadie sicher; denn bei dem Heranfliegen der Minen musste der Gegner ja stets nur scharf aufpassen, um im letzten Augenblick noch fortstürzen zu können.

«Haben Sie die Stelle, Herr Unteroffizier?» fragte Blohm und zitterte fast vor Jagdeifer. «Zwanzig Meter halbrechts, hinter dem kleinen Haufen, wo die neuen Säcke liegen. Haben Sie die Stelle? – Wenn ich bloss meine Knarre gehabt hätte! Dem Kerl hätte ich eine auf gebrannt.»

«Lassen Sie nur», unterbrach der Unteroffizier in verblüffender Ruhe, «bei der nächsten Lage erwische ich ihn. Beobachten Sie genau mit dem Glas!» Blohm rannte hinter einen Schutzschild in der Nähe, eine Schulterwehr weiter. Von dort hatte er, wie er befriedigt feststellte, auch freies Blickfeld. Marx zog das Gewehr mit dem Zielfernrohr fest an die Schulter und schob es durch das Loch zwischen den Sandsäcken. Er lauerte geduldig. Im Graben warteten die anderen fiebernd auf die neuen Abschnüsse.

«Der hat vielleicht Lunte gerochen!» vermutete einer, dem es schon zu lange dauerte.

Der Unteroffizier antwortete nicht, lag regungslos wie ein geducktes Raubtier, fertig zum Sprung, hinter seinem Gewehr.

Und dann rasten sie plötzlich alle wieder ratlos hin und her und stolperten übereinander; denn immer sah es aus, als schaukelten die Geschosse direkt auf sie zu. Marx und Blohm nur standen und rührten sich kaum, platt an die vordere Grabenwand gedrückt. Die Luft schütterte unheimlich von der Detonation der Minen, die jetzt schon näher ihrem Bereich lagen. Die Erde schrie auf und erbrach sich in zwei schwarzen Fontänen. Ein Hagelregen von Steinen und Lehmbrocken prasselte auf die übereinandergestürzten Leiber der am Boden hingeworfenen Menschen, und ein einzelner peitschender Knall giftete dazwischen. Marx hatte geschossen. Mit dem Aufschrei: «Getroffen!» sprang Blohm von seinem Beobachtungsstand, voller Glanz im Gesicht.

«Jawohl, der Knallmax böllert heute nicht mehr!» triumphtierte der Unteroffizier, nahm sein Gewehr und wischte es sorgsam und zärtlich ab. «Er schlug die Hände zusammen, haben Sie gesehen, und stürzte hintenüber. Ein einwandfreier Schuss!» Mit diesen Worten ging er, um an anderer Stelle seine Kopfgängerei fortzusetzen. –

«Eigentlich ist das eine verfluchte Gemeinheit, so mit der Knarre auf dem Anstand Menschen zu belauern», wagte Knauthe einzuwerfen, als die anderen, die in Gruppen herumstanden, mit Genugtuung den Vorfall noch besprachen. Aber da fuhr auch schon Blohm wütend herum: «Du Armleuchter! Du willst wohl durchaus so eine Liebesgabe von drüben auf deinen dusseligen Schädel haben! Mit Schokolade sind die nämlich nicht gefüllt.» – Die anderen lachten laut.

«Das nicht», entgegnete etwas verlegen Knauthe. «Aber ich glaube, mancher kann sich hier draussen so recht nach Herzenslust austun und kommt dafür noch in den Ruf eines tüchtigen Kerls. Darüber seid ihr euch doch alle klar, in Friedenszeiten kämen wir für jede unserer Heldentaten ins Zuchthaus!»

«Mensch, du bist meschugge!» Blohm schwoll die Ader auf der Stirn.

«So unrecht hat Knauthe nicht», lächelte Driessnack, «nur vergisst er eben, wo er ist. Blohm, du bist gut daran, du machst dir keine Gedanken.» «Das hab' ich mir längst abgewöhnt!»

«Hast denn du schon mal welche gehabt?» scherzte der alte Wagner. Im nächsten Augenblick flog ihm ein schmieriger Erdbrocken ins Gesicht. Ruhig, als sei nichts geschehen, wischte er sich mit dem Handrücken den Dreck ab und kümmerte sich nicht mehr um Blohm. Er kannte den Jähzornigen und bereute im Stillen, nicht geschwiegen zu haben. Aber vergessen wollte er das nicht, es würde sich schon eine Gelegenheit bieten, dachte er, wo er mit diesem Rauhbein wieder ins reine kam.

Gegen Mittag klärte sich der diesige Himmel etwas auf. Die Sonne liess sich hinter dem nassgrauen Wolkenteppich, der mit gelben Lichtflecken betupft war, ahnen. Auch sonst war es in der Stellung zum Aushalten. Die meisten Posten waren bereits am Vormittag, als der Beschuss durch Minen und Artillerie nachgelassen hatte, eingezogen worden. Jeder hatte das Gefühl, dass nichts Aussergewöhnliches zu befürchten wäre. Trotzdem gab es wenig Ruhe im Graben. Die Unteroffiziere jagten alle «Bärenhäuter», die sich in die Unterstände zurückgezogen hatten, dort schliefen oder Karten spielten, rücksichtslos heraus zum Schanzen. Das ganze Grabensystem war in einem recht zerfallenen Zustande und musste ausgebaut werden.

Blohm fluchte nach seiner Art, obwohl ihm die Puddelarbeit leichter fiel als Driessnack oder Knauthe. Er hatte Fäuste, grantig und knorrig, durch die schon vor dem Kriege nichts anderes als Ziegelsteine gewandert waren. Aber er knurrte, da ihn nach vergeblichen Aufforderungen des Unteroffiziers Leutnant Wolff selbst mit schneidender Stimme von seinem Lager im Unterstand aufgeschreckt hatte. Er vermutete dahinter wieder so eine «gemeine Angeberei» von Scholz, der «ihn sowieso auf dem Strich habe». Dem war aber gar nicht so. Der Leutnant räucherte vielmehr in alle Unterstände hinein, misstrauisch wie er eben war. Auch den anderen behagte natürlich das Arbeiten nicht; denn sie waren sich alle einig, dass während der fünf Monate ihrer Abwesenheit in den von ihnen vorher ausgebauten Stellungen die Rheinländer auch nicht einen Finger gerührt hatten.

«Die sind eben nicht so dumm gewesen wie wir», meinte Knauthe, «aus unseren guten Stuben haben sie Sauställe gemacht, weil sie wussten, dass wir bald aus der Champagne zurückkämen.»

«Das glaube ich auch», stimmte Wagner zu, «aber ihre Stellung war es ja schliesslich nicht», fügte er wie zur Entschuldigung der Beschimpften hinzu. «Aber unsere Stellung ist es», warf Feldwebel Toepel ein, «und darum ist es selbstverständlich, dass wir sie uns so fest wie nur möglich wieder herrichten. Wer weiss, wozu das noch mal gut ist. Oder wollt ihr vielleicht, wenn's hier losgeht, in solchen Schlammulden, Trichtern und Streichholzschachteln hau-

sen wie bei Mesnil? Das ist doch eine alte Geschichte: wie wir uns betten, so liegen wir.»

«Ja, immer mit der Nase im Dreck. Einem kalten Hintern ist das alles egal! Ob so oder so!» knurrte Blohm, gebückt über seinem Spaten, aber doch so laut, dass ihn alle verstehen konnten.

«So faul, scheint mir, sind die Rheinländer doch nicht gewesen. Wenn sie gekonnt hätten, würden sie schon gebaut haben», warf Driessnack ein, «aber hier ist es haarig hergegangen, das sieht doch jeder: Angriffe über Angriffe haben die armen Schlucker ausgehalten. Der Franzmann hat die Unterstände zerwicht mit seinem Trommelfeuer. Von allein ist das nicht alles in die Wikken gegangen.» Driessnack hatte irgendeine Widerrede erwartet; aber zu seiner Verwunderung sah er nur erstaunte, ja betroffene Gesichter, über die für wenige Augenblicke eine Ahnung kommenden Unheils huschte.

«Hm, elend gehaust haben sie, und Schwarze scheinen sie jetzt drüben auch zu haben», orakelte Scholz. «Am Trichter links sah ich ein paar tote Kaffern liegen. Dem einen hab' ich dieses hübsche Messerchen abgenommen.» Er zog einen langen blanken Dolch mit kunstvoll geschnitztem Griff aus seiner hinteren Hosentasche.

«Zum Kartoffelschälen nehmen sie wohl solche Dinger nicht», spassete Wagner, der vorsichtig mit dem Zeigefinger die Messerspitze betupfte. Aber der Unteroffizier steckte die afrikanische Waffe schnell wieder ein, als befürchtete er, dass ihm das seltene Kriegsandenken beim Herumreichen abhanden kommen könnte.

Nach ein paar Stunden hatte sich einer nach dem anderen doch in sein Loch gedrückt; jeder spürte die Müdigkeit wie Blei in den Gliedern. Die schlaflose Nacht, die langen Märsche vorher, das Schanzen und der verzweifelte Kampf gegen das Regenwasser hatten sie mürbe gemacht, selbst den Korporal, der stillschweigend und unauffällig die Arbeitsgruppe verlassen hatte. Blohm lag neben dem alten Wagner, der in seinen mit Drecktrotteln behangenen Schnurrbart schnarchte, und probierte drei linke Stiefel nacheinander an, die er als Ersatz für seinen eigenen, der ihm in der Nacht beim Anmarsch durch die Gräben verloren ging, einigen toten Kameraden abgenommen hatte. Den ganzen Tag über hatte er bereits in einem zu engen Ersatzstiefel wie in einem Schraubstock ausgehalten. Spöttisch lächelnd hatte Knauthe gemutmasst, dass daher Blohms schlechte Laune rühre. Selbst im Graben lagen sie in Zeltplanen und Decken gehüllt. Andere mauschelten bei schreiendem Spiel in einem engen Unterstand und nahmen den Pechvögeln die letzte Löhnung ab. Plötzlich stürzte ein Pinonier an den Liegenden vorbei, schreiend und mit blutleerem Gesicht: «Wo ist euer Leutnant? Wo ist sein Unterstand? Wir sind in einen Stollen beim Franzmann eingebrochen.»

Unter den Decken führen sie zusammen, verschlafene Gesichter tauchten aus den Löchern auf, einige begriffen in entsetzter Verwirrung, die meisten blick-

ten jedoch ratlos und unentschlossen aus verständnislosen Augen. Schon war Scholz, sein Gehänge im Laufen umschnallend, neben dem Pionier und mit ihm um die nächste Schulterwehr verschwunden. Während die anderen noch ganz verstört umherstanden und aufgeregt an ihren Gewehren sich zu schaffen machten, die Kapseln der Gasmasken umhingen und Stielhandgranaten an den Koppelriemen befestigten, erschienen sie schon wieder: Scholz und der Pionier. Hinter ihnen schnaufend und puterrot Feldwebel Toepel. «Gruppe Scholz, alles mir folgen! Handgranaten, Revolver und Masken mitnehmen!» befahl er ächzend, die Worte überstürzt hervorstossend. Keiner sagte ein Wort, jeder packte sein Zeug zusammen und folgte den Davonlaufenden. Das Fieber der Aufregung schüttelte ihre Glieder, peitschte sie vorwärts, das Blut hämmerte in den Adern.

In der Nähe des grossen Trichters lag der Eingang zu einem Minierstollen, vor dem ein Pionierleutnant mit seinen Leuten auf die Infanteristen wartete. Sein Meldegänger berichtete sofort, dass Leutnant Wolff von der Grabenkompanie sich bereit halte, die Artillerie hinten telephonisch zu benachrichtigen, und hier eine Gruppe zum Vorstoss schicke. Alle Züge der Grabenkompanie wären alarmiert. Mit knappen Worten skizzierte der Pionierleutnant den Angekommenen die Lage im Stollen. Zwei vor Ort arbeitende Bergleute waren mit dem Querschlag eines Mittelschachtes auf einen französischen Minengang gestossen.

Vorsichtig ging nun eine Patrouille von Grenadieren und Pionieren zum Schacht vor, wo sie kriechend bei den zwei Bergleuten, die bereits die Durchbruchsstelle zu einem Zugang erweiterten, ankamen. Franzosen, die dahinter gearbeitet hatten, waren geflohen. Wie Besessene schlugen die Hackenden weiter auf das bröckelnde Kreidestein los. Lauernd duckten sich die anderen hinter ihnen im Laternenlicht, das in gespenstischem Spiel die zuckenden Schatten ihrer Gestalten an die Wände warf. Ab und zu entstand auf Zuruf des Leutnants ein Pause horchenden Schweigens. Ein Loch, durch das sich schon ein Mensch hätte zwängen können, gähnte vor ihnen, dahinter unendliche Finsternis in kaltem Anhauch. Kein Laut war zu hören. Der Leutnant liess weiter hacken. Zwischen ihren Leibern schoben sie den abgeschlagenen Schutt nach hinten, wo er von den letzten in der Reihe in Sandsäcke geschaufelt und in den freien Graben transportiert wurde. Als endlich vor Ort der Zugang genügend vergrössert, Bewegung möglich war und der Gegner sich immer noch ruhig verhielt, drangen der Pionierleutnant, Pionier Sauer, Grenadier Knauth und Gefreiter Driessnack mit schussfertigen Revolvern und abgeblendeten Laternen in den feindlichen Gang ein. Sie konnten nur gebückt auf den Knien vorwärts rutschen, denn der Gang war eng und sehr niedrig. Unmöglich war es ihnen, in der Finsternis festzustellen, wie der Gang verlief, wohin er führte und ob er nicht schon geladen war, so dass jeden Augenblick eine Sprengung sie vernichten konnte. Von hinten näherten sich, auf dem

Bauche kriechend, Blohm und Wagner und brachten Schutzschilde. Sie waren vom Graben her in der Kette der sichernden Patrouillenleute durchgegeben worden. Langsam krochen die Spitzenmänner, Sauer voraus, hinter den vorgeschobenen Stahlschilden wieder vorwärts. In der linken Hand den Schild, den Ellbogen aufgestützt, in der Rechten den Revolver, kam Sauer an einer neuen Biegung des Ganges an, der immer nur auf kurze Strecken in gerader Richtung verlief. Den Stahlhelm tief ins Gesicht gedrückt, äugte er lauern rechts um die Ecke. Sie glaubten Geräusche gehört zu haben. Da krachte ein Schuss. Kreidebrocken fielen von der Wand. Gleich darauf steckte Sauer den Kopf wieder vor und sah, dass der Gang sich zu einem Raum erweiterte. Der Leutnant, davon unterrichtet, reichte dem Pionier eine Handgranate zum Wurf. Sauer entscherte, zählte, die anderen sprachen unwillkürlich mit, und plötzlich schleuderte er das Geschoss um die Ecke, ohne dem Gegner sich selbst zu zeigen und seinen Schüssen sich auszusetzen.

Ein Klirren, als fielen Steine in Scherben – Stöhnen – verhaltene Rufe – Worte, die unverständlich als Fetzen an die Ohren schlugen, echoten aus der unterirdischen Kammer. Langsam zogen Rauchschwaden, die Augen und Nasen reizten, um die Ecke und fielen wie dicke Giftschleier über die Angreifer. Sauer fühlte, wie ihn der Leutnant mit der Hand nach vorwärts drängte. Trotz der beängstigenden Verwirrung, die alle vier erfasste, begriff er, was er sollte, packte den Schutzschild und kroch aus dem schützenden Winkel dem verqualmten Franzosennest zu. Die anderen schoben nach. Immer noch verhinderte das beizende Gewölk jede Sicht. Allmählich wurde es dünner, und plötzlich sahen sie vor sich den erweiterten Raum und gebückte Gestalten, in Nischen der Wände gedrückt, Franzosen, die plötzlich schossen und langsam nach hinten rückten. Sauer schrie auf. Dicht hinter seinem Leibe, wie im Schutze eines kugelsicheren Walles, schossen die anderen drei auf die sich zurückziehenden Blaugrauen. Der Gegner verteidigte sich plötzlich nicht mehr mit seinen Revolvern und blieb verschwunden. Sofort wurde der Verwundete, der einen Schuss ins Kniegelenk erhalten hatte, zurückgezogen. Dann hörten die Lauschenden plötzlich das blecherne Geräusch von Ladekästen, die anscheinend hinter der Kammer, der Patrouille unsichtbar, von den Franzosen aufgebaut wurden.

«Ladekästen nach vorn bringen. Wir müssen ihnen zuvorkommen!» befahl der Pionierleutnant, und sein Ruf wanderte leise von Mund zu Mund durch den Stollen. Der Verwundete war inzwischen in Sicherheit gebracht. Die Patrouille zog sich bis zur Durchbruchsstelle zurück. Dort sollte der Gegner mit Aufbietung aller Kräfte durch eine Notsprengung abgequetscht werden, noch bevor er selbst seine beabsichtigte Sprengung ausführen konnte. Um die Franzosen im Laden zu hindern, liess der Pionierleutnant der Führung im Graben mitteilen, dass die feindlichen Schachteingänge von der telephonisch benachrichtigten Artillerie und den Minenwerfern unter dauerndes Störungsfeuer genommen werden sollten.

Wenige Minuten später wummerte über den Kämpfern im Schachte das Erdreich – der Befehl wurde ausgeführt. Grenadier Knauthe hatte aber bereits die 16. Ladekiste der Gegner gezählt, als endlich aus dem deutschen Graben die ersten Munitionskisten zugereicht wurden. Jede Minute war kostbar. Fieberhaft wurde Kasten an Kasten gebaut. Sie wollten den Franzosen den Vorsprung nicht nur abgewinnen, sondern ihnen zuvorkommen. Schweiß rann über die schmierigen Gesichter, manche rissen sich die Hände blutig. In langer Reihe, Mann an Mann liegend, reichten sie die Ladekästen vor. Dann folgten, ohne eine Atempause, die zur Verdämmung der Ladung notwendigen Sandsäcke. Dazwischen schreckten sie immer wieder Geräusche auf, die sie mit der Gefahr baldiger Sprengung durch den Gegner bedrohten. In einer grauenhaften Ungewissheit, in unheimlicher Anspannung aller Nerven und Muskeln, ständig von der Angst vor einem unausdenkbaren Tode geschüttelt, verrannen für sie so fast zwei Stunden wahnwitziger Tätigkeit, während der jeder Einzelne keuchend nach Atem rang. Endlich – endlich war es gelungen und die Ladung zündfertig in den Stollen beim Einbruch aufgebaut. Der Leutnant befahl: «Zurück!» Und wie ein Rettungsschrei traf das Wort ihre Ohren. Mit Stossen und Drängen, fast panikartig, stiess jeder seinen Vordermann, mit Flüchen und Verwünschungen, wenn es nicht schnell genug vorwärts ging – dem erlösenden Lichte des Tages zu.

Unversehrt war Knauthe als Letzter neben dem Leutnant dem drohenden Massengrab entstiegen, und schon lachten ihnen die kreidebleichen Gesichter der anderen entgegen.

Viele Worte wurden jedoch nicht gewechselt – es war höchste Zeit – jeder ging auf seinen Posten an der Brustwehr, wohin ihn der Alarm rief, und dann lauschten sie. Eine Minute – zwei Minuten – Driessnack beobachtete gespannt seine Leuchtuhr am Handgelenk – es war genau zehn Minuten vor fünf Uhr. Plötzlich ein einziger rammender Ruck, sekundenkurz, spürbar nur als ein dumpfer Stoss in den auf der Brustwehr aufgestützten Ellenbogen. Dann nichts mehr – Stille. Gar nichts rührte sich drüben. Dann begann wieder die Artillerie mit ihrem Störungsfeuer vor den Eingängen der feindlichen Minierstollen.

Leutnant Wolff kam mit dem Pionierleutnant durch den Graben und fragte: «Glauben Sie, dass die Sache gelungen ist?»

Der Pionier lachte breit und verzog sein zerschundenes, kalkbestaubtes Gesicht fast zu einem Grinsen, wie es weissbeschmierte Zirkusclowns zur Schau tragen – daran dachte Driessnack unwillkürlich, als er ihn mit Blutstreifen im Gesicht so stehen sah –, und antwortete endlich: «Wir haben sie bestimmt abgequetscht – Munition und Ladetrupp.»

«Das haben Sie wirklich fein gemacht, Herr Kamerad!» Dabei klopfte Leutnant Wolff begeistert des anderen Schulter und führte ihn weiter zu seinem Unterstand.

Gleich darauf trat Blohm zu Knauthe, klopfte ihm ebenso auf die Schultern

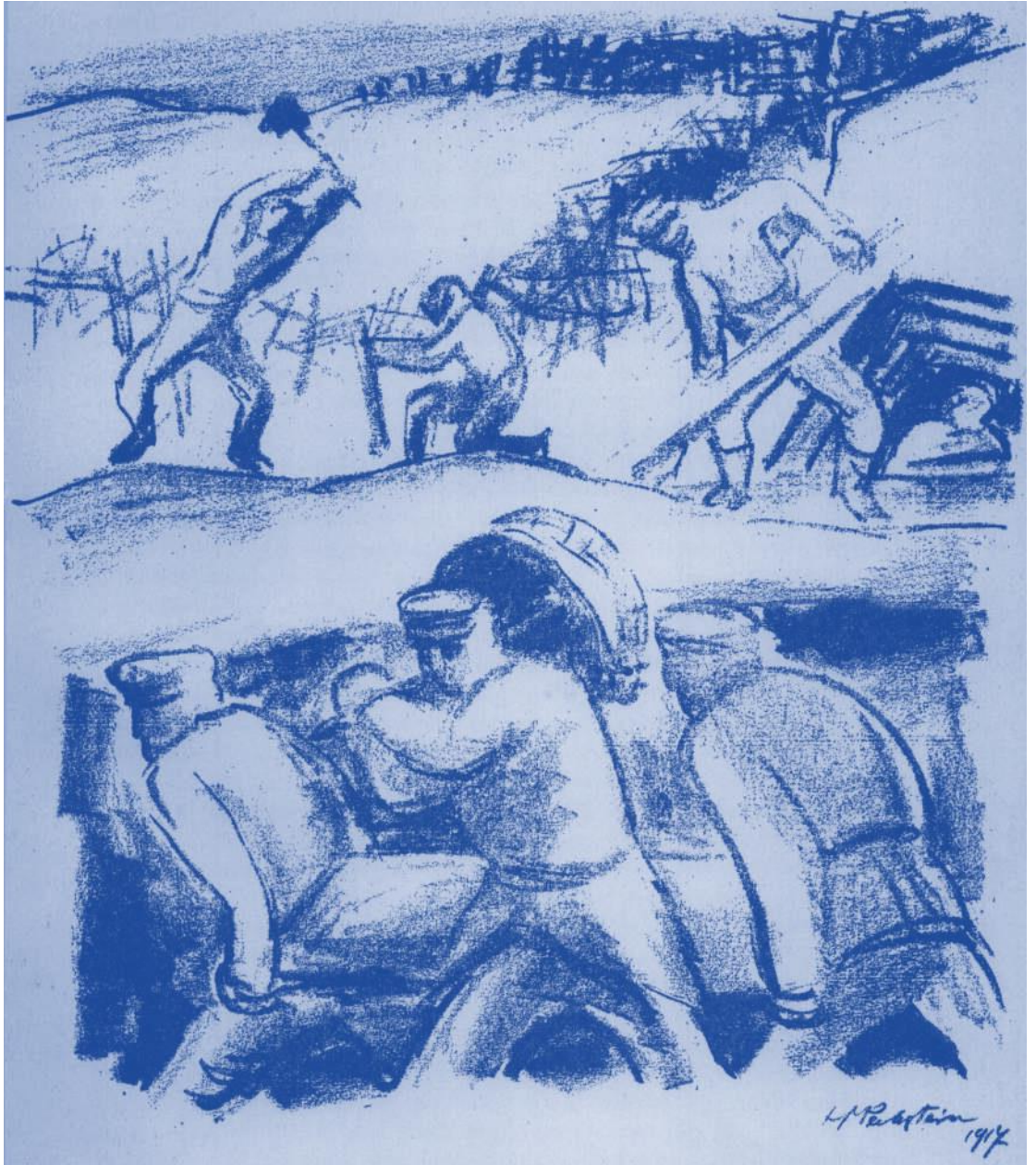
und ahmte zur allgemeinen Erheiterung die Stimme des Leutnants mit viel Glück nach, als er sagte: «Jawohl, das haben Sie wirklich ganz fein gemacht, Herr Kamerad! Da haben Sie auch einen feinen Kognak!» Und mit allem Ernst reichte er ihm seine Feldflasche, die Knauthe mit einem schiefen Blick auf Blohm ungläubig und misstrauisch betrachtete. Mit den Worten: «Wenn's auch bloss Kaffee ist – ich habe jedenfalls Brand!» nahm er sie doch schliesslich in die Hand. Sofort hatte er aber gemerkt, dass sie ganz leicht und leer war. Mit einem «Verdammich!» schleuderte er sie in die nächste Schlammlache. Brüllend quittierten alle den Witz, zugleich aber auch voller Schadenfreude über Blohm, der, sich zu einem Meckern zwingend, mit beiden Händen in der Pfütze nach seiner Flasche wühlte.

III

In der Nacht war auf der ganzen Linie geschant worden. Jede Gruppe hatte sechs Stunden lang fieberhaft an der Vertiefung und Befestigung der Gräben gearbeitet. Horchposten, die in kleinen Löchern vor dem Kampfgraben lagen, sicherten die Arbeiten am Drahtverhau, und die Franzosen nützten die gute Gelegenheit, um ebenfalls ihre Hindernisse mit Spanischen Reitern und Wickeldraht zu verstärken. Ganz deutlich hörte man ihr unterdrücktes Husten, streitende Worte, das Einrammen der eisernen Stäbe und das knackende Geräusch des Drahtes. Das war wie eine gegenseitige stille Übereinkunft, beruhigte selbst die Ängstlichsten draussen und schützte die Arbeit, die beschleunigt vorwärtsging, vor unliebsamen Überraschungen. Manchmal, wenn der Mond hinter dünnen Wolkenschleiern stand, konnte man sogar einzelne gebückte Gestalten, in Gruppen von zwei oder drei, drüben erkennen. Pioniere, die der draussen arbeitenden Gruppe Scholz zugeteilt waren, schlugen rücksichtslos mit lautem Hämmern die Pfähle ein, als legten sie ein Übungswerk weit hinter der Front an. Sie benahmen sich so unbekümmert, dass Unteroffizier Scholz mehrmals sie ermahnen musste. Sie lachten aber nur und witzelten über seine Worte. Gegen drei Uhr pfiff Feldwebel Toepel das verabredete Signal aus dem Graben; die Arbeit wurde eingestellt, und alles zog sich zurück. Die Horchposten sprangen als letzte in den Graben. Unmittelbar danach verstummten auch drüben alle Laute. Misstrauisch hatte der lauschende Gegner ebenfalls seine Nacharbeit beendet.

In ihrem Unterstand fanden sie sich wieder zusammen. Einer nach dem anderen steckte den Kopf herein, kroch auf sein Lager zwischen Decken und fauligem Stroh, setzte sich hin oder streckte sich aus, fluchte und schimpfte; denn jeder hatte Hunger und war enttäuscht, dass der «Frass» noch immer nicht da war. Wagner und einer von den Schnäpsern waren vor Stunden bereits nach hinten zum Essenholen gegangen.

«Die haben sich bloss von der Arbeit gedrückt», knurrte Blohm und stiess vor Wut mit seinem Stiefel gegen sein leeres Essgeschirr. Er schimpfte heiter über «diese



Mistkäfer, über diese Drückeberger an der Küche, die vor lauter Hosendampf mit ihrer Gulaschkanone nicht nahe genug an die Gräben heranfahren und dafür noch Auszeichnungen erhalten» und spie Gift und Galle über «die lieben Vorgesetzten, die Nacht für Nacht hinten in ihren molligen Flohkisten den ganzen Krieg verschlafen».

«Sie werden schon kommen!» tröstete Scholz.

«Ja, werden schon kommen; das ist klar», erwiderte Blohm giftig, «mit dem kalten Reis und der schwarzen Plempe!»

«Hoffentlich bringen sie auch die Post mit!» bemerkte Knauthe, dem das ganze Gerede Blohms zu langweilig war. Sie hatten sich alle schon zu oft ihre ausschweifenden Ansichten ausgetauscht, unzählige Male alle Pläne durchgesprochen, nach denen gehandelt werden müsste, wenn die schlimmste Ungerechtigkeit in ihrem Leben beseitigt werden sollte; aber es war trotzdem alles beim alten geblieben. Daran dachte er jetzt, als er sagte: «Da ist eben nichts zu machen, zwischen uns Frontschweinen und den Etappensauen sind zu viele Drahtverhaue.»

Aber auch diese Worte zündeten bei den anderen nicht. Vielleicht waren sie noch gleichgültiger als Knauthe oder Blohm, oder sie hatten nun gar keinen Hunger mehr. Scholz schrieb an einem Brief, Driessnack pfiff leise vor sich hin, und die beiden Ersatzreservisten Berndt und Rackow schabten mit ihren Seitengewehren den zähen Schmutz in dicken Fladen von ihren Stiefeln.

Plötzlich stapften draussen Schritte vorbei, Geklapper folgte, allen Ohren vertraut. Mit schweissnassen Gesichtern, zwei zusammengebundene Sandsäcke voll Brot über den Schultern, in den Händen die schmierigen Geschirre, schoben sich die beiden Essenträger ächzend durch die vorgehängte Zeltplane in die Höhle. Alles rückte beiseite, drückte sich an die Wände und machte Platz, damit beim Ablegen der kostbaren Last nicht noch zuletzt ein Unglück geschah. Dann umringten sie die lehmbesudelten Töpfe, rissen die Deckel gierig ab.

«Was soll denn das sein?»

Ihre Fragen und Meinungen schwirrten durcheinander; einige konnten nicht genau erkennen, schoben die anderen kniend beiseite; aber auch sie konnten zunächst nicht gleich des Rätsels Lösung finden.

Wagner, der sich mit dem Rockärmel ins nasse Gesicht fuhr, entschied, da er es ja wissen musste, mit kategorischer Strenge: «Nudeln! Bloss ein bisschen dünn sind sie.»

Mit gering abschätzenden Blicken auf die Kessel fanden sich alle mit der Antwort ab und überschütteten den Alten mit Fragen nach ihrer Post.

«Die hat mein Schnäpser», wehrte Wagner sie missmutig ab. Michaleck, der junge Ersatzreservist, brachte aus der Hosentasche einen einzigen zerknitterten Brief und gab ihn Knauthe, der sich sofort mit dem beschmutzten Papier in einen Winkel verzog. Schnell hatten die anderen ihre Enttäuschung überwunden und sich wieder dem Essen zugewandt.

«Wieder Fadennudeln», erklärte Wagner, der die Verteilung übernahm.
«Aber es ist eine gute Brühe!»

«Dreck ist drin! Du Hammel! Hier, was ist denn das?» Driessnack fischte mit seinem Löffel aufgelösten Schmutz aus seinem Napf.

«Der ist vielleicht von deinem Löffel, du Mistkäfer, weil du ihn nie sauber machst!» murrte Wagner.

«So siehst du aus. Auf die Fresse bist du gefallen, sag's nur gleich!» stiess Blohm gehässig hervor.

«Bin ich auch! Am Rollo-Graben funkten sie wieder ganz elend hin. Aber das nächste Mal gehst du!» erwiderte Wagner betrübt.

«Das hab' ich dir gleich angesehen», mischte sich Scholz ein; «aber die Hauptsache ist, dass ihr durchgekommen seid.»

«Von der fünften Kompanie hat es einen gesackt», versicherte Wagner, die Suppe aus vollem Löffel schlürfend, dass sie an seinem Kinn herabtropfte. Seine Stimme klang jedoch seltsam gepresst, als fiel ihm jedes Wort schwer. Scholz, der es schon bemerkt hatte, forschte nachdenklich mit ernsten Blicken in des Alten Gesicht.

«Was ist denn sonst los? Ihr seid ja ganz miesepetrig, ihr zwei!»

Wagner baumelte unentschlossen mit dem Kopfe hin und her, druckste unverständliche Kehllaute hervor, räusperte sich verlegen und warf plötzlich klirrend seinen Löffel in den Essdeckel, als widere ihn die Suppe an. «Wir sollen angreifen ... in den nächsten Tagen!» platzte er endlich los. Sofort hatten alle aufgehört, einen Herzschlag lang, als wäre eine Granate neben dem Unterstand eingeschlagen.

«Ist ja wieder so eine Küchenparole!» lachte Blohm gezwungen; aber der Ton seiner Worte verriet, dass er selbst nicht an sie glaubte.

«Da habt ihr diesmal kein Schwein», höhnte der Alte, «von morgen an ist Postsperrre. Und in St. Erme haben sie gestern schon bayrische Artillerie ausgeladen.»

«Deswegen ist noch lange nicht gesagt, dass wir angreifen!» – Sie sahen sich achselzuckend an, manche waren bleich geworden, und auf den knochigen Gesichtern vibrierten die Muskeln. Wagner schaute von einem zum anderen, ihre Blicke glitten weiter zu Michaleck wie in stummer Frage; aber der Neue nickte nur bejahend mit dem Kopfe und liess ihn schliesslich schlaff hängen.

..Das kann ja gar nicht stimmen, übermorgen müssen wir doch abgelöst werden.»

«Vielleicht sind die anderen dran!»

«Ganz sicher ist es so!»

«Vielleicht geht es auf der Höhe 108 oder am Chemin des Dames los!» «Natürlich, bei uns ist doch drüben gar nichts zu holen!»

In den Wirrwarr von Reden und Mutmassungen fielen wieder bedeutsam und schwer Wagners Worte: «Es soll diesmal auf einer breiteren Front ein grösserer Durchstoss werden.»

«Mensch, wer hat dir bloss die Latrine auf gehängt?»

Fast ärgerlich drehte sich Blohm zu dem Alten hin, schliesslich packte er Michaleck und schüttelte ihn unsanft: «Rede doch, Kerl, was hast du gehört?»

Der so grob Angeredete zog eine sonderbare Miene, kämpfte zwischen Lächeln und weinerlichem Grinsen: «Nichts weiter! Wagner hat euch schon alles gesagt. Er wird euch doch keinen Kohl vorreden. So und nicht anders haben sie es uns an der Küche erzählt.»

«Das ist also genau so, wie du sagst?» bohrte Blohm, schon unsicher geworden, in den Missmutigen hinein. Michaleck nickte nur und drehte sich ab. Sie sahen ihn alle mit hilflosen Augen an. Driessnack hatte sein Essgeschirr hingestellt, zog eine alte Zeitung aus dem Tornister hervor und las; Scholz nahm sich seinen Brief wieder vor und spitzte an einem Stumpen von Bleistift. Die anderen dösten schweigend auf ihrem Lager vor sich hin; aber dabei lauschten sie alle auf Wagners Erzählungen weiter mit gespannter Beklommenheit.

«Das ganze Totenkopfreiment ist in Prouvais eingetroffen», erklärte er ruhig; denn keiner unterbrach ihn mehr. «Und bei der Ari soll sogar eine österreichische Motorbatterie mit bei sein. Die kommen von Verdun! Kinder, da gibt's Zucker! Kaliber haben die! Zement und Beton, und wenn noch so dicke, ist nichts dagegen.»

Seine Worte nährten ihre Einbildungskraft ins Ungemessene; unheimliche Macht verspürten sie in ihrem Rücken; aber gallig fielen die Worte in ihr Bewusstsein, als Wagner berichtete, dass auch ein Feldsanitätsdepot mit vielen Krankenträgern und mehreren Feldgeistlichen in Réserve bereitgehalten würde.

«Da haben sie ja ganz nett vorgesorgt!»

«Die Knochensammler werden schön zu tun kriegen.»

«Wer Schwein hat, kann also sogar mit Halleluja verbuddelt werden.» So höhnten und spotteten sie plötzlich durcheinander, aber sie lächelten nicht mehr. Ihre Angst und Bestürzung verkroch sich in wüste Worte, und aus ihrem Kraftmeiertum zitterte doch hörbar das innerste Beben ihrer geschundenen Herzen. Draussen wussten sie die Toten noch von den letzten Stürmen liegen, schon flach und leer, langsam in Wind und Regen vergehend und verwehend. Keiner sprach aus, was so erhebend in Zeitungsberichten und Frontgeschichten der Kriegsberichterstatter und Heimkrieger sonst zu lesen war: «Unsere Truppen fieberten danach, den zermürbenden Stellungskrieg mit frischem, fröhlichem Angriff vertauschen zu können.» Und keiner verspürte Lust, denen daheim zu schreiben: «Jetzt endlich geht es los!» – Einige Augenblicke schwiegen sie nur erstarrt, ihre Gedanken hatten sich in Worten erschöpft. Wie eine Befreiung wirkte endlich Knauthes Ausbruch. Er prägte die gemeinsame Stimmung in die zerknirschten Worte: «0 diese gottverfluchte Bande!» ... Ihre ganze Ohnmacht, Furcht und Wut zuckte in diesem Ausspruch, der gegen ir-

gendwelche andere gerichtet war. Und dann sprachen sie weiter, hörten einander schweigend an und unterbrachen sich wieder. Dazwischen zogen sie abwechselnd auf Grabenposten, rauchten, ruhten und dösten. Sie gerieten zuweilen auch in Streitereien; denn die vielen Einzelheiten über die gemutmassete Truppenverstärkung, den Einbau neuer Minenwerfer und die Artilleriestellungen verknäulten sich immer mehr zu einem einfältigen Geschwätz, das ihr gegenseitiges Misstrauen erregte. Driessnack gab bald das Gespräch auf, als Blohm sogar die strategischen Pläne des kommenden Angriffs entwickelte und wie ein Berserker jeden anfuhr, der ihm grob, aber ehrlich widersprach. Unmerklich rückte Driessnack an die Seite des alten Wagner, stiess ihn an, vorsichtig jedes Wort überlegend, ehe er höflich fragte, um ja nicht den Landwehrmann zu verstimmen: «Sag mir doch, Max, verhält sich die Geschichte wirklich so, wie du sagst? Haben sie euch hinten bestimmt nicht angeschmiert?»

Wagner stutzte, zog ein Gesicht, als fühlte er sich beleidigt. Lauernd beobachtete er einige Sekunden lang die offenen Züge Driessnacks, räusperte sich dann verlegen und legte plötzlich seine Hand schwer auf des Kameraden Schulter, beugte sich vor und schaute ihm ganz nahe mit eindringlichem Ernst in die Augen: «Wenn ich es dir sage: es ist so!» Und lauter, dass es die anderen hören sollten, fuhr er in gereiztem Tone fort: «Meinetwegen braucht es aber niemand zu glauben. Vielleicht hab' ich euch bloss eins vorschwindeln wollen. Meinetwegen ...» Er lachte gepresst. Sein Gesicht war eine einzige Grimasse der Verzweiflung. «Aber wir werden es morgen, vielleicht auch erst später, was weiss ich, schon merken.» «Mensch, was ärgerst du dich da?» – Sie drängten sich auf einmal alle dicht heran. «Er hat dich wohl wieder angequasselt? Lass ihn doch, diesen Schulmeister. Der kann es eben nicht gründlich genug gesagt kriegen. Das ist so ein Berufsfehler von ihm. Erzähl doch ... Soll es wirklich bis über die Aisne gehen?» – Sie bestürmten ihn in eifrigem Durcheinander von neuem mit Fragen und glaubten, ihn so versöhnen zu können.

«Mit Driessnack hab' ich gar nichts», gab er endlich verbissen zu.

«Na, Alter, was regst du dich dann auf?»

«Warum?» Schon hatte seine Stimme wieder die schneidende Schärfe des Beleidigten. «Weil ihr mir nicht glauben wollt!» – Langsam hob er den Oberkörper von seinem Lager, auf das er gesunken war. «Jetzt fällt mir übrigens noch etwas ein. Ich habe das ganz vergessen. Michaleck, warum erinnerst du mich nicht daran? – Den Jungen hat es schon umgehauen. Er schläft.

Neugierig hoben sie alle die Köpfe. «Na, was denn, Alter?» «Mensch, schiess los!»

«Rede doch!»

Mit einer wahren Erleuchtung im Gesicht und mit gross aufgerissenen Augen sprach Wagner jedes Wort nun langsam und gewichtig betont aus: «Bestimmt stürmen wir ... Ganz bestimmt! ... Die Kompanie hat hinten beim Etappen-

proviant schon die Ballons mit Schnaps gefasst. Jawoll, der Etatmässige selber hat es uns gesagt.»

«Was? Schnaps?»

«Zielwasser?»

«Torkelwasser? ...»

«Gottverdammich!»

Alle hatten sie nun die Gewissheit: in den nächsten Tagen wurde gestürmt. Nun begriff selbst das harmloseste Gemüt und der beschränkteste Verstand. Kein Zweifel mehr. Schnaps? In solchen Mengen? Das hiess Angriff, Sturm! Nichts weiter! – Aber wann? – Keiner wusste es. Sie stritten auch darum nicht mehr. Sie wussten nur eines: draussen im Vorfeld zwischen den Gräben lagen noch viele Leichen der letzten Kämpfe, abgeschossene Patrouillenleute, im Sprung hingemähte Franzosen, Feldgraue und Blaugraue, alles in einem, nur Tote. Tief in Gedanken versunken hörte Driessnack, als er in der nächsten Stunde auf Posten stand, durch die stille Nacht ihre stummen Rufe. Die Toten lodeten die Lebenden ...

IV

Zwei Tage noch hielten sie aus, warteten, vergassen, warteten abermals und vergassen wieder; denn immer mussten sie schanzen, auf Patrouille ziehen, unter den Überfällen der Minen sich ducken, Eisenbahnschienen und Betonsäcke schleppen, Drahtrollen nachts tragen und Wasser schöpfen. Es geschah wirklich nichts. «Latrinenparole!» höhnten die einen, mit Gewalt sich innerlich beruhigend. «Abwarten!» mahnten die anderen, misstrauisch und zerschlagen. Aber alle hielten sie aus und kehrten zurück.

Drei Tage lagen sie dann in Ruhe, in den Holzbaracken nahe dem zerschossenen Dorfe, auf fauligem Stroh sich lausend, geplagt von Appellen, belästigt von Feldgottesdiensten, gepiesackt mit nächtlichem Schanzen in Reservestellungen und fingierten Angriffen auf Übungswerke.

Und am vierten Abend waren sie wieder an der Reihe, nach vorn zu gehen. Eine halbe Stunde vor dem Abmarsch in die Gräben erfuhren sie, dass es diesmal auf den Termitenberg gehen sollte, rechts im Walde neben ihrer alten Stellung. Der Hügel beherrschte das Gelände, das flach dahinter zum Tal der Aisne abfiel; seine Kuppe und Hänge waren zerwühlt von unzähligen Gräben, zertrichtert, zerpflügt von Granaten und Minen, die verschwenderisch auf dieses Stück Erde niederkeulten, seit langer Zeit schon. Hilflös entwurzelte Bäume, dürres Geäst, aus tiefem Grunde emporgewirbeltes Kreidegestein in wüst durcheinandergeworfenen Brocken hatten einst blühendes, friedsam idyllisches Gelände in eine trostlose Wüste verwandelt. Die Truppen des ganzen Abschnittes nannten den Berg die «Granatenwarze». Er war gefürchtet, und ein Gang zu ihm wurde als Strafexpedition aufgefasst. Er war bekannt als

«Regimentssarg» und «Totenkrater». Niemals verflackerte auf dem Hügel das Feuer. Er qualmte beständig, rumorte in den ruhigsten Nächten noch, grollte an allen Tagen, raste zuweilen in kochender Wut, umwölkte sich mit wehenden gelben und schwarzen Fetzen schieernden Rauches. Das Fleisch seiner aufgewühlten Erde mästete sich mit den zerrissenen Leibern unzähliger Toter, die in den Nächten verschüttet wurden, wenn in diabolischer Festlichkeit das Trommelfeuer die schwarze Finsternis unter dem Himmel aufzuckend verbrannte. Durch das qualmende, irrlichternde Gewoge fauchten wie Blutstrahlen die roten Alarmraketen, schwebten und schaukelten weisse Kugeln, und grüne Sterne blitzten auf, verlöschten, und wie aus einer Riesensaupe dröhnte Krach auf Krach und vermischte sich zu einem höllischen Konzert. Weit hinten in den Etappendörfern erzählten sie schauernd zu gewissen Zeiten unheimliche Geschichten, die von den Frontsoldaten unter die Kutscher, Armierer und Sanitäter kolportiert worden waren. An hellen Tagen wirbelte der Gewittersturm der Granaten sein dumpfes Getöse von dem Hügel sogar bis in jene Orte, die von den Grabenkämpfern keiner auch nur dem Namen nach kannte.

Langsam wie ein Leichenzug setzte sich am vierten Abend das Bataillon in Bewegung, stiller als sonst, um den Berg zu besteigen. Durch die Nacht spülte eine müde Luft. Auf der langen Strasse standen die Bäume und Sträucher in schreckhafter Regungslosigkeit. Hinter einer zerschossenen Ziegelei bog nach zwei Stunden der Weg in das schwarze Grauen eines dichten Waldes ab. Der bedeckte Himmel verschwand, der Grund unter den Füßen wurde schwankend; schwarz wie eine Mauer stand undurchdringliche Finsternis vor die Augen gerammt.

In langer Kette, einer dicht hinter dem anderen, ging es quälend langsam vorwärts. Am Seitengewehr oder Feldspaten hielt jeder krampfhaft sich an seinem Vordermann fest, so, dass das Koppel um den Leib zu sprengen drohte, zerrend an endloser, unsichtbarer, sich widersetzen Last. Flüche verwandelten sich sofort in hilflose Rufe und Angstschreie, wenn irgendwo die dunkle Kette durch den Fall eines Mannes jählings zerriss. Der Schweiß trieb aus allen Poren und frass salzig die Haut unter dem scheuernden Rockkragen am Hals.

Endlich nahm sie ein Laufgraben auf, ein in modernde Walderde flach gegrabener Weg, an dessen feuchten Lehmwänden sie einzeln weitertasteten. Es war wie eine Erlösung nach der qualvollen Blindheit. Auf den brusthohen Rändern, ganz nahe, tauchte manchmal ein länglicher Erdhaufen mit der traurigen Silhouette eines Holzkreuzes auf. Sie erkannten es schweigend ganz genau: Gräber •. Einzelgräber, manche schon flach und ohne Kreuz, kaum einen Spatenstich tief darunter vielleicht der Tote.

Allmählich lichtete sich der Wald. Bäume lagen kreuz und quer, zersplittert und zerspellt, verzweifelt mit dem Geäst in den Graben greifend, dass sie mit den Gesichtern dagegenstießen, die Augen verletzten und Stirn und Hände



sich blutig rissen. Der Graben war nicht mehr eben; zerschossene Stellen mussten überklettert werden. Die Bäume hatten keine Kronen mehr, ihre Stämme geisterten durch die Nacht wie verbrannte Säulen.

Plötzlich spürten sie in den Beinen, dass das Gelände sich hob. Der Berg begann. Im Scheine der Leuchtkugeln sahen sie, wie die vordersten Leute sich duckten und die Grabenwände hell schimmerten. Mit den Händen griffen sie nicht mehr an weiche Erde, sie fühlten felsige Kreide. Mit den Füßen stiessen sie oft gegen Helme, zerrissene Tornister und leere Blechbüchsen. Unterstände, kalte moderige Löcher, die kaum für zwei Mann Platz boten, waren in den Hang längs des Weges eingehauen, aber nicht besetzt.

Feldwebel Toepel stand in der Nähe des ersten dieser Löcher und flüsterte: «Alles Ruhe! Weiter durchsagen!»

«Rindvieh!» knurrte Blohm in sich hinein. Es sprach wirklich niemand. Keiner machte Lärm. Jeder ging so vorsichtig, wie er konnte. Sie wussten alle, warum. Ihr Gehen war ein leichtes Wippen in den Knien, das ein Schüttern ihres Gepäcks und Gerätes verhindern sollte. Ängstlich hielten manche ihre Kochgeschirre und Spaten fest, die sonst klapperten. Und dennoch mussten sie jenseits des Berges ihr Kommen, wie immer auch diesmal, weise bekommen haben. Ein Schrei gellte: «Achtung!»; aber viel zu spät. Eine Salve von Granaten raste nicht weit von ihnen hernieder, wühlte irgendwo feurig in die gequälte Erde und verspritzte rotzuckendes Licht. Alles war hingestürzt, ineinander verknäult, hatte sich in die Erde gekrallt. Splitter knackten gegen Holz. – «Auf!»

Langsam ging es der flachen Kuppe zu, durch immer tieferen und engeren Graben und schliesslich auf der anderen Seite des Berges ein wenig wieder abwärts. Im vorderen Graben standen tornisterbepackte Leute, fertig zum Abmarsch, und trieben leise zur Eile an. Unteroffiziere übergaben einander Unterstände und Gruppenabschnitte, redeten in hastigem Wortwechsel, dazwischen fuhr ab und zu ein überraschender Schuss. «Wie ist es hier, Kamerad? – Habt ihr viel Verluste gehabt? – Setzen sie auch Minen her? – Grosse? – Ist eure Villa bombensicher? – Wie weit liegen sie weg? – Müssen Horchposten vor das Drahtverhau?» schwirrten unzählige Fragen verängstet auf.

Und gespannt hörten sie auf die geflüsterten Antworten: «Es geht. – Sieht schlimmer hier aus, als es ist. – Ihr Graben? Ungefähr hundert Meter, an der Sappe rechts bloss zwanzig. – Lasst euch am Tage nicht viel merken. – Schanzt bloss nachts. – Hier zwanzig Meter geradeaus liegt bis zum Morgen vorm Draht ein Posten. – Vergangene Nacht kam eine Patrouille heran. – Ein Toter von ihnen liegt noch draussen. – Bei Feuerüberfall müsst ihr hinter in den Fanggraben, bloss Alarmposten bleiben im Betonunterstand. – Na, das wird euch alles noch euer Alter vormeckern.» Während sie so unbeschwert

sprachen, huckten sich bereits die Letzten die Tornister auf. «Also Servus! Gut Heil! Und Knochenbruch!» – Weg waren sie.

Den Berg hinunter verloren sich die Geräusche ihres Abzugs. Unheimlich überfiel die Zurückgebliebenen die Gewissheit, ungewissem Schicksal in fremder Umgebung nun ausgeliefert zu sein. Aber nicht lange dauerte es, und die Posten, die zuerst aufziehen mussten, waren ausgestellt. Während sie ihre Seitengewehre aufpflanzten und nach den eingebauten Kästen mit den Handgranaten suchten, zogen die Übrigen wieder nach rückwärts, um es sich in den Unterständen etwas unterhalb der Bergkuppe für die Nacht bequem zu machen. Im Schutze des Hanges, tief in das feste Gestein der Kreide hineingehauen, befanden sich eine Anzahl Kasematten, fest ausgesteift mit baumdicken Hölzern und Wand Verschalungen. Befriedigt stellten sie später fest, dass diese unterirdischen Bauten solideste Pionierarbeit waren.

Zunächst entspann sich vor den Eingängen längs des ganzen Grabenganges ein wildes Getümmel, Stossen, Schlagen und rücksichtsloses Drängen, wobei sie alle Gefahr vergassen, laut schrien und wüst fluchten. Die Fäuste der Unteroffiziere fuhren rasend zwischen die Knäuel der schwerbepackten Leiber, versuchten sie auseinanderzureissen und den Ansturm auf die' besten Plätze im Innern der dunklen Löcher vergebens aufzuhalten. Manche heulten vor Schmerzen auf. Sie waren zwischen Balken und Querpfeosten eingeklemmt hingestürzt und in der Finsternis von Nagelstiefeln auf Hände und Beine getreten worden.

Auch Unteroffizier Scholz kämpfte heroisch gegen seine Gruppe an, überschrie den Tumult aus Leibeskräften und drang endlich durch.

«So ein Blödsinn!» keuchte er fast atemlos, als sie sich in ihrem Loche befanden und befriedigt im Scheine der Taschenlampen feststellten, dass genug Platz für alle vorhanden war. «Schlimmer wie die Ochsen. Dà seht ihr's doch! Jeder kriegt sein Lager! Das ganze Gelumpe habt ihr mir heruntergef etzt !»

«Mich hat so ein Hund an einen Pfosten gerammelt», knirschte Blohm und rieb sich die Stirn, auf der eine riesige Beule rot aufblühte.

«Mein ganzes Kunt haben sie mir vom Leibe gerissen», klagte ein Schnäpser und hob das Koppelzeug auf, das von Stiefeln in den Dreck getreten dicht am Eingang lag.

«Na, ich glaube, hier kann sich wohl keiner beklagen; denn es ist ja jeder dabei gewesen», meinte Knauthe lächelnd, der sich schleunigst in einem Winkel einrichtete.

Während ihr Gezänk zerbröselte, krochen sie zufrieden auf ihre angewiesenen Plätze, schoben die Tornister als Kopfunterlage hin und rollten die Schlafdecken auseinander. Altes Stroh und eine dünne Schicht zerrissenen oder zerschnittenen Papiers war die Unterlage, auf der sie sich ausstreckten. Sie waren wirklich zufrieden und stellten einmütig fest, dass es hier oben auf dem Berge wenigstens ein trockenes Lager gab.

«Ich glaube, fünf Meter gewachsenen Boden haben wir mindestens über uns», meinte Wagner und rekelte sich behaglich hin.

«Mensch, das sind mehr», widersprach Blohm. «Da können sie ruhig eine Einundzwanziger aufs Dach setzen, das hält aus.»

«Ich wünsche mir was anderes», warf Scholz ein, während er sich die Stiefel auszog und seine verschobenen Fusslappen wieder richtig wickelte. «Sie sollen bloss keine Dummheiten machen, die da drüben.»

«Hübsch war es ja nicht, dieser Nachtausflug durch den Wald hier herauf», mischte sich Driessnack in das Gespräch, «aber jetzt ist es doch ganz leidlich. Das hätte doch keiner gedacht, dass es auf der Warze sich so anständig leben lässt.»

«Ich hab' es mir gleich gedacht, dass die Franzmänner auch hier bloss mit Granaten schiessen», meinte Knauthe. «Das andere war nur Etappenquatsch.»

«Wahrhaftig, die Kerle hinter der Front haben mehr auszustehen als wir, wenn sie das Feuerwerk von Weitem sehen und die schönen Geschichten der Grabenlatscher dazu hören», lachte Blohm, «das möchte man jetzt schon glauben.»

Während dieses Gespräches krachte es draussen von Zeit zu Zeit, bald ferner, bald näher. Die Lichter, die sie angesteckt hatten, zuckten, drohten zu verlöschen, und feiner Sand rieselte zwischen dem Gebälk bei jedem Einschlag von der Decke. Zuweilen funkte sogar ein greller blitzender Schein durch die Spalte der Zeltplane am Eingang, und in mehrfachem Echo kollerte das Getöse den Hang hinunter in den Grund des Waldes. Dann schob ab und zu einer den Kopf hinaus in die Nacht, spähte, horchte und stellte fest: «Viel zu kurz! Ich glaube, wir liegen in einem toten Winkel.» Oder ein anderer fühlte sich ebenso in Sicherheit und verkündete mit gehobener Stimme: «Sie pfeffern zu weit. Sie machen bloss Kleinholz da unten. Hoffentlich erwischt's nicht die Ablösung im Wald.»

Die Zeit verging. Einige ruhten schon. Der schlafende Michaleck piffte in einer dunklen Ecke den Atem durch die Nase, dass Knauthe für einen Augenblick an Ratten im Gebälk dachte. Driessnack las in einem ganz aus dem Einband gefallenen Buche, Scholz kaute an einem Stück Brot und stierte auf Bilder in einer illustrierten Zeitung. Blohm schielte interessiert über die Schulter des Unteroffiziers hinweg und schien ebenfalls in die Lektüre vertieft zu sein. «Sturmangriff auf Douaumont! Dass ich nicht lache! Das ist ja die reinste Parade auf einem Exerzierplatz bei bengalischem Feuerwerk. Dem Maler möchte ich eins in die Fresse hauen!» schimpfte er.

«Ja, Schwindel überall», gab Scholz zu. «Woher sollen die Zeitungsleute es auch wissen?»

«Sie sollen es sein lassen, Frontbilder zu malen und Anekdotchen zu erzählen, wenn sie es nicht erlebt haben», erwiderte Blohm.

«Mancher hält sich damit seine Stellung in der Heimat», antwortete Scholz,

peitschte flüchtig die Seiten des Blattes durch und warf es schliesslich zerknüllt in die Ecke. Er holte sich seine Pfeife aus dem Tornister hervor, stopfte sie umständlich, brannte sie an und legte sich schmauchend nieder. Blohm drehte sich zur Wand und schnarchte in wenigen Minuten, als ginge ihn der ganze Krieg nichts mehr an. Eine Kerze nach der anderen löschte aus, Qualm und Dunkel schwelte im Unterstand.

Nach zwei Stunden schob sich die Zeltplane auseinander, ein Posten kam, liess die Taschenlampe über den Liegenden aufleuchten und zerrte die ablösenden Grabenposten rüttelnd an den Beinen.

Driessnack war der letzte, der noch über seinem Buche wach blieb. Nachdem er es beiseitegelegt hatte, zog er seine Decke bis ans Kinn herauf und versuchte zu schlafen; aber er konnte die Gedanken nicht aus dem Kopfe scheuchen. Unruhig glitten seine Blicke durch den mit Leibern, Gewehren, Tornistern und allerlei Gerät eng ausgefüllten Raum, wo er alles an seinem richtigen Platze im Dunklen ahnte. So geht es nun schon jahrelang, dachte er, kann es überhaupt noch anders sein? Wir liegen im Dreck und sind schon froh, wenn es bloss so ist wie hier. Es könnte ja leicht auch anders sein: wir könnten, genau so wie hier in dem Unterstand, längst nebeneinander in einem Massengrabe liegen. Dass dies noch nicht der Fall ist, verdanken wir vielleicht bloss einem Zufall. – Gesichter erschienen ihm, die er einmal gekannt hatte; der und jener fiel ihm wieder ein, mit dem er Leib an Leib irgendwo zusammengelegt hatte und den sie längst vergraben hatten. Immer langsamer kreisten seine Gedanken, bis sie endlich in einem traumlosen Schlaf schemenhaft zerflossen.

V

Mit dem erwachenden Tageslicht stiegen die Granaten und Minen aus den Wäldern und Talschluchten. Die Feuerpausen wurden immer kürzer und liessen sich nicht mehr berechnen. Der Berg rauchte wie eine hämmernde Riesenschmiede; Bäume wurden geköpft, ächzten und rauschten im Wald. Schrapnellwölkchen segelten, von leichtem Morgenwind getrieben, über den Gipfel und zerästelten in fadendünne Streifen. Schwerste Kaliber tatzten blindlings mit breitem, tiefem Prankenschlag in die Erde, dass Qualmbäume aus Steingetrümmer emporwuchsen, in deren schwarzen, unheimlichen Schatten die Menschen im Graben sich ohnmächtig verkrochen und duckten. Dazwischen narnten sie die Minen, vor denen sie in lächerlichem Tanz auswichen. Der Nebel, der zunächst noch um den Berg lag, zerging allmählich und verflüchtigte sich in dem feurigen Gewitter, das sie umtobte.

Der französische Graben tauchte in seiner ganzen Breite auf. Dahinter Wald und wieder Wald und in undeutlicher Verschwommenheit Mauerreste eines Dorfes in der Ebene. Durch das Glas sah Scholz auf dem zerschossenen Dachfirst einer grossen Ferme, die am Eingang des Ortes lag, eine zerrissene, weis-

se Flagge mit dem Genfer Kreuz. Unermüdlich schoss die deutsche Artillerie gerade nach dieser Stelle und, wie Scholz feststellte, mit gutem Erfolg. Gelbe Staubwolken fuhren nach jedem Einschlag aus dem Gebäude hoch. Sicherlich stand dort hinter dem Haus im Schutze der neutralen Flagge eine Batterie jener gefürchteten Nahgeschütze, die mit flachen Schüssen der 7,5-cm-Granaten so verheerend im Graben wirkten. Oder hiess es nur so?

Fast alle hielten sich im Graben auf, beobachteten durch die Schlitzlöcher das Gelände, zählten die Gefallenen, die draussen lagen, oder warfen sich plötzlich wieder hin, wenn die Feuerwalze näherrückte. Von links brachten Sanitäter einen Verwundeten auf einer Bahre, als gerade wieder die schweren Minen über dem Abschnitt der Gruppe Scholz heranschaukelten. Scholz zerrte sie eiligst zu dem Unterstand; die Träger mit ihrer Last verschwanden darin, die anderen krochen neugierig nach. Der Verwundete zuckte bei jedem Krach der nah einschlagenden Geschosse zusammen, und sein Gesicht verfärbte sich in unheimlicher Blässe. Sie hatten ihn alle erkannt, standen schweigend um ihn herum, während die Sanitäter ihn aufrichteten, vorsichtig seinen Rock abstreiften und der entblösste Rücken mit fünf oder sechs kleinen Löchern sichtbar wurde, aus denen kaum Blut floss. Während sie ihn verbanden, sah der Verwundete sie in einer erschütternden, lautlosen Angst aus starren Augen an, als wollte er ihre heimlichen Gedanken erraten ...

Es war Finck, der ehemalige Kutscher vom Furagewagen der Kompanie, ein Bauernsohn, der seit Beginn des Krieges hinten ausgehalten hatte und nun zum ersten Male im Graben war. Er hatte dem Feldwebel irgendetwas zu Unrecht getan und war darum während der letzten Tage in den Baracken abgelöst worden. Blohm hatte schon immer behauptet, dass Fincks Vater den Feldwebel und dessen Familie in der Heimat reichlich mit Butter, Eiern und anderen seltenen Lebensmitteln versorge und der Sohn deswegen auf dem sicheren Druckposten hinten bleiben dürfe. Und nicht nur Blohm glaubte das, auch andere hatten es schon ausgesprochen, weil der Kutscher selbst es einmal im Rausch grosssprecherisch verraten hatte.

Nun kauerten sie seltsam betroffen neben seinem Lager. Einzelne versuchten ihm Mut zuzusprechen. Andere stellten verlegene Fragen nach seinem Befinden; aber er lag regungslos, so, wie ihn die Sanitäter auf die rechte Seite gelegt hatten, unter seiner Decke und sprach nicht, als hätte er sie gar nicht gehört. Hinter seinem Rücken gab der Sanitätsunteroffizier allen ein nicht misszuverstehendes Zeichen mit der Hand, worauf sie wiederum verstummten.

Es war ausgeschlossen, dass er sofort zurückgetragen werden konnte. Es lag schwerster Beschuss auf dem Laufgraben, der den Berg abwärts führte. Eine Ordonnanz, die eben vorbeistapfte, berichtete, dass der Weg bis zum Bataillonsunterstand drunten im Walde, wo sich der Arzt befand, stellenweise voll-

ständig zusammengeschoßen war. So gingen die Stunden hin. Die Granaten tobten und wirbelten weiter. Und die Erde dröhnte. Gegen Mittag wurde Finde unruhig, er verdrehte die Augen, bäumte sich auf, dass ihn die Sanitäter mit festen Griffen auf der Bahre halten mussten. Und eine Stunde später, als Driessnade und Scholz wieder einmal nach ihm schauen kamen, lag er ruhig, vollständig mit der Decke zugedeckt, neben den Zigaretten rauchenden Sanitätsleuten. Er war tot.

Nach Einbruch der Dunkelheit nahmen ihn Essenholer, in eine Zeltplane verpadet, mit nach hinten. Einige warfen letzte Blicke hinter dem formlosen Bündel her, das schwer an der Stange zwischen zwei Trägern durch den Graben schaukelte.

«Einen Tag hat er bei uns verbracht. Einen Tag im ganzen Krieg», flüsterte Driessnack Unteroffizier Scholz zu. «Der Spiess wird Augen machen. Vielleicht schlägt ihm nun mal das Gewissen!»

«Das glaube ich nicht!» meinte Scholz. «Er wird sich sagen: bei der Küche hätte es ihn genau so erwischen können. Der wird doch nicht zugeben, dass für sie hinten der Krieg gemütlicher und weniger gefährlich ist.» «Hm. Wenn man an ihre Reden denkt, die die Grossmäuler führen, muss man schon glauben, dass du recht haben kannst», stimmte Driessnack kleinlaut zu.

Gegen Morgen musste die Gruppe Scholz ihren Unterstand räumen und in die Sappe unten am Hange auf Posten ziehen. Es war noch dunkel; aber langsam erhellte sich schon der Himmel. Die Sterne verblassten, und der Nebel schiehrte feucht über den Waldstücken und den Gräben. Vom Sappenkopf bis zum gegnerischen Graben, der sich ebenfalls als horchender Fühler weit in das Gelände von der französischen Hauptstellung aus vorschob, betrug die Entfernung 20 Meter. Hüben wie drüben zwangen sich die Leute zu grösster Ruhe, es wurde nur flüsternd und möglichst gar nicht geredet. Verschlammtes Stroh, Säcke, ja sogar alte Teppichfetzen, die irgendwann einmal auf die Grabensohle geworfen worden waren, dämpften die Schritte, und ein hohes Drahtnetz, von Stangen im Graben gehalten, schützte den Posten am äussersten Ende des Ganges vor Handgranaten. Bei den Franzosen war es ebenso, wie sie durch die auf ein winziges Sehloch verkleinerte Öffnung in dem stählernen Schutzschild feststellen konnten, der unsichtbar für den Gegner in einem riesigen Sandsackwall eingebaut war. Niemand hielt sich ohne Grund im Freien auf; am Tage stand immer nur einer, in der Nacht zwei auf Lauerstellung. Die anderen sassen im Unterstand, der sich etwas weiter rückwärts befand, und vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel und Schlafen. Nur ein Gutes brachte der Aufenthalt in der Sappe mit sich: man war vor den Granaten sicher, die immer nur auf dem Kampfgraben hämmerten. Auch die schweren Minen bedrängten sie hier nicht, dafür aber überfiel die Besatzung zuweilen, plötzlich und schreckhaft, der heimtückische Tod in Gestalt von Handgranaten, die den Weg über das Netz gefunden hatten.



Der Sappenkrieg war von einer ganz besonderen Art. Hinterlist und Tücke triumphierten. Nach stundenlanger Ruhe zerkrachte das friedliche Schweigen oft nur durch eine einzige in dem Graben gelandete Handgranate, die, aus niederträchtiger Laune geworfen, zufälliges Unheil anrichten sollte. Am Tage konnten die flirrenden Geschosse oft noch zeitig genug im Anflug bemerkt werden; aber in dem grausamen Dunkel der Nächte half nicht einmal die schärfste Beobachtung. Von den Leuten, die in dieser Sappe gesessen hatten, wurde erzählt, dass der Franzose manchmal auch kleine, aus dünnwandigem Glas hergestellte Fläschchen herüberwerfe, die eine rote und grüne Flüssigkeit enthielten. Wenn sie nicht gerade in weichen Sand oder Schlamm fielen, zerbrachen sie in winzige Stückchen und verspritzten ihren geheimnisvollen Inhalt als feurige, blaufflackernde Spritzer, die sofort die Kleider des Unglücklichen, der davon getroffen wurde, in Brand setzten.

Von alledem verspürten Scholz und seine Leute in den ersten Stunden des Vormittags nichts. Sie unterhielten sich aber im Unterstand darüber und waren fast einer Meinung, dass es eigentlich ein Glück bedeute, hier vorn zu liegen, in ziemlicher Sicherheit vor Artillerie und Minenwerfern. Sie kamen umso lieber zu diesem Urteil, da sie vorher den Befehl, die Sappe zu beziehen, mit unverhohlener Wut quittiert hatten.

Um die Mittagsstunde setzte schlagartig ein schlimmes Zerstörungsfeuer auf die deutschen Gräben ein, dessen Donner von der vergeltenden Antwort der deutschen Artillerie zu einem teuflischen Krachen verstärkt wurde. Gegen alle Abmachung krochen sie aus ihrem Sappenunterstand und beobachteten interessiert die gewaltigen Rauchfahnen und wilden Ausbrüche der feurigen Geysire, die Steinbrocken und Lehmklumpen, Baumstücke und nicht zu erkennende Dinge haushoch in die Luft schleuderten. Einmal behauptete Knauthe sogar, den zerrissenen Leib eines Menschen deutlich gesehen zu haben, wie er aus dem französischen Graben emporgewirbelt worden sei. Im Anblick des tosenden Unwetters, das nur die Sappen verschonte, hätte jeder das Schrecklichste, das erzählt wurde, für wahr gehalten.

Plötzlich gab Blohm einen leisen, fast unterdrückten Schreckenslaut von sich, taumelte aus dem Gedränge und lehnte bleich an der Wand. Er griff nach seinem linken Oberarm, wo die Uniform zerrissen war. Ohne Hilfe konnte er sich den Rock selbst ausziehen. Das Hemd zeigte einen blutigen Fleck; aber es war nur ein leichter Riss im Muskelfleisch, aus dem spärlich das Blut sickerte. Scholz hatte schon ein Verbandspäckchen bei der Hand, betupfte die Wunde und legte die Mullbinde darum. «Das war bloss ein Kratzer», meinte der Unteroffizier, «ein verirrter Splitter ohne Saft und Kraft.»

«Es langt nicht mal zu einem Heimatschüsschen», konstatierte Wagner lachend.

«Ein saumässiges Glück!» meinte Knauthe.

«Eine richtige solide Sache für einen Heimatschein wäre mir lieber gewesen!» erklärte Blohm verärgert. «So ist es eine Gemeinheit!»

«Das könnte dir passen, du alter Schwede!» entgegnete Wagner, der kein Hehl aus seiner Schadenfreude machte. «Heimswirren und uns hier in der Tinte sitzenlassen.»

Vom Hauptgraben her kamen plötzlich Radiow und Berndt, die beiden Reservisten des letzten Ersatzes, hastig gelaufen. Ihre Gesichter waren geschwärzt, und auf Berndts Rücken lag didter weisser Staub, als hätte man über ihn einen Sade Mehl ausgeschüttet. Sie setzten sich ganz erschöpft auf einen Stapelrest von Balken, schnauften mächtig und schauten verwirrt nach rückwärts, wo das Geramme der Granaten ununterbrochen krachte und schwarze Wolken ballte. Im nächsten Augenblick stiess aber auch schon Rackow aufspringend die Worte hervor: «Kameraden, ein Unterstand ist hinten verschüttet worden. Es liegen welche drin. Wir zwei standen in der Nähe auf Posten.» Die Leute von Scholz sahen sich an.

«Los, drei Mann hin! Spaten und Hacken nicht vergessen!»

«Wir können doch nicht alle aus der Sappe wegrennen», meinte Wagner plötzlich dienstbeflissen und zog sich in den Hintergrund zurück.

«Ich habe gesagt: drei Mann!» fauchte Scholz. «Los, du Driessnadc und Blohm du!»

Rackow und Berndt sahen den drei Läufern nach, noch ganz gelähmt.

Keiner von den dreien sagte ein Wort, als sie dem Kampfgraben zustürzten. Kaum achtzig Meter betrug die Strecke bis dahin; aber die Erregung nahm ihnen die Luft weg. Immer näher rückte die feurige, rauchschwelende Wand der Einschläge. Stolpernd, sich hindudcend, wenn ein Donnerschlag neben sie fuhr, erreichten sie endlich den Graben. Gleich links hinter einer Schulterwehr, die zur Hälfte zerstört war, fanden sie den Ort des Unheils. Sie orientierten sich schnell und stellten fest, dass die Granate zwischen die Schulterwehr und den Unterstandseingang eingeschlagen war, die Dedce jedoch nicht eingedrückt sein konnte und anscheinend nur das Eingangsloch von hohen Erdmassen verrammelt war. In wahnsinniger Hetze stiessen sie die Spaten in die Erdmassen hinein, schaufelten und warfen den lockeren Boden hinter sich. Blohm schmerzte der verwundete Arni; aber er gab keinen Laut von sich. Dazwischen heulten die Granaten vor und hinter dem Graben, oft so nahe, dass ein Regen von Steinen und Lehmbrocken sie in ihrer ungeschützten Stellung traf.

«Sie müssen noch alle lebendig drin sein», keuchte in einem Augenblick des Verschnaufens der Unter.

«Verdammich!» schrie Blohm, als sie sich plötzlich bäuchlings unter der Wucht des Einschlags einer «Schweren» hinwerfen mussten und eine Erdwelle über den Rand des Grabens brach, mitten auf den Unterstand und die bereits freigelegte Strecke. Mit einer verbissenen Wut setzten sie aber gleich wieder ihre Arbeit fort. Dazwischen erschien es ihnen, als habe die Heftigkeit des Beschusses bereits nachgelassen.

Endlich stiess Driessnack mit dem Spaten gegen Holz. Es musste der obere Querbalken über dem Eingang sein. Nun drangen sie energisch nach unten vor. Schon gab die Erde innen nach. Plötzlich wurde die Spitze eines Stiefels sichtbar.

«Jetzt vorsichtig weiter! Sonst hacken wir dem armen Hund die Knochen kaputt», mahnte Blohm.

Vorsichtig legten sie das Bein immer mehr frei. Scholz hatte den Stiefel gefasst und bereits daran gerüttelt, den Verschütteten zum Zeichen, dass die Rettung nahe war. Und wirklich: der Fuss bewegte sich, er antwortete; ununterbrochen winkte er, es sah fast lustig aus, und diese Geste lautloser Freude – oder war es Verzweiflung – feuerte die Grabenden aufs äusserste an. Schon waren sie bis zu dem Oberschenkel des Verschütteten vorgedrungen, als in einer seltsam verdrehten Lage auch der Stiefel des anderen Beines zu sehen war. Nun gruben und scharften sie, dass ihnen das Blut in den Adern hämmerte und die Lungen nach Luft rangen. Plötzlich stach Driessnacks Spaten widerstandslos wie in leere Luft. Er selbst stürzte dabei mit nach vorn und fuhr mit einer Hand durch die dünne Dreckwand. Von innen kratzten Hände und Feldspaten entgegen, ein Spaten stiess durch.

«Luft! Luft!» schrie jemand dumpf, wie aus weiter Ferne. Ein Kopf, hochrot und geschwollen, dreckbesudelt, wühlte sich verzweifelt durch den Schutt; Schultern ruckten stossweise, und gurgelnde Laute röchelten aus verquollenem Munde. Scholz und Driessnack packten den ersten Mann und zerzten ihn mit Gewalt ins Freie, wo er dicht neben ihnen, kraftlos zuckend, wie ein aufs Trockene geworfener Fisch liegenblieb. Blohm fuhr mit seinen klobigen Fingern immer wieder behutsam um die Nasenlöcher und den Mund des Geborgenen und säuberte sie von dem eingeatmeten Sand. Während sie dann zu dritt die Öffnung erweiterten, kam der halb Bewusstlose wieder zu sich, atmete tief und hörbar, als bemühe er sich, das köstliche Leben, das ihm schon fast zu entschwinden drohte, wieder einzufangen. Nach und nach bargen sie noch vier aus dem Unterstande, schlaffe und hilflose Körper, in denen wild die Herzen hämmerten, aber ein sichtbarer Wille gegen den Tod sich nicht mehr zu empören schien. Sie öffneten der Reihe nach die Augen, zunächst in schmalem Spalt, als blende sie der weisse Sturz des Lichtes.

«Es sauste runter ... oh ... mein Kopf ... so schwer ... Luft...», stöhnte und jappte der, den sie zuerst hervorgeschieft hatten. Mit Zeltplanen fächelten sie den Hilflosen Luft zu, ohne sich Gedanken über die Zweckmässigkeit ihres Tuns zu machen. Von den geschwollenen Gesichtern schwanden immer mehr die verquälten Schatten, ihre Lippen bewegten sich und schlürften den kalten Kaffee, den man ihnen aus den Feldflaschen reichte. Und plötzlich verloren ihre Augen die bewusstlose Starrheit des Blickes, begriffen wieder und fingen hungrig die Dinge der Wirklichkeit ein.

In Gruppen waren inzwischen andere Infanteristen herzugekommen, nachdem das Feuer über dem Graben nachgelassen hatte, und auch Sanitäter, die den Ausgegrabenen die Röcke öffneten und ihrem völligen Erwachen mit künstlichen Atembewegungen nachhalfen.

«Der Alte kommt!» sagte ein Infanterist. Und schon näherte sich Leutnant Wolff in Begleitung von Feldwebel Toepel. Er stutzte über den grossen Auf-
lauf und machte bereits Miene, mit einem wilden Donnerwetter dazwischen-
zufahren, als er das Geschehnis begriff. Aber nach wenigen Sekunden
schimpfte er doch los, mit einem kurzen Seitenblick auf die am Boden Lie-
genden. Wozu denn die ganze Kompanie angetreten sei und Maulaffen feil-
halte. Die «Kerle» (er meinte die Verschütteten) müssten längst in einem Un-
terstand liegen. Warum denn das nicht schon geschehen sei?

«Weil sie frische Luft brauchen», erwiderte in gereiztem Tone einer der kni-
enden Sanitäter.

«Schöne Schweinerei!» knurrte der Leutnant den Feldwebel an. «Ihre Leute
wissen nicht mal, wie sie sich in solchen Fällen verhalten müssen. Das wird
nächstens nachgeholt durch Instruktion, verstanden?»

«Zu Befehl, Herr Leutnant», quäkte Toepel und schlug hörbar mit den Hacken
zusammen.

Plötzlich hatte Wolff den Unteroffizier Scholz, Driessnack und Blohm er-
kannt. Mit einem jähen Rudi fuhr der Leutnant auf den Unteroffizier zu. «Und
Sie verlassen sogar mit Leuten Ihrer Gruppe die Sappe? Wissen Sie, was das
heisst?» Mit einem stechenden Blick aus seinen wütenden Augen hielt er die
drei Muskoten, die betroffen von so viel Unverstand vor ihm standen, in
Schach, in einer Haltung, die deutlich verriet, dass er einen Widerstand durch
unbedachte und ungebändigte Worte erwartete. Driessnack und Blohm sahen
auf ihren Unteroffizier, als wäre nur er allein verpflichtet, dem Leutnant zu
antworten. Aber Scholz hatte sich nur ein wenig im Gesicht verfärbt, bewegte
für einige Momente zuckend die Lippen, unterdrückte schliesslich seine Er-
regung und stand wie eine Puppe in steifer Haltung vor dem Offizier.

«Sofort scheren Sie sich wieder auf Ihren Posten! Und merken Sie sich das
ein für allemal!» knarrte Leutnant Wolff in einem Ton, der seine befriedigte
Überlegenheit voll und ganz verriet, und ging, gefolgt von Toepel, in Rich-
tung seines Unterstandes ab.

«Da haben wir's», flüsterte Driessnack mit gepresstem Lachen. «Der Schwein-
nehmend weiss natürlich ganz genau, wie sich die Sache in Wirklichkeit ver-
hält.»

«Selbstverständlich», fiel sofort Blohm ein, «mit dem Spaten hätte ich ihm
die Visage zerhacken sollen.»

«Sehr richtig!» stimmte Scholz nach einem tiefen Atemzug zu. «Aber warum
hast du das nicht gemacht? Mit der Schnauze kann das jeder.»

«Ich wollte dir als Unteroffizier nicht vorgreifen», höhnte Blohm, «schliess-

lich hat ja der Alte auch von dir eine Antwort erwartet. Das hast du doch hoffentlich gemerkt?»

«Menschenkinder, lasst bloss das Streiten sein. So einfach liegen die Dinge nicht. Was hätte es auch genutzt? Blohm, man hätte dich abgeführt. Und du hättest Zeit genug bekommen, in einer stillen Kammer über deinen Blödsinn nachzudenken», beschwichtigte Driessnack.

«Er hätte aber für eine Weile genug gehabt», fuhr Blohm gereizt hoch. «Ganz gut und schön! Du aber für längere Zeit noch. Und bloss für die Katze. Der Krieg wäre darum hübsch weitergegangen.»

Langsam schritten sie so wieder ihrer Sappe zu, müde, verquält, im Innersten jeder tief unzufrieden mit sich selbst.

«Nee, nee, Kinder», nahm Driessnack nach einer Weile des Schweigens das Gespräch wieder auf, «so weit sind wir noch lange nicht, dass Schluss gemacht werden kann. Die Herren fühlen sich recht stark, wenn sie glauben, mit uns noch immer so umspringen zu können.»

«Ja und warum? He! Warum können sie es? Weil wir Schlappschwänze sind. Elende, feige Hunde!» stiess Blohm in ehrlicher Selbstverachtung und Wut hervor.

«Jedenfalls, das eine steht fest», liess sich plötzlich Unteroffizier Scholz vernehmen, «wenn wir wirklich die Helden wären, als die wir bezeichnet werden, dann gäbe es längst keinen Krieg mehr.»

Driessnack und Blohm blieben unwillkürlich stehen und schauten in gleicher Verwunderung auf den Unteroffizier. Das sagte der, schon der? – Scholz musste lächeln und fuhr ruhig fort: «Da staunt ihr, was? Aber ich kann euch sagen, auch ich habe längst den Kanal voll. Aber bloss reden nützt ja nichts. Und ausserdem: in jedem von uns steckt auch noch ein anderer: der Durchhalter, der nicht allein anders sein will als die anderen.»

«So ist es», bestätigte Driessnack aufhorchend. «Wir wollen alle anständige Kerle sein, weil es eben jetzt als anständig in der Welt gilt, Menschen über den Haufen zu schiessen, die ebenso anständig denken müssen, weil sie auch eine Uniform tragen.»

«Hinhalten den ganzen Dreck, Schluss machen, die Gewehre nach hinten drehen, das wäre das Richtige!» knurrte Blohm, dem wie immer bei solchen Gefühlsausbrüchen die Zornesader auf der Stirne schwellte.

«Das wäre sehr einfach!» meinte Driessnack und lächelte bitter. «Aber wer macht denn mit? Es müssten schon sehr viele sein. Aber daran glaube ich nicht, seitdem ich weiss, dass selbst die Sozialisten bei Kriegsausbruch zu Nationalisten geworden sind.»

«Ich glaube es auch nicht», stimmte Unteroffizier Scholz zu, während er sich fast ängstlich umschaute und seine Stimme flüsternd dämpfte.

«Schämen müsste man sich, wenn man daran denkt, dass man Schulmeister ist und den Kindern später, wie früher, das Fünfte Gebot und die Bergpredigt, überhaupt die ganze christliche Sittenlehre beibringen soll», entgegnete Driessnack.

«Hör bloss mit dem Kohl auf», lachte Blohm prustend. «Das hab' ich euch Paukern schon zu meiner Schulzeit nicht mehr geglaubt. Und ich habe recht gehabt: es ist alles Schwindel, Schaumschlägerei, Worte, bloss Worte!» Die drei waren stehengeblieben und lehnten an der Grabenwand der Sappe, als hätten sie gemeinsam den Wunsch, erst das Gespräch zu Ende zu führen, ehe sie zu ihrer Gruppe zurückkehrten. Scholz sah auf seine Stiefelspitzen hernieder und sprach fast leise, wie in Scham, vor sich hin: «Ich hab' erst im Krieg, hier draussen, alles verloren. Vorher hab' ich geglaubt ... immer ... wie ein Kind ... Aber nun geht's nicht mehr! Vielleicht, weil ich zu sehr geglaubt habe ... im Dreck hier hab' ich alles begraben ... Gott, Religion, Kirche ... Alles ... Meine Mutter würde ausser sich sein, wenn sie wüsste ...»

Plötzlich hörten sie hinter sich eilige Schritte. Sie blickten zugleich auf, sahen aber niemand. Blohm sprang schnell nach rückwärts und schielte um die nächste Schulterwehr. Sofort winkte er den Kameraden zu. Sie verstanden ihn und liefen schleunigst davon. Als Blohm sie wieder eingeholt hatte, flüsterte er fast atemlos: «Menschenskinder, der Leutnant mit einem Arib Beobachter! Der verdammte Hund!»

«Keine Minute hat man Ruhe!» schimpfte Driessnack.

«Selbstverständlich nicht!» bestätigte Unteroffizier Scholz. «Wir könnten ja sonst anfangen, uns Gedanken zu machen.»

«Überall sind sie hinter uns her, immer heisst's im Schwung bleiben. Nicht mal auf der Latrine kann man stillsitzen. Überall kriechen sie hinter uns her», stiess Blohm hassgeladen hervor, indem er Driessnack ungeduldig im Rücken drängte.

«Schlimmer wie die Läuse», meinte Driessnack, «man wird sie nicht los und kann nichts gegen sie machen.»

Ihre Gestalten wankten um die letzte Grabenbiegung, und ihr Geschimpf erstickte vor dem Eingang zum Unterstand der Gruppe, wo die anderen sie längst erwarteten.

Der Tag ging hin. Hinten hämmerten immer wieder die Keulenschläge der Granaten. In der Sappe verrichteten sie aber ungestört ihren Dienst. Nur die Essenholer, die in der Dämmerung abrückten, hatten unruhige, fast ängstliche Gesichter und verschoben immer wieder den Zeitpunkt, ehe sie die sichere Deckung der Sappe verliessen, um durch das zerschossene Gelände der Laufgräben die Küche zu erreichen. Als sie zurückkamen, waren die Kochgeschirre nur noch halb gefüllt, die Erbsensuppe verschüttet und über die Ränder geschwappt, an denen lange dreckbesmutzte Fettstreifen klebten. Wagner, der diesmal nicht mit gewesen war, überschüttete Blohm mit beleidigenden Vorwürfen; denn er konnte Blohms Verhalten am Abend vorher nicht verschmerzen. Nach dem Essen holten sie die Spielkarten hervor. Knauthe knall-

te die erste Karte auf das Minierbrett, das als Spieltisch diente: «So kann man die Zeit doch am besten totschiagen!» «Ja, das Totschiagen wird ja auch nicht mal bestraft, bringt sogar manchem noch Geld ein», warf Driessnack ein, der sich nicht beteiligte und für einen Augenblick beim Lesen seines Buches aufsah.

Rackow und Berndt lagen in einer Ecke, hielten sich eng aneinander geschmiegt mit den Armen umfassen, und schnarchten im lauten Duett. Blohm erzählte gepfefferte Frontwitze, heimste befriedigt das Lachen der anderen ein und wusste gleich wieder eine neue Geschichte. «Als ich bei dem Reserveregiment vor meiner Verwundung war», erzählte er eben wieder, «meine Herren, da haben wir mal ein schönes Ding gedreht. Es war in einer Waldstellung der Vogesen. Wir lebten damals in der Villa ‚Waldfrieden‘ in der zweiten Stellung einen ganz guten Tag. Das heisst: von wegen der Granaten. Denn mit dem Pickern war es damals schon so traurig wie heute. Egal Marmelade. Pro Nase täglich einen Esslöffel voll. Fleisch naplü. Aber Bims gab es dafür, hinten wie vorn. Schlimmer als in der Kaserne. Wie gesagt, wir hatten die Schnauze voll. Der Kompanieleutnant war ein Hund. Eigentlich hatte er bloss einen, so einen dreckigen Schnauzer. Den rief er immer ‚Fiffi‘. Wir nannten aber auch den Leutnant so. Und ihr könnt’s glauben, er war wirklich ein verdammter Hund. Eines Tages haben wir ihm eins mitgespielt. Fiffi, ich meine den vierbeinigen, Fiffi schnupperte vor dem Eingang unserer Villa herum. Wir sonnten gerade draussen unsere Läuse und löffelten Drahtverhau. Da meinte unser Komiker, der lange Paul, auf den Hund zeigend: ‚Der wäre auch besser in den Topf gesteckt!‘ Wir guckten uns gegenseitig an und merkten bald, dass es diesmal der Komiker ernst meinte. Hundebraten? Das leuchtete ein. Karl Martens, ein pommerscher Fischer, versicherte überdies: Hund schmecke wie Schöpsenfleisch. Das genügte. Ausserdem war es ja dem Leutnant sein Hund. Da waren wir alle einig. Paul lockte Fiffi, der erst gar nicht an unsere gemeine Lauseburg kommen wollte. Er war eben doch ein Leutnantshund. Schliesslich packten wir ihn aber an seinen langen Zotteln, und zu dritt haben wir ihn dann rasiert. So ein bisschen kille, kille mit dem Seitengewehr. Am Nachmittag haben Paul und Martens den Braten im Walde zurechtgemacht. Einer von den Bauernjungen spendete sogar Speck von daheim. Und ich muss sagen, Fiffi hat ausgezeichnet geschmeckt. Ich hätte ihn gern dafür noch einmal gestreichelt. Alle aus der Gruppe haben an der Tafel teilgenommen. Und mitten im schönsten Futter steht auf einmal der Leutnant mit seiner Ordonnanz oben vor unserem Bau. ‚Habt ihr Fiffi gesehn?‘ fragte der Zweibeinige. Wir muckten uns nicht und steckten unsere blödesten Gesichter auf. Nur so ein ganz Frecher rief aus seiner Ecke: ‚Der wird doch nicht etwa zu den Franzmännern übergelaufen sein?‘ – ‚Halten Sie Ihren Mund, Sie Schafskopf!‘ schimpfte der Leutnant. ‚Hat jemand den Hund gesehn?‘ fragte er nochmals, aber scharf. Zum Lachen war uns in dem Augenblick nicht gerade. Fast jeder knaupelte noch an einem Knochen herum, als wir schnell wie

aus einem Halse versicherten: ‚Nein, Herr Leutnant!‘ Dabei stank es im ganzen Unterstand nur nach ‚Fiffi mit Speck‘. Der Bissen blieb mir beinahe in der Kehle stecken. Aber da stolperte der Leutnant oben schon weiter. Und nun konnten wir vor feixendem Geheule nicht mehr weiteressen.› Blohm machte eine Pause. Alles lachte.

Knauthe fragte: «Und ist die Geschichte dann noch herausgekommen?» «Keine Bohne!» winkte Blohm eifrig ab. «Sie waren alle dicht. Es war ja dem Hund sein Hund», lachte er breit.

Während der Erzählung hatte Unteroffizier Scholz, von den anderen nicht beachtet, neben den schlafenden Rackow und Berndt gelegen, das Ohr dicht an der Erde. Sein Gesicht war gespannt, seine Augen wie verschwommen im Blick, als träume er im Wachen. Plötzlich fuhr er hoch, gerade als seine Gruppenleute auf ihn aufmerksam wurden, richtete sich bleich auf, zeigte mit vibrierender Hand nach der Stelle am Boden, wo er gehorcht hatte. «Sie minieren, gerade unter uns!» kam es würgend mit fremder Stimme aus seiner Kehle. Erstaunt und für eine Weile verstummt drehten sich alle nach ihm um. Kochgeschirre klirrten und fielen um. «Ist das wahr?»

Scholz nickte und schluckte nach Worten. Rackow und Berndt fuhren aus ihrem Schlaf hoch, von der plötzlichen Stille geweckt, rieben sich die verkniffenen Augen, und Wagner, Blohm und Michaleck legten sich lang auf die Erde, horchten gespannt und hielten den Atem an. Driessnack, Rackow und Berndt beobachteten die Liegenden. Die Angst stieg ihnen als ein Knäuel in die Kehle. Ihre Herzen hämmerten in der zugeschnürten Brust. Und deutlicher als sonst hörten sie das regelmässige Rammen der Granaten hinten auf dem Kampfgraben. Dazwischen das Summen einer grossen Fliege, die über den Kochgeschirren ab und zu wegflog.

Wagner hob sich schwerfällig hoch. «Stimmt! Es stimmt! Ganz deutlich! Immer dillillili . . . rrrrr . . .», sagte er fast tonlos, «sie wühlen wie die Maulwürfe.»

Blohm blickte ebenfalls auf. «Der Kerl aast aber noch ein ganzes Stück von uns.»

«Ausgeschlossen!» widersprach Scholz. «Der Stollen liegt direkt unter uns.»

«Warum sie uns da bloss hierhergesteckt haben?» hauchte Michaleck mit grossen fragenden Augen.

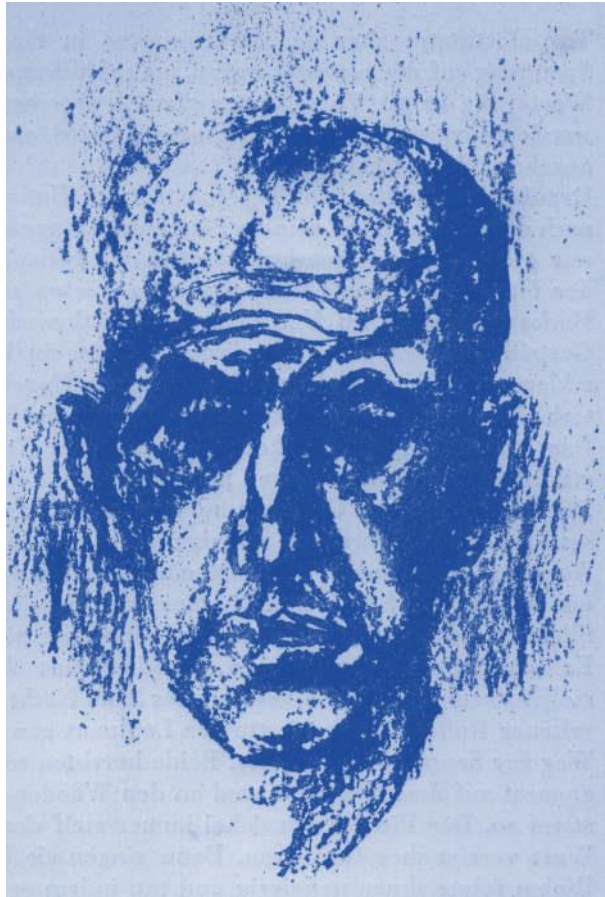
«Du Kücken! Weil es ihnen ganz Wurscht ist, ob wir in die Luft fliegen!»

Knauthe lachte hart.

«Ja ... aber das muss doch gemeldet werden», stotterte Driessnack, «aber sofort!»

«Das meine ich auch», stimmte Blohm zu und schaute den Unteroffizier an, «sonst machen wir noch heute unsere Himmelfahrt.»

«Solange sie graben, passiert ja nichts», versuchte Scholz mit gut gespielter



Selbstbeherrschung zu beruhigen, «aber natürlich, das muss ich dem Leutnant sofort melden.»

Wagner hatte sich wieder auf den harten Boden gelegt und lauschte. Alle sahen auf den Alten hernieder, bewegten sich nicht, sassen gebeugt nebeneinander und stierten wieder nur die Erde an. Die Fliege summte ununterbrochen und kreiste jetzt unter dem Gebälk. Sogar den trockenen Sand hörten sie rieseln, wie er in winzigen Bächlein hinter die Handgranatenkisten rann. Endlich schickte Scholz Rackow fort, um den Feldweibel zu holen.

Der Zugführer kam, horchte und meinte gleichgültig: «Hm ... Ich werde es dem Leutnant melden.»

«Herr Feldweibel!» wagte Driessnack einzuwerfen. «Könnten Sie denn nicht bei dem Leutnant darauf dringen, dass die Sappe geräumt wird? Wenn wir hierbleiben, ist das doch unser sicherer Tod.»

Toepel stutzte; aber da alle Gesichter in einer geradezu furchtsamen Spannung auf ihn gerichtet waren, unterdrückte er doch die unfreundlichen Worte, die er als Vorgesetzter glaubte sprechen zu müssen. «Na ja, ich werde es versuchen. Aber so schnell wird ein Grabenstück nicht aufgegeben.» Damit ging er.

Draussen wechselten die Tagesposten. Im Unterstand streckte sich einer nach dem anderen auf seinem Platz aus. Keiner aber schlief, jeder lauschte nur gespannt, und mancher fuhr wieder hoch. Trotz der dumpfen Stösse der ferner liegenden Granateinschläge hörten sie ganz deutlich, wie eine Hacke unsichtbar im Unterirdischen rhythmisch pochend sich durch das Gestein frass. Es war, als wäre die Erde ein lebendiger Leib mit dem schlagenden Herzen eines heimtückischen Ungeheuers. Tack ... tack •.. tack. Und dann wieder setzte der elektrische Bohrer ein, singend, ganz fein, messerscharf, ein hoher, metallischer Ton: dillillili ..., der die stärksten Nerven angriff und peinigte.

Driessnack, dem das Geräusch bei seinem Einsetzen immer wie eine Nadel ins Fleisch fuhr, versuchte zu scherzen, um diese peinlichen Gedanken der Angst zu überwinden: «Das ist ein Zahnarzt, was? Es geht durch Mark und Pfennige!» Scholz und Wagner schauten ihn fast beleidigt an, einige blickten ausdruckslos, keiner aber lachte oder ging auf den Witz ein.

Es waren Stunden vergangen, ehe Leutnant Wolff mit einem Offizierstellvertreter des Pionierkommandos kam. Nacht war es schon, eine Stunde seltener Ruhe. So lange hatte der Leutnant gewartet, ehe er sich auf den Weg zur Sappe gemacht hatte. Beide horchten sehr lange, legten den Hörapparat auf dem Erdboden und an den Wänden der Sappe und im Unterstand an. Der Pionier sah dabei immer steif den Leutnant an. Aber kein Wort verriet ihre Gedanken. Dann gingen sie hinter eine Schulterwehr. Blohm folgte ihnen neugierig und tat, indem er nach einem Spaten griff, als habe er dicht in ihrer Nähe etwas zu schaffen. Aber der Leutnant erkannte seine Absicht, fauchte ihn in unterdrückter Wut an, und achselzuckend kam Blohm zu den anderen zurück. Schliesslich erschien Leutnant Wolff wieder an der Ecke und winkte die Gruppe Scholz zu sich heran. Mit leiser Stimme versuchte er sie zu beruhigen: «Es ist ja nichts. Gar nichts. Wahrscheinlich bauen und schanzen sie nur, irgendwo in einem nahen Abschnitt des Gegners. So etwas kommt alle Tage vor. Macht euch nichts vor! Ruhe, nur Ruhe! Unteroffizier Scholz, Sie bleiben mit Ihren Leuten weiter hier auf Posten !» Er ging. Aber gleich darauf kehrte er um. «Und wenn es doch eine Mine ist, so hat es bestimmt noch Zeit bis zur Sprengung. Solange sie graben, haben sie noch nicht geladen. Im Übrigen: Unteroffizier Scholz, die Kompanie vertraut auf Sie und Ihre Leute. Ick weiss, dass ihr erfahren und besonnen seid. Mut, Leute! Nichts ist zu befürchten. Ich werde nur die benachbarten Gruppen des Kampf grabens hinten, links und rechts vom Eingang zur Sappe, wegnehmen lassen. Sie bleiben also alle als Vorposten hier. So gefährlich ist das doch nicht! Leuchtpatronen und Hand-

granaten haben Sie aber wohl genug? – Es ist bloss eine taktische Massnahme für den unmöglichen Fall einer Überraschung durch den Gegner.» Seine Stimme hatte nicht mehr den festen, sicheren Ton wie sonst. Nach jedem Satz setzte er ab, unsicher geworden, weil er nicht wusste, wie er in seiner Rede fortfahren sollte. Dazu klang seine Stimme gedämpft, fast undeutlich, wie jeder spürte. Lag es wirklich nur daran, weil sie sich in unmittelbarer Feindesnähe befanden?

Im schwachen Mondeslicht huschten Wolffs Blicke von einem zum anderen der Gruppe, die als regungslose Gestalten, fast schon verschwimmende Schatten, an den dunklen Grabenwänden lehnten, schweigend, als hätten sie nichts, gar nichts mehr zu fragen. Gerade dieses Erstarren des Gesprächs war für den Leutnant so peinlich; aber nur für wenige Augenblicke; denn plötzlich riss er sich los. Noch einmal drehte er sich zu ihnen um, stockte, er wollte, aber er konnte doch nichts sagen. Rasch verschwand er mit weiten, stelzenden Schritten hinter einer Erdwand. – Warum hatten sie geschwiegen, solange der Leutnant mit ihnen sprach? Waren sie etwa gewillt, tapfer hier auszuhalten im Angesicht der drohenden Todesgefahr? Nichts von alledem. Es war nur die Auswirkung des militärischen Zwanges, dem sie seit Jahren sich unterwerfen mussten und der sich gerade in den gefährlichsten Lagen als eine Lähmung aller Willenskräfte äusserte. Jeder wusste: es half nichts, jetzt hatte es sie gepackt, unentrinnbar ...

Knauth richtete sich auf und fand als erster die Worte wieder: «So, nun können wir unser Testament machen!»

«Blödsinn!» knurrte Blohm. «Wir rücken einfach selber ein Stüde nach hinten.»

Scholz schüttelte den Kopf, fast traurig: «Wenn wir schon hochfliegen, so nützt es uns auch nichts. Die Ladung ist bestimmt nicht bloss für die Sappe gedacht. Da heben sie auch ein Stück von dem Kampfgraben aus.» Der Unteroffizier sprach mit zitterndem Mund, sie hörten es im Dunkeln, während sie zu ihrem Unterstand gingen.

Neben ihren Tornistern kauerten sie sich nieder. Auf Posten blieb nur einer. Sie rührten auch keinen Schaufelstiel mehr an, vergassen überhaupt ihre sonstigen Beschäftigungen, warteten nur noch, horchten gespannt oder stierten die Erde an. Driessnack hatte sein Buch neben der brennenden Kerze liegen; aber er konnte nicht mehr lesen. Es war alles so belanglos. Über das Buch hinweg verschwammen seine Blicke und irrten an der Erde entlang zu seinen Füßen. Ihm war sie schon kein fester Grund mehr, sie begann sich in kleinen Wellen zu bewegen, als sässe er auf einem schwankenden Steg über schnell dahinfließendem Wasser. Immer wieder kroch einer von seinem Platz hinweg, beugte sich hernieder und horchte. Der junge Berndt hatte sich unter seiner Decke verkrochen und bewegte sich unruhig darunter. Sie konnten sein bedecktes Gesicht nicht sehen, aber an dem leisen, unter drückten Wimmern, das er von Zeit zu Zeit wie ein schwer Träumender kaum hörbar von sich gab,

merkten sie, ohne einander darauf aufmerksam zu machen, wie sehr die Furcht den Ersatzreservisten aufgelöst hatte. Keinem fiel es ein, ihn zu stören, oder gar sich über ihn lustig zu machen. Das Pochen in der Erde quälte sie alle, manchmal setzte es stärker ein, dann war es nur so dünn und fein wie das rastlose Ticken einer Uhr.

Auch die Fliege war noch wach, eintönig brummend zog sie hin und wieder ihre gezackten Kreise. Blohm verfolgte sie mit finsternen Augen eine ganze Weile in ihrem sinnlosen Fluge und schlug plötzlich, als sie sich ihm auf den Oberschenkel setzte, in ohnmächtiger Wut nach ihr. Driessnack raffte sich auf und fühlte vorsichtig mit seinen Worten in das niederträchtige Schweigen: «Vielleicht geht die Mine gar nicht hoch. Wenigstens, solange wir hier noch sitzen.»

«Ja, man sollte es kaum glauben, in dem festen Gestein. Es ist doch Kreide!» tauchte jetzt auch Wagner aus schweren Gedanken auf.

Müde und schwer winkte Scholz mit den Händen ab: «Das hat nichts zu sagen. Es wäre höchstens, dass sie noch nicht fertig sind mit dem Stollen. Inzwischen sind wir hoffentlich getürmt.»

«Wie lange müssen wir denn noch hier sitzen?»

«Drei Tage!»

«Ja und dazu die Nächte!» ergänzte Wagner missmutig.

«Eine Gemeinheit ist es!» fuhr plötzlich Knauthe wild hoch, dem die Augen wie glühende Kugeln aus dem Gesicht traten. «Sie wissen es ganz genau, dass wir perdu gehen müssen. Wir wollen aber auch zurück, nach hinten, wie die anderen Gruppen. Unsere Gruppe erwischt es bei jeder Gelegenheit.»

Blohm zuckte mit den Achseln: «Du lieber Gott! Ihr merkt wohl noch immer nichts? Unsere Gruppe hängt eben beim Alten! Hätten wir sonst schon bei Mesnil auf der Butte die Gewaltpatrouille machen müssen? Zwei Tote damals, das war ihnen noch nicht genug. Alle sollen wir nun dran glauben.»

Ein Schauern fröstelte durch den Unterstand. Die Zeltplane blähte sich leicht im kalten Anhauch der Nacht, die düster und sternenlos draussen stand. Sie froren vor innerer Kälte und krochen eng zusammen. Und wer auf Posten im Graben stehen musste, ging unruhig auf und ab. Die Zeit versickerte in Dunkel und Leere. Übermüdet, aber unfähig, schlafen zu können, legten sie sich wieder mit dem Kopf auf ihre Tornister, hilflos und ohnmächtig wie gefangene Tiere im Käfig. Leise und regelmässig schabte es unter ihren Körpern weiter, als kratze ein Kinderlöffel die Erde weg.

«Zuletzt bleibt hier ringsum bloss ein grosser Trichter!» murmelte Scholz melancholisch.

«Hm. Da müssen sie schon ein paar Zentner Sprengladung opfern. Der Berg ist fest, harte Kreide!» Blohm hackte unwillkürlich mit dem Stiefelabsatz ge-

gen den Boden, wie ein eigensinniger Junge, der das Eis eines Teiches auf seine Festigkeit prüft.

«Mensch, hör auf damit!», schimpfte Wagner, «das ist ja zum Verrücktwerden!»

Blohm stutzte, lachte aber gleich unterdrückt: «Warum denn? Hast wohl Dampf, dass wir durchbrechen und dem Kerl unten guten Tag sagen müssen?» Wagners Wut stieg noch mehr, er erblasste, aber er beherrschte sich und schwieg.

«Lass das sein!» sagte Scholz bestimmt und in ruhigem Ton, «sie könnten es hören. Das ist nicht gerade nötig!»

«Und wenn schon», trotzte Blohm, der nun mit Klopfen aufhörte, «uns kann das auch nicht helfen.» Sie horchten wieder und dachten...

Aber nach Mitternacht schliefen sie fast alle. Der Unterstand war verdunkelt, und sie lagen unter ihren Decken. Ob sie wirklich schliefen? Oder horchten sie und dachten sie weiter? Driessnack hatte noch nicht die Augen zugemacht. Plötzlich warf er die Decke beiseite und stieg vorsichtig über die liegenden Leiber hinweg. In einer halben Stunde musste er Knauthe draussen auf Posten ablösen. Im Graben war es kühl. Aus dem Walde stieg ein leichter Wind feucht und schaurig auf. Behutsam schritt Driessnack zum Sappenkopf vor. Rötlich glomm ein leuchtender Punkt vor ihm auf. Knauthes Pfeife. Knauthe hockte in der Ecke, den Rücken gegen den Ausguck, und hatte den Kopf fast ganz in den Mantelkragen eingezogen.

«Ist's schon so weit?» fragte er tonlos, ohne sich von seinem Sitz zu rühren. Driessnack setzte sich dicht neben ihn, um ja nicht lauter als notwendig sprechen zu müssen. «Nein. Aber wenn du willst, kannst du gehen und boofen.»

«Bohren sie immer noch?»

«Ja.»

Sie schwiegen. Knauthe sog bedächtig an seiner Pfeife, dass es unter der Asche auf glühte. Driessnack beobachtete das Aufglühen und Verglimmen. Als hätte er dabei den Atem zu lange angehalten, stiess er plötzlich die Luft mit einemmal aus dem Mund. «Ich konnte es nicht mehr aushalten! Dieses gemeine Pochen!»

Wieder sassen sie schweigend nebeneinander. «Ich sitze schon die ganze Zeit so da», flüsterte Knauthe dann wieder. «Warum soll ich auch nach vorn sehen? Wozu denn?»

Driessnack erhob sich unwillkürlich, stieg auf den Tritt und hob den Kopf langsam über den Sandsackwall. Er sah nichts. Gar nichts von der Sappe drüben. Und es waren doch nur zwanzig Meter! Zum Greifen nahe erblickte er das Maschengewirr des Handgranatennetzes; es stand wie ein eiserner Vorhang vor lauter Finsternis. Seine Augen weiteten sich, aber da begann die Dunkelheit vor ihm nur schwarzfleckig zu zittern. Langsam stieg er wieder herunter und setzte sich, horchte und wartete.

Knauthe hob sich aus seiner versunkenen Lage. «Lächerlich! Da sitzt nun ein paar Meter von uns auch einer, bloss drüben, döst und wartet vielleicht, ist froh, dass wir ihn in Ruhe lassen. Vielleicht so ein alter Knacker von Familienvater, dem Frau und Kinder durch den Kopf gehen.» «Sicherlich sind die Alten von der Landwehr drüben, sonst hätte es ja längst Zunder gegeben», vermutete Driessnack. «Wenn die abgelöst sind, soll ja immer ein aktives Regiment kommen, hab' ich gehört, und da gibt's stets Pfeffer. An Pfeiferauchen ist dann hier nicht mehr zu denken.» «Du! Da werden wir auch nicht hochgehen. So eine Sache deichseln sie bestimmt nur mit den Jungen! Meinst du nicht auch?» warf Knauthe, lebhaft geworden, mit halber Stimme ein.

«Möglich! Der Gedanke ist fast zu schön, um wahr zu sein», lächelte Driessnack. Aber Knauthe's Worte fielen doch wie eine leise Hoffnung auch in sein Herz. Die Nacht war so still, nur von dem Abglanz selten und fern aufsteigender Leuchtkugeln matt erhellt. In diesem Schweigen der Front keimen Wünsche, blühen Gedanken, die das Herz denkt, zuweilen auf. Klagend verwehten im Tale unten die langgezogenen miauenden Schreie eines Käuzchens.

Knauthe erhob sich. «Ich bin hundemüde. Weissst du, ich gehe.» Langsam schob er ab.

Driessnack stellte sich hinter den Schutzschild, legte die Arme auf die Bastion und sah hinaus ... in schauernde Nacht.

Im Unterstand war die Luft dick und schwer und warm. Durchfröstelt, widelte sich Knauthe sofort in seine Decke, drängte sich zwischen die wärmenden Leiber, schob den Tornister etwas höher, knäulte sich aus alter Unterwäsche ein weiches Kopfkissen zurecht und schlief ein. Übermüdet, aber mit dem letzten Gedanken: die Alten sind drüben!

Drunten pickte der Bohrer ununterbrochen, frass sich sirrend durch das Gestein und höhnte ein Grab aus.

VII

Es war noch finster, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, als sie von lautem Rufen geweckt wurden. Angst und Bestürzung brach unheilverkündend aus der Stimme des Unteroffiziers. Sie fuhren im Dunkel hoch, noch geistesabwesend, tasteten verwirrt um sich, griffen nach Taschenlampen oder entzündeten Streichhölzer. Scholz lag vor dem Eingang am Boden, steif wie ein Toter, aber seine Augen verdrehten sich in ratloser Furcht. Sie krochen von ihren Schlafstätten und beugten sich im Kerzenlicht über den Liegenden. Einige sahen ihnen zu. «Was gibt's denn?» hauchte Driessnack bestürzt.

«Sie laden ... sie sind fertig ... seit einer Viertelstunde ist Ruhe unten, Totenruhe .. .», keuchte der Unter.

Driessnack schoss das Blut zum Hals herauf. Im Augenblick lag er wie hingen-

fällt auf dem Boden, horchend. Die anderen lauschten im Sitzen, nur Blohm beugte sich noch zur Erde. Der Schreck krampfte nach ihren Herzen. Sie schauerten. Scholz hatte sich nicht getäuscht. Das Sirren und Ticken war nicht mehr zu hören. Ihre Zeit war abgelaufen.

Blohm erhob sich als erster, mit einer Grimasse ersterbenden Lächelns, das sich im Zucken seiner Mundwinkel verlor. «Es ist aus. Sie haben aufgehört», hauchte er.

Da steilte sich schon Driessnack für einen Moment hoch und schrie: «Ruhe! Ruhe! Es hackt wieder! So hört doch!»

Unwillkürlich reckten sie ihre Köpfe auf den gestreckten Hälsen, gesteift von neuer Hoffnung. Sie hielten sich an den Armen fest, wortlos, kaum dass sie zu atmen wagten. Und sanken nach Sekunden ungeheurer Spannung einer nach dem anderen wieder zusammen. Es war nichts. Sie hatten sich getäuscht. Rackow, der in der Ecke sass, hatte, alles vergessend, in der Erregung mit dem Stiefelabsatz gegen die Erde geklopft. Bleich geworden, stammelte er mit schwerer Zunge: «Ich war es!» Sie sahen ihn an, schwer atmend, und schwiegen. Scholz lag noch immer mit dem Ohr an der Erde, erhob sich endlich schwerfällig und flüsterte fast tonlos: «Es ist schon so. Sie haben die Arbeit eingestellt.» Er sah auf, von einem zum anderen, streifte sie alle mit langem Blick, wie sie mit bleichen Gesichtern an den kalkweissen Wänden des Unterstandes sassen.

Driessnack hatte die Hände im Schoss, Knauthe trommelte mit den Fingern seiner rechten Hand nervös auf einem Kochgeschirr, und Blohm wühlte in seiner Gesässtasche, zog Pfeife und Zündhölzer hervor; aber das Streichholz zitterte in seiner Hand. Ärgerlich warf er die Pfeife beiseite. Wagner war völlig zusammengesunken, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und nur sein Kinn bewegte sich zuckend darunter. Er hatte fünf Kinder zu Hause. Daran dachten einige, als sie ihn so in stummer Verzweiflung hocken sahen. «Wir müssen es hinten melden», meinte Knauthe zu dem Unteroffizier.

«Ja, natürlich!» antwortete Scholz, riss aus seinem Notizbuch ein Blatt, fast überstürzt, in komischer Eile, und schrieb seine Meldung. Plötzlich waren sie alle wieder interessiert. Mussten sie nicht abgelöst werden? Jetzt war doch alles klar. Es konnte sich doch nur um eine kurze Spanne Zeit handeln, und die Sprengung ging los.

«Sie werden uns doch nicht hier sitzenlassen!» ereiferte sich Knauthe. «Wahnsinn wäre es!» stimmte Driessnack zu.

«Wenn der Franzmann sprengt, greift er auch sofort danach an. Eine alte Geschichte. Der Trichter muss doch besetzt werden. Von hinten könnten wir mit abwehren helfen. Etwas anderes kann ich mir gar nicht denken», erklärte, fast redselig geworden, der Unter.

«Natürlich. Unsere Gruppe kann doch die Sprengung nicht verhindern. Vorher kommen sie nicht. Und hinterher sieht der Franzmann nicht mal einen Knochen mehr von uns!» mischte sich Wagner ins Gespräch.

Alle fanden sie nun die Sprache wieder. Der Krampf, der sie solange ohnmächtig gefesselt hatte, schien gelöst zu sein. Jeder wollte die Meldung des Unter nach hinten bringen, so schnell als möglich auch mit der Antwort des Kompanieführers zurückkehren. Eine geschäftige Eile und zuversichtliche Beredsamkeit war plötzlich über sie gekommen.

Scholz beauftragte Knauthe, der sich flink fertigmachte, und keiner widersprach. Jeder wusste, dass Knauthe, wenn notwendig, vor dem Leutnant auch die Worte zu Antworten richtig setzen würde.

«Passt auf, die Sache klappt, muss klappen – oder ich will mein eigener Knochensammler sein!» spaste Knauthe, der, ehe er verschwand, noch eine Unzahl von Ratschlägen und Hinweisen einstecken musste, mit denen er vor dem Leutnant, «dem harten Hund», bestehen sollte.

Nach dem Weggang des Meldegängers, der urplötzlich in der schwarzen Nacht verschwunden war, sassen sie noch eine Weile ruhig beisammen, lauschten auch wieder, aber das Pochen liess sich nicht mehr vernehmen. «Ich glaube, das Beste ist, wir packen unser Krämchen immer zusammen, damit keine Zeit beim Abrücken nachher verlorenght», ermunterte Scholz die Kameraden, der seit der Niederschrift seiner kurzen Meldung von einer selten an ihm bemerkten Beweglichkeit war. Sofort fielen sie zustimmend über ihre Sachen her, als gelte es, auf Heimaturlaub zu fahren. Driessnack wurde fast heiss zumute in dem Drängen, Stossen und gegenseitigen Beiseiteschieben. «Es kann auf ein paar Minuten ankommen, Kinders; hier hat der Teufel die Hand im Spiele! Also avanti!»

Einer pffiff sogar, ohne sich vielleicht selbst dessen bewusst zu sein, einen lustigen Schlager, den sie gewöhnlich in jeder Kantine der Etappe sangen. Einige summten auch bald den Text gedankenlos mit:

Marmelade, Marmelade,
ist der schönste Frass in unserm Staate ...

Nur Blohm stimmte nicht in den Chor ein, irgendetwas sass ihm noch verquer, der plötzliche Umschwung der Stimmung erschien ihm jedenfalls nicht ganz geheuer. Als die Stimmen sich gar zu sehr breitmachten, hieb er in galliger Verbissenheit, unfähig, sich länger beherrschen zu können, dazwischen: «Haltet bloss die Schnauze! Ihr seid noch lange nicht bei Muttern! Vögel, die bei Nacht singen, werden todsicher von der Katze gefressen.» Das war gut, dass ihm noch der letzte Satz einfiel. Nun konnte er wenigstens allein lachen. Die Gesichter, die sie zogen, waren auch zu dämlich. Wie auf einen Schlag waren sie alle verstummt, böse Querfalten auf der Stirn, darunter zusammengekniffene Augen, die in verhaltener Wut nach ihm stierten.

«Du bist ein ganz miesepetriger Hund!» schimpfte endlich Wagner los, der sogar Miene machte, Blohm die Fleischbüchse einer eisernen Ration an den Kopf zu werfen.

«Richtig! Ganz richtig! Das ist er! Immer!» stimmten einige zu.

Gegenüber diesem konzentrierten Angriff mochte Blohm seine Schwäche verspüren. «Wieso denn?» fragte er mit scheinheiliger Ruhe, aber zugleich auch in einem hörbaren Unterton schadenfrohen Hohnes. «Wartet es doch erst mal ab! Sonst fällt euch das schöngeschmierte Butterbrot wieder in den Dreck! Haben wir das etwa nicht schon oft erlebt?» Und wirklich, er hatte erreicht, was er wollte. Sie murrten noch etwas von «Kameradschaft, die sich einpacken lassen könnte», und schwiegen dann doch. Sie fühlten sich wieder ganz als die verlorenen armen Teufel, die sie in Wirklichkeit waren.

«Dass wir unsere Klamotten einpacken, finde ich ganz richtig», unterbrach Blohm, nun wieder sicher geworden, das bedrückende Schweigen, «dass wir aber schon unsern Dankgottesdienst abhalten wollen, ist eine verfluchte Dummheit. Mehr hab' ich gar nicht sagen wollen. Wartet es nur ab!» «Na ja. Es ist ja gut! Also Schluss damit!» beschwichtigte Scholz, der nur noch in peinlicher Verlegenheit an die Szene zurückdachte.

Fast eine halbe Stunde sassen sie schon auf ihrem zum Abmarsch gerüstetem Gepäck. Die beiden Ersatzreservisten hielten sogar ihre Gewehre zwischen den Knien und hatten den Stahlhelm bereits aufgestülpt. Sie stritten sich nun über die unterschiedlichen Angaben der Zeit, die seit dem Verschwinden von Knauthe schon verstrichen sein sollte. Den einen dauerte es verdächtig lange, den anderen erschien es unmöglich, dass der Erwartete bereits zurück sein könnte.

«Der Alte klingelt vielleicht erst das Bataillon und das Bataillon das Regiment und das Regiment die Brigade und die Brigade die Division an. Von den Hosenscheissern nimmt ja keiner was auf die eigene Kappe», stiess Blohm mit wutlachender Stimme hervor.

«Um Himmels willen!» barmte Wagner. «Dann sind wir verloren!»

Die anderen schauten völlig betroffen einander an. Daran hatten sie noch nicht gedacht; aber Blohms Worte leuchteten ihnen ein. Ohne es sich laut einzugestehen, fühlten sie plötzlich auch die Lächerlichkeit der ganzen Situation, in der sie sich befanden: abmarschbereit, das Gepäck fertig zum Aufschnallen, in engem Kreise zusammengepfercht, als gäbe es für sie keine Kommandostellen in bombensicheren Betonbunkern und an grünen Tischen in den besetzten Schlössern und Villen der Etappe. Nicht lange aber, und sie begannen den Gedankenfaden Blohms wieder aufzunehmen, indem sie ihn mit Witzen plumpester Art ins Grotteske weiterspannen. Sie meckerten schliesslich ein gemeinsames Lachen, das aus verhaltenen Tränen und armseligem Galgenhumor aufstieg, als Blohm am Ende der Kette von Spässen feststellte, dass Hindenburg bestimmt über sie entscheiden würde, wenn er mit Ludendorff die Lage an der Westfront geklärt habe.

In diesem Augenblick war es, als Knauthe erschien. Atemlos, bleich, verdrückt blieb er am Eingang stehen. Unter dem Stahlhelm, der ihm fast im Genick sass, quollen grosse Schweisstropfen von der Stirn. Ein einziger unar-

tikulierter Laut, aus mehreren Kehlen zugleich hervorgepresst, empfing ihn und Blicke, die ihn durchdrangen. Langsam glitt er zur Seite, in taumelnder Erschöpfung sich auf eine Handgranatenkiste stützend, bis er neben Scholz sank, der hastig nach dem Zettel in Knauthes Hand griff. Der Unter las und liess das Papier sofort wieder aus seinen Fingern gleiten. Sprachlos, unbeweglich, mit geistesabwesenden Augen sass er da. Eine unheimliche Stille umfing die Gruppe der hockenden Männer. Sekundenlang.

«Es ist aus!» krächzte Knauthe heiser aus trockenem Halse. «Gruppe Scholz hält die Sappe weiter besetzt. Da lest nur!» Mit dem schlamm-schweren Stiefel stiess er nach dem Stückchen Papier am Boden. Sie sahen darauf; aber keiner griff danach. Eine hypnotische Kraft hielt ihre Augen daran fest und zwang sie alle, in eisiger Erstarrung auf ihren Sitzen kauern auszuhalten.

Bleich vor Wut sprang Blohm auf: «Ich hätte dem Alten den Schädel eingehauen, wenn du mich geschickt hättest», schrie er den vor sich hinstierenden Unteroffizier an, der wie mit Taubheit geschlagen regungslos auf der Erde hockte. Dieser Anblick erregte Blohm noch mehr. Hastig packte er ein Kochgeschirr und warf es krachend mit einem Fluch in die Erde: «Wir müssen alle verrecken, elend verrecken!» ... Die letzten Worte keuchte er nur noch, dann sank er in sich zusammen. Sein Gesicht war gelb geworden, tief und lang sog er die Luft ein, dass seine Brust zum Bersten sich dehnte, bis sie plötzlich heftig und schnell sich wieder zusammenzog. Knauthe bewegte die Lippen zum Sprechen, sah dabei den Unter an, aber in seinem geöffneten Munde zitterte nur die Zunge über der Unterlippe. Auf einmal zitterte sie nicht mehr, sie war plötzlich ganz dick zusammengerollt wie eine Schnecke, dunkelrot und feucht, und klebte, gelähmt von Entsetzen, in ihrer Höhle fest. Driessnadc sass stockstill, die Stirn und das ganze Gesicht schreckhaft zerfurcht, als zermartete er sein Hirn, um einen rettenden Ausweg zu finden. Wagner gab merkwürdige, schmatzende Laute von sich, krallte immer wieder mit seiner linken Hand krampfhaft um sich, ohne einen Halt zu finden, und erwischte endlich den Arm des Unter, riss und zerrte ihn, dass Scholz unwillig auffuhr. «Bist du verrückt?» brüllte er in Wagners Ohren. «Da sitzt ihr – verdammich – macht doch die Fresse auf – gar nichts hilft – wir sind ex!»

«Gott!» stöhnte der junge Michaleck, verstummte wieder und starrte hypnotisiert auf den Wütenden. Neben ihm, im hinteren Teile des Unterstandes, lagen Rackow und Berndt; Rackow mit gekrümmtem Körper, als duckte er sich unter einer unsichtbaren Gefahr, die ihn von oben bedrohe, und Berndt mit geschlossenen Augen, die Beine an die Brust gezogen.

Minutenlang wechselten Stille und abgebrochenes Gerede. Ihre Gedanken, Worte und heiseren Laute jagten sich im Kreise. Wagner kroch neben Berndt und Rackow an die Wand, wo auf einer leeren Pappschachtel eine Kerze mit verglühendem Dochte flackerte. Seinen gepackten Tornister zerrte er hinter

sich her. Im Sitzen machte er sich daran, ihn wieder auszuräumen, holte Briefpapier hervor und fing an zu schreiben. Das Papier lag auf seinen Knien, als er ganz versunken seinen Brief schrieb.

Langsam bewegten sich auch die anderen, als sie das sahen, mit ihrem Gepäck wieder auf ihre alten Plätze.

«An deine Frau?» fragte Knauthe mit tiefer, ruhiger Stimme den Alten, der nur mit einem schwachen Kopfnicken verloren antwortete.

«Schreib ihr nur, dass wir hier verschütt gehen», warf Blohm ohne Spott, aber mit Bitterkeit dazwischen. Der schreibende Landwehrmann hatte auf eine seltsame Art ihre wilden Ausbrüche erstickt. Der Gedanke an den Tod, dem sie unentrinnbar ausgeliefert waren, fiel immer tiefer in sie hinein, bis in ihre Herzen, die er nun ganz ausfüllte. Ein paarmal erhob sich der Unteroffizier wieder, stand offenen Mundes da, aber wenn ihn die anderen in kläglicher Hoffnung und Neugier ansahen, packte ihn auch schon wieder das Entsetzen bei dem Anblick der gehetzten, ratlosen Gesichter. Nichts konnte er begreifen. Diese Unfasslichkeit rann schliesslich in ein Zittern seiner Finger über. «Was zum Teufel soll bloss geschehen?» stöhnte er zurückfallend.

«Ich weiss nur eins», sagte Blohm mit harter Stimme, dass sie fast alle gespannt auf horchten, «abrücken, türmen!» Er hatte die Zähne zusammengebissen, dass man es knirschen hörte, und die Lippen zu einem langen, schmalen Spalt zusammengepresst. Sein Gesicht war von unheimlicher Entschlossenheit und angespanntester Energie zum Zerreißen gespannt. In müder Resignation winkte Wagner mit beiden Händen ab, und seine Stimme bebte: «Unsinn! Unsinn! Hilft alles nichts. Dafür gibt's nur Standgericht oder Zuchthaus!»

«Ist das vielleicht schlimmer, als hier kaputt zu gehen?» brauste Blohm auf. Niemand antwortete ihm.

Nach einer Pause schauernder Stille fragte Wagner für sich hin: «Wie kommt nun bloss mein Brief nach hinten?» In einer fast unmerklichen Bewegung fuhr er dabei mit der Hand streichelnd über den geschlossenen Umschlag seines Schreibens.

«Wir sollen das Essen in zwei Stunden vorgeschickt kriegen, hat der Alte vorhin gesagt», bemerkte Knauthe gleichgültig, «da kannst du ja die Post mitgeben.»

Wieder überfiel sie nach diesen Worten von Knauthe quälendes Schweigen. Dachten sie nach, jeder Einzelne, ob nicht auch sie noch einen letzten Gruss an einen lieben Menschen schreiben sollten? Oder glaubten sie immer noch mit einem winzigen Rest von Hoffnung an das Wunder einer Rettung und Erlösung im letzten Augenblick, so, wie es ein Ertrinkender tut, der sich bis zum letzten gurgelnden Atemzug, ehe ihm das Bewusstsein entschwindet, an ein vorübertreibendes, kleines Stück Holz klammert? Keiner verriet es, wie leer oder wie voll zum Zerspringen ihm das Herz war. Die Stille rann eisig in ihr Blut.

Da sprang plötzlich Berndt, der ruhige Berndt, auf, stürzte mit einigen Sätzen über sie alle hinweg und war schon, ehe nur einer in der Bestürzung begreifen konnte, in der Nähe des Ausgangs, riss die Zeltplane auseinander, schrie gurgelnd auf und wollte hinaus ins Freie. Im Liegen konnte ihn Scholz gerade noch am Seitengewehr packen und festhalten. Sofort drehte sich aber der Tobende um, weissen Schaum vor dem Mund, mit flackernden, drohenden Augen und hämmerte die geballte Faust dem Unter mitten zwischen die Augen. Für einen Moment von dem Schlag betäubt, liess Scholz den Flüchtigen los, und bevor nur einer die Situation erfassen konnte, die sich blitzschnell abgepielt hatte, war Berndt davon. In einem wüsten Tumult waren sie aufgesprungen. Laut gellten ihre Schreie: «Berndt! Berndt!» Im Übereifer stiessen sie sich gegenseitig, hinderten sie sich im Laufen und strauchelten übereinander, bis sie endlich im Graben frei laufen konnten. Knauthe rannte an der Spitze in Richtung auf den Sappenkopf zu, rutschte immer wieder auf der schlüpfrigen Grabensohle aus und stiess gegen die Erdwände, zerriss sich die Rockärmel an den Faschinen, lief aber keuchend weiter, der fliegenden Gestalt Berndts nach, die er in dem nebelhaften Licht schwacher Morgendämmerung in keiner Sekunde aus den Augen verlor. Berndt hatte die Bahn frei, denn seit Knauthes Rückkehr stand niemand auf Posten, und plötzlich schwang er sich mit der Geschicklichkeit einer Katze auf die Berme. Knauthe, der ihn fast eingeholt hatte, konnte gerade noch einen Stiefel des Unglücklichen erhaschen, aber seine Hand rutschte an dem schlüpfrigen Leder ab. Knauthe krallte verzweifelt in die bröckelnde Erde der Grabenwand, fühlte von hinten die nachschiebenden Fäuste des herbeigeeilten Driessnack, besann sich aber im Augenblick, als aus dem französischen Sappenkopf fauchend eine Leuchtkugel hochschoss. Erschöpft glitt er zurück. Dicht nebeneinandergedrängt, reckten sie die Köpfe hoch. Blohm schrie laut den Namen Berndts, rannte hin und her und suchte immer wieder einen neuen Platz, um nach dem Geflohenen zu spähen.

Der Unter schrie: «He! Berndt! Mein Gott! Ist er denn ..

«Seht ihr, da!» rief Knauthe fieberhaft. «Er kann nicht weiter. Im Draht hängt er!»

Trotz ihres Geschreis hörten sie das Klirren des Drahtes, in dem Berndt mit wilden Bewegungen vorwärtsstrebte. Jetzt hatte er sich frei gemacht, rannte wieder ein paar Schritte, rechts von dem Sappenkopf hinweg, immer am Verhau entlang, um sich plötzlich wieder in das sirrende Eisennetz zwischen schiefen Pfählen, in Drahtspinnen und spanische Reiter zu stürzen.

Auf die Knie niedersinkend, fuhr sich der Unter mit beiden Händen an den Hals. «Er hört nicht mehr! Er ist verrückt!»

Sie waren nur noch halb bei Bewusstsein, atmeten durch die Zähne, waren totenbleich und bedeckten immer wieder die Augen mit den Händen, um sich vor dem Bild da draussen zu verbergen.

«Schießt ... schießt ihn nieder!» schrie plötzlich der zusammengebrochene Unter von allen Sinnen.

Da knatterten einige Schüsse von drüben, die Männer im Graben duckten sich, fuhren wieder hoch, Berndts verschwommene Gestalt zuckte an unsichtbaren Fesseln, jetzt schrie er laut, ein tierisches Schreien, hob sich aufbäumend und sank zusammen. Und nun begann die nebelige Luft hinter ihm zu flammen, die ganze Linie des französischen Grabens entlang flackerte bläulich auf, teuflische Lichter sprangen und hüpfen in langer Kette. Ein Maschinengewehr ratterte. Und plötzlich antworteten sie hinten aus dem deutschen Graben, in wahnsinnigem, ununterbrochenem Salvenfeuer. Hüben und drüben stiegen rote Kugeln und zerspringende Sternengarben auf, und in wenigen Minuten rasten in scharfem Dröhnen die ersten Granaten in das Zwischengelände. Eine und noch eine, dicht neben die Sappe, über die Gruppe Scholz hinweg, dann zerbarsten sie krachend im Felde und trieben schwarz-wolkig ihre Rauchkaskaden über die rastlos hin und her stürzenden Sappenleute.

«So ein verfluchter Kotz! Zurück! Zurück!» schrie Scholz aus Leibeskräften, der im Hagel der Steine, Splitter und Erdbrocken wieder zu sich kam. «In den Unterstand!»

Voller Todesangst sprangen sie davon, warfen sie sich hin, schnellten sie wieder hoch, liefen sie weiter durch Wolken von Rauch, immer über dröhnende Erde hinweg bis zu ihrer Höhle. Schreck und Verzweiflung benahm ihnen den Atem, als sie sich im Unterstand wiederfanden.

Knauthe redete wie ein Betrunkener. Scholz lachte irr, setzte sich und hing die Arme zwischen die Knie. Rackow schlotterte an allen Gliedern. Wagner liess den Kopf auf die Brust sinken und murmelte: «Der arme Kerl!» Driessnack tippte sich mit einem Finger an die Stirn: «Verrückt! Grauenhaft!» – «Ich glaube, er lebt nicht mehr!» schluchzte Blohm verstört. Michaleck weinte, haltlos, ohne sein Gesicht zu verbergen. Die Tränen standen ihm auf den Backen. Scholz blickte auf, raffte sich zusammen, heftete scharf die Augen auf Michaleck und schrie ihn plötzlich an: «Nimm dich zusammen! Sonst packt es uns noch alle! Wir sind verloren. Wir müssen ...» Seine Stimme bebte, er schluckte verzweifelt und schwieg erstickt.

Inzwischen beruhigte sich draussen der so blindlings ausgebrochene Feuersturm. Auf einmal war es ganz still. Wagner schob die Zeltplane vor dem Eingang beiseite. Sie sahen ein Stück des Himmels in graugrünem Licht. Die kalte Luft, die in ihre Höhle herunterströmte, roch wie verbrannt. Unter der plötzlichen Kühle erschauerten sie. Scholz gab Driessnack, Knauthe und Blohm einen Wink und erhob sich. Wagner schaute ihnen mit leerem Blick nach, sann noch eine Weile vor sich hin und folgte ihnen schliesslich. Die anderen im Unterstand rührten sich nicht. Langsam gingen sie im Graben nach vorn. Eine Schulterwehr war von einem Volltreffer in einen wüsten Haufen verwandelt worden. Kriechend und geduckt kletterten sie um die Zerstö-

rung herum. Vorsichtig, denn es war schon gefährlich hell geworden, äugten sie im Schutze von schnell zurechtgeschobenen Sandsäcken durch schmale Ausblicke in das Niemandsland nicht weit vom Ende der Sappe. Sie konnten nichts entdecken. Frische Erdhügel mit weissen Schutträndern verrieten ihnen die kaum entstandenen Granattrichter des Feuerüberfalls. Von Berndt sahen sie keine Spur. «Im Draht hängt er nicht mehr!» stellte Driessnack flüsternd fest.

«Vielleicht ist er doch lebend bis zu ihrem Graben gekommen! Das hat er sicherlich in seinem Wahn gewollt», vermutete Wagner.

«Glaube ich nicht», entgegnete der Unter kopfschüttelnd. «Vielleicht liegt er in dem hohen Grase. Wenn man bloss mal höher heraus könnte! So sieht man ja nichts.»

«Es kann auch sein, er hat sich in einen Trichter fallenlassen. Bei der Schiesserei wird er schon zu sich gekommen sein», sagte Blohm fröstelnd.

«Mein Gott! Dann lebt er noch! Ist vielleicht nur verwundet. Horcht mal!» Sie reckten sich unwillkürlich auf den Zehen, drehten die Köpfe horchend zur Seite; aber sie hörten nichts. Die Stille war von einer qualvollen Leere. Immer wieder bestiegen sie die Podeste an anderen Stellen, um zu spähen und zu lauschen. Sie konnten jedoch trotz aller Bemühungen nicht das geringste entdecken. Vorn am Sappenkopf, wohin sie sich dann lautlos begaben, vermochten sie ebenfalls kein Geräusch bei dem nahen Gegner festzustellen. Diese Ungewissheit war trostlos, niederdrückend und zugleich beunruhigend. Was sie auch überlegten, und wie sehr sie sich auch bemühten, irgendeine Spur ausfindig zu machen, nichts hatte Sinn und Zweck. Das Verschwinden von Berndt blieb ihnen rätselhaft. Weder Worte noch stille Gedanken, die ihr Hirn peinigten, konnten ihnen helfen.

Niedergeschlagen flüsterte endlich Scholz mit einem tiefen Auf seufzen: «Es hat keinen Zweck. Am besten, ich gehe zum Alten hinter und melde alles. Inzwischen ziehst du, Driessnack, auf Posten. Ihr anderen bleibt im Unterstand. Und passt mir auf den Michaleck auf! Ich kann mir nicht helfen, der Mensch kam mir auch nicht ganz geheuer vor.» Keiner widersprach Scholz. Seine Stirn war wie von Angst und Sorge zerfurcht, als er mit ihnen so sprach. Langsam trotteten sie davon, während Driessnack die Postenstellung bezog.

Scholz hatte den Kampfgraben hinten erreicht, war durch die geräumten Gruppenbezirke in stürzender Eile in den besetzten Abschnitt B I gelangt, wo er von den Posten des Zuges Toepel immer wieder angehalten wurde, ohne Rede und Antwort zu stehen. Unter ihrem Schimpfen und Fluchen rannte er weiter.

Leutnant Wolff sprang hinter einem kleinen Tisch in dem bequem ausgestatteten Raume auf und warf einen Bleistift vor sich hin, als Scholz wie ein aus der Hölle entronnenes Opfer vor ihm erschien. Die Ordonnanz des Leutnants trat schnell zur Seite.

«Eben wollte ich zu Ihnen schicken!» empfing ihn Wolff aufgeregt. «Was war denn



los? Erzählen Sie!» Barsch stiess er diese Worte dem nach Atem jappenden Unteroffizier entgegen, der sich kaum noch aufrecht in den Knien halten konnte. «Setzen Sie sich!» sagte jetzt der Leutnant beherrscht und ruhig. Mechanisch folgte der Unter dem Befehl. «Was also ist denn passiert?» fragte Wolff wieder und starrte mit leerem Blick den Sitzenden an.

Scholz kaute einige Augenblicke lang an seiner Unterlippe, ohne zunächst Worte zu finden. Es sah fast aus, als fände er auch seine Gedanken nicht wieder.

«He! Unteroffizier! Sie da!» brüllte plötzlich der Leutnant los, holte tief Atem und stiess einen gedämpften Fluch aus. Unter dieser schmachvollen Beschimpfung kam der gelähmte Unteroffizier zu sich. In abgebrochenen und wieder fliegenden Sätzen stammelte und keuchte er seinen Bericht herunter, die Erzählung von den letzten Stunden im Unterstand, wie sie die Entdeckung machten, dass die Ladung vorbereitet wurde, und schilderte den Wahnsinnsausbruch von Berndt, seine rasende Flucht ins Drahtverhau, und wie der Franzone, davon alarmiert, den Feuerüberfall begann.

«Schweinerei verfluchte!» knirschte der Offizier. «Wahnsinnig sagen Sie? Übergelaufen ist der Kerl! Verraten wird er alles! Das hat noch gefehlt!» schrie er durcheinander und völlig unbeherrscht. Und plötzlich, nach einer Pause, fragte er wieder ruhig: «Liegt er vielleicht nicht noch draussen? Tot oder verwundet?»

Scholz hatte sich nun gefasst und senkte die Augen zur Erde: «Wir haben alles getan. Wir können ihn nirgends sehen ... Keine Spur von ihm.» «So. Na!» atmete der Leutnant auf. «Meinetwegen! Ja, und was ich noch sagen wollte ... Das Bohren hat aufgehört? – Gut! Dann warten Sie mal weiter mit ihrer Gruppe, was da noch kommt!» Sein Gesicht hatte einen harten, fast hämischen Ausdruck; aber er konnte die Ratlosigkeit, in der er sich befand, damit doch nicht ganz verdecken.

Der Unter blickte ihn lange an, als stünde er vor etwas Unfassbarem, begann zu schlucken und brach auf einmal los: «Herr Leutnant, das ist unmöglich! Dieses Warten! Wir sind doch verloren!» Als sei er plötzlich über seine eigenen Worte aufs tiefste erschrocken, verstummte er, die Lippen aufeinanderpressend. Es war ein Aufschrei aus gequältem Herzen, von einer so seltenen Art, wie sie ihn in ihrem Dasein nicht kannten, dass selbst der Leutnant, für Augenblicke gepackt, kein Wort der Entgegnung fand. «Gehen Sie jetzt!» sagte Wolff endlich, nachdem er beunruhigt auf seinem Sitz hin und her gerückt war. «Gehen Sie! Sie werden von mir noch hören. Sagen Sie den Leuten, ich muss erst ... also los! So gehen Sie doch!» Eine bedrohliche Spannung zuckte schon wieder zornig in sein Gesicht, seine Gestalt schnellte hoch, aber er winkte nur noch mit der Hand ab. Sein Gesicht war wie erloschen. Er sank in sich zusammen, müd und abgekämpft. Scholz erhob sich langsam, nahm Stellung, drehte sich um und stieg gebückt, als trüge er eine schwere Last auf dem Rücken, zum Graben hinauf.

Inzwischen stand Driessnack einsam auf Posten. Manchmal lief er einige Schritte zurück und sah durch eine Schiessscharte über das Gelände zwischen den Gräben. Das Gras vor ihm schimmerte in kleinen Tropfen. Längliche Haufen in blauen Röcken zeigten ihm die Stellen, wo Tote früherer Angriffe lagen. Seit gestern kannte er sie alle. Berndt konnte nicht unter ihnen sein. Ausserdem hatte sich der Ersatzreservist in dem Augenblick, als sie ihn zuletzt sahen, mitten im französischen Drahtverhau befunden. In einer leeren Trauer setzte sich der Gefreite am Sappenkopf hin, wischte mit einem Lappen die Eierhandgranaten von feuchtem Schmutz sauber und ordnete sie bedächtig in die Löcher der Wand ein. Ganz mechanisch verrichtete er diese Arbeit, ohne mit einem Gedanken dabei zu sein, hielt zuweilen inne und sah ausdruckslos vor sich hin.

Plötzlich schreckte er auf. Ein heiserer, unterdrückter, fremd klingender Ruf, mehrmals wiederholt, traf sein Ohr. Der Graben war leer. Niemand kam. Driessnack war allein. Wieder fiel der seltsame Ruf aus der Luft, diesmal klarer, lauter. Driessnack fühlte, wie sich sein Herz zusammenpresste, als hätte eine Hand danach gegriffen. Er sprang auf, öffnete vorsichtig das Sehloch des Schutzschildes und sah in der französischen Sappe neben Sandsäcken einen flachen Stahlhelm auftauchen, wieder verschwinden und plötzlich einen schleudernden Arm. In hohem Bogen flog ein weisser Gegenstand über das Handgranatennetz dicht hinter Driessnack, der erschreckt zur Seite stürzte und sich an die Wand des Grabens schmiegte. Instinktiv schloss er die Augen, in der lähmenden Furcht, eine Handgranate käme zur Explosion. Aber es geschah nichts. Die Stille zerriss nicht in ohrenbetäubendem Knall. Ganz langsam wagte es der Gefreite, den Kopf zur Seite zu drehen und mit entsetzten Augen den geworfenen Gegenstand auf dem feuchten Kreidegrund zu suchen. Dabei hockte er immer noch mit angepresstem Leibe an der Wand. Vor seinen Augen flimmerte alles in beängstigender Undeutlichkeit. «Ein Stein!» schoss es ihm als erster klarer Gedanke durch das Hirn. War das Geschoss wirklich dieses flache Stück Kreidestein gewesen, das da neben der zerrissenen Fassade so arglos lag? Er wartete und starrte, unfähig, die Glieder zu bewegen. Endlich kroch er langsam auf allen vieren auf den Stein zu. Als er ihn zum Greifen nahe vor sich hatte, wagte er noch immer nicht die Hand danach auszustrecken. Während er die Augen unverwandt darauf heftete, machte er plötzlich eine Entdeckung. Der Stein war beschrieben. Er hob ihn auf. Die eine Seite war glatt und eben, wie mit einem Messer bearbeitet, und auf der handtellergrossen Tafel standen Worte, nur wenige Zeilen, flüchtig mit Bleistift gekritzelt. Seltsam! Was war das? Was sollte das bedeuten? Driessnack entzifferte Buchstabe für Buchstabe, kratzte sich mit der Rechten im Genick und las, alles um sich herum vergessend, in langsamer Geläufigkeit die geheimnisvolle Nachricht. Unwillkürlich bewegte er die Lippen, so dass er sich selbst hörte:

«Braves Saxons! Nous ferons éclater un entonnoir aujourd'hui à 5 heures. Sauve qui peut! Un camarade français*.»

Erst nachdem er einige Male hintereinander gelesen hatte, fielen ihm Sinn und Bedeutung der Worte ein. Sein Herz schlug mit harten Stößen gegen die Brust, er begann schwer zu atmen, gab unverständliche, abgebrochene Laute von sich, und unaufhörlich drehte er den Stein wie einen unheimlichen Fund in seinen Händen herum. Als er langsam, noch in halber Betäubung, aufzustehen versuchte, merkte er, dass seine Beine zitterten. Auf einmal zuckte er zusammen, als hätte ihn ein plötzlicher Entschluss gepackt. Schleichend näherte er sich auf lautlosen Sohlen dem nur wenige Meter entfernten Schutzschild, hinter dem er sonst auf Posten stand. Ebenso vorsichtig bestieg er den Erdauftritt und schob den Beobachtungsschlitz auf. Sein fieberndes Auge entdeckte nichts. Nur aufgeworfene Erde, geplatze Sandsäcke, verrosteten Draht, Pfähle und einige seitlich umgekippte Spinnen.

Da rief er, ohne den Kopf zu heben, erst leise und kaum hörbar, dann aber plötzlich eindringlicher, wie aus angstgepresstem Halse: «Camarade français! Camarade français!» Die Stirn an den kalten Schutzschild gepresst, lauerte er, gewürgt fast von Atemnot, das starre Auge am Sehloch. Und plötzlich erschien ein bärtiges, hageres Gesicht mit flachem Helm, blickte forschend zwischen Sandsäcken in die Richtung, wo er stand, warf blitzschnell noch einmal die Augen nach rückwärts und sah wieder suchend nach vorn. In einer ungestümen Aufwallung, die ihn alle Gefahr vergessen liess, schoss Driessnack jetzt hoch, dass er fast bis zur Brust frei über den Grabenwall herausragte. Der Franzose stutzte, hob aber schnell die Hand, als grüsse er, und rief den Gefreiten an: «C'est vrai!» Nickte lang und schwer, sah sich wieder mit einem Ruck ängstlich um, hob noch einmal die Hand und verschwand, ehe noch Driessnack sich entschliessen konnte, etwas zu antworten. In wenigen Sekunden hatte sich der Vorgang abgespielt. Zur Besinnung gekommen, war auch Driessnack sofort nach dem Verschwinden des Franzosen von dem Auftritt heruntergesprungen. Den Posten im Stich lassend, hastete er nun mit dem Stein in der Hand dem Unterstand zu. «Melden! Das sofort melden!» war der einzige Gedanke, der ihn bei seinem eiligen Lauf erfüllte und besessen antrieb.

Im Unterstand sass der Unteroffizier im Kreise seiner Gruppe. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn und klebte von feuchtem Schweiss. Driessnack merkte trotz der Aufregung, in der er sich befand, dass Scholz keine gute Botschaft mitgebracht hatte. Wild gestikulierend redeten sie alle lärmend durcheinander. Es schien, als bemerkten sie das Erscheinen Driessnacks erst, als er dem Unteroffizier den Stein gab. Der Gefreite klärte sie mit hastig hervorgestossenen Worten auf.

* «Brave Sachsen! Wir werden einen Minentrichter sprengen, heute um 5 Uhr. Rette sich, wer kann! Ein französischer Kamerad.»

«Was steht denn darauf?» unterbrach ihn der Unter immer wieder ungeduldig. Hände griffen nach dem Erzählenden, schüttelten ihn, und alle Augen waren wie fiebernd auf ihn gerichtet; aber der Gefreite erzählte den Hergang, ohne sich stören zu lassen.

«Was darauf steht?» wiederholte er endlich, indem er sich langsam im Kreise umsah. «Ja, kann denn keiner von euch es übersetzen?»

Missmutig, als hätten sie plötzlich an der Geschichte gar kein Interesse mehr, wendeten sich einige ab.

«Camarade français, das ist klar, auch braves saxons und da die 5, soviel verstehe ich», meinte der Unteroffizier einigermassen bedrückt, «aber das andere sind mir böhmische Dörfer!»

«Da hat sich so ein Franzmann einen schönen Jux geleistet», warf Blohm ärgerlich dazwischen. «Wisst ihr, in den Vogesen haben wir das auch so mit den Blauen gemacht und Knüppel herübergeworfen, auf die wir einen mächtigen Unsinn geschrieben haben. Ich erinnere mich, dass wir . . .» Mit einem lauten Lachen schnitt Driessnack Blohms Redefaden ab und winkte mit den Händen eine wegwerfende Geste. «Also passt auf! Ich will es euch ganz genau sagen, was der Franzer darauf geschrieben hat: Brave Sachsen! Wir werden einen Minentrichter sprengen, heute um 5 Uhr! Rette sich, wer kann! Ein französischer Kamerad.»

Driessnack legte ruhig den Stein vor sich hin und weidete sich an ihren verblüfften und verstörten Gesichtern. Für eine ganze Weile fand auch nicht einer die Sprache wieder.

«Schwindel! Ganz ausgemachter Schwindel!» schrie endlich Blohm fast wütend auf, als wehre er sich gegen einen Gedanken, der ihn angefallen hatte.

Fragende Blicke waren auf Driessnack gerichtet. Ganz ruhig, in einer tiefen inneren Überzeugung, entgegnete er auf den wilden Ausbruch von Blohm: «Das würde auch ich behaupten, wenn ich eben den Mann drüben nicht gesehen hätte. Eine Kugel hätte er mir in den Leib jagen können, als ich so ohne Deckung vor ihm stand, genau so gut, wie ich ihm. Seine Augen und dieses Gesicht, es geschah alles so furchtbar schnell, aber ich vergesse es nicht. Und wie er mir zurief: Es ist wahr! Dieser Klang seiner Stimme – nein, ich glaube ihm!» Die Kraft und innere Wärme, mit der Driessnack sprach, liess sie wieder alle verstummen und schloss auch Blohm den Mund. «Ja, das ist doch aber gar nicht zu fassen!» verwunderte sich Knauthe sehr ernst. «Ein Franzose warnt uns! Warum? Sag mir bloss warum, Driessnack!» «Warum?» Driessnacks Stimme schnappte fast in einen hohen Schrei über. «Was wissen wir? Vielleicht ist es einer, dem der Ekel über den Krieg bis an den Hals gestiegen ist. Er kann einfach nicht anders mehr! Jedenfalls, das sage ich euch, ich verstehe das! Und darum glaube ich, dass die Geschichte wahr ist!»

Scholz hatte währenddessen schweigend vor sich hingesehen und zog plötzlich die Uhr. «Denkt an den Berndt! Vielleicht hängt es damit zusammen.

– Jetzt ist es gleich um zehn. In sieben Stunden also gehen wir hoch!« Gespannt blickten sie auf.

Scholz griff nach dem Stein, redete sich entschlossen und sprang auf die Füsse.

«Driessnack, geh wieder auf den Posten! Ihr anderen bleibt hier und wartet, bis ich vom Leutnant zurückkomme!» Seine Stimme war gefühllos von kalter Ruhe. Langsam verliess er den Unterstand.

Nach seinem Weggang stritten sie sich nicht mehr darüber, ob es der Franzose ehrlich oder nicht ehrlich gemeint habe. Die Gewissheit, dass eine Sprengung überhaupt bevorstand und zu befürchten war, überfiel sie mit immer stärkerer Macht. Wagner, der sich bisher nicht in das Gespräch gemischt hatte, und auch Knauthen warfen sich wieder zu Boden und horchten die Erde ab. Einmütig mussten sie feststellen, dass nichts zu hören war. Die Erde schwieg und verriet ihr Geheimnis nicht. Sie warteten weiter, und das Geheimnis nagte wie eine furchtbare, uneingestandene Angst an ihren Herzen. A cinq heures! Um 5 Uhr! In ihren Köpfen brannte nur noch dieser eine Gedanke.

VIII

Scholz stand in dem Unterstand des Leutnants und beobachtete lauernd Wolff, der mit dem Regimentsstab telefonierte. Der Offizier hatte den Vorfall in der Sappe, genau nach den Angaben des Unter, nach hinten berichtet. Wolff presste den Hörer fest an das Ohr und rauchte dabei eine Zigarette. Es schien, als warte er vergebens auf einen Anruf. Im Stab mochten sie sich die Sache genau überlegen. Scholz hatte sogar die Empfindung, als hätte der Leutnant seine Anwesenheit völlig vergessen. Plötzlich straffte sich Wolff, seine grauen Augen waren auf einen bestimmten Punkt der Wand gerichtet, und sein Gesicht war in Falten gespannt. Ein leises Quäken aus der Strippe drang unverständlich bis zu den Ohren des Unteroffiziers.

«Jawohl, jawohl, Herr Major!» stiess der Leutnant zu wiederholten Malen dazwischen und nahm unwillkürlich Stellung dabei ein. «Verstehe, Herr Major! Paradies verlassen! Marmorschloss besteigen! – So ist es – Zu Befehl!» Er horchte noch eine Weile, knackte dann mit den Hacken scharf zusammen: «Mahlzeit, Herr Major!» und legte den Hörer ab.

Scholz stand unbeweglich und bemeisterte seine Unruhe mit letzter Kraft. Er ahnte den Zusammenhang der ausgetauschten Gesprächsfetzen, zuckte jedoch mit keiner Wimper. Wolff setzte sich ruhig auf das knarrende Drahtgestell seiner Pritsche, goss sich aus einer Flasche Selterwasser einen Schluck in einen Becher und trank. «Ihre Gruppe räumt die Sappe», bemerkte er wie nebenbei, «und meldet sich wieder bei ihrem Zug! Verstanden?» «Sofort?» presste Scholz in unheimlicher Erregung hervor, als könnte er es nicht glauben und begreifen, was er gehört hatte.

«Was dachten Sie sonst?» lachte Wolff hart.

«Nichts, nichts, Herr Leutnant», beeilte sich der Unteroffizier in einer komischen Verlegenheit zu versichern, indem er im Augenblick kehrtmachte, um die Treppen heraufzustolpern.

Als Scholz atemlos bei seinen Leuten eintraf, brüllte er den erlösenden Befehl sofort in den Raum. Sie sprangen auf, schrien durcheinander, Knauthe fiel dem Unter sogar um den Hals. Sie packten ihr Zeug zusammen und liefen, jeder nur noch auf sich bedacht, einzeln davon, trotzdem sie der Unter anschauzte, doch zu warten, bis sie geschlossen abmarschieren könnten. Aber nicht einer liess sich halten.

Im Graben war alles im Aufruhr. Tornister und Waffen lagen und standen in der Nähe der Unterstände herum. Unteroffiziere riefen ihre Gruppen zusammen; einzelne Infanteristen, die schon fertig waren, räumten sogar die Holzkisten in den Grabenwänden aus und füllten bereit gehaltene Säcke mit den Handgranaten. Schwitzend stolperten einige Schützen durch das Gedränge mit einem Maschinengewehr auf den Schultern. Rücksichtslos stiessen sie jeden, der nicht gleich vor ihnen auswich, zur Seite, ohne sich um das Geschimpfe der Angerempelten zu kümmern.

«Bei denen ist wohl der Frieden ausgebrochen, weil sie es so eilig haben?» lachte einer.

«Die werden sich ja wundern, heute gibt's noch ein mächtiges Schlamassel. Hoffentlich haben sie ihre Kaffeemühle gut geölt!» bemerkte ein Kerl mit verdrecktem, aufgedunsenem Gesicht.

An jeder Gabelung des Grabens stand einer von den Chargierten und wies die ankommenden Gruppen in den einmündenden Laufgraben. Scholz erreichte mit seinen Leuten die zweite Stellung des Fanggrabens, die von der Kompanie besetzt werden sollte, auf einem Umweg durch den Halbmondsteig. Der ganze Fanggraben war in besserem Zustande als der vordere, nun geräumte Kampfgraben und besass tiefere und sauber gehaltene Unterstände.

«Wenn wir hier gleich in Stellung gegangen wären, hätten wir die Verluste bei den Feuerüberfällen vorhin bestimmt nicht gehabt», behauptete der krummbeinige Trapp von der Gruppe Martin, die neben dem Unterstand von Scholz lag.

«Warte es nur ab, um 5 Uhr heut nachmittag haben wir die Bescherung», knurrte Rackow, der eben vorbeilief und sehr verärgert war, weil er als erster von der Gruppe auf Tagesposten ziehen musste.

Der Gegner hatte anscheinend nichts von der Räumung des vorderen Grabens bemerkt, wo sich nur noch wenige zurückgebliebene Posten durch gelegentliches Schiessen bemerkbar machen sollten. Diese Täuschung der Franzosen geschah auf Regimentsbefehl und hatte Erfolg. Die französische Artillerie und auch die Minenwerfertätigkeit hielten sich in den gewohnten Grenzen. Auf strengen Befehl des Abschnittskommandeurs durften sich die Posten im Fanggraben keinesfalls durch Geräusche oder unnötiges Umherlaufen dem

Feinde verraten. Als kurz nach Mittag einige feindliche Flieger die Front entlangfuhren, krochen sogar die wenigen Posten unter ihre kreidebeschmierten Zeltplanen und verhielten sich regungslos.

Wenige Minuten nach 4 Uhr erschienen einzeln die Posten aus dem Kampfgraben und suchten ihre Gruppen im zweiten Graben auf. Abschnitt B I war nun menschenleer. Bald darauf lief eine Ordonnanz des Kompanieleutnants von Unterstand zu Unterstand, brachte den Gruppenführern die genaue Zeit und den Befehl, dass pünktlich % 5 Uhr die gesamte Besatzung ihre Gruppenabschnitte im Graben zu beziehen habe. Sprengung der Sappe «Kalte Hand» und vielleicht auch eines grossen Teiles des leeren Vordergrabens würde erwartet. Ein unmittelbar darauf einsetzender Angriff der französischen Infanterie auf das gesamte Bergmassiv war vorauszusehen und sollte mit blutigen Verlusten für den überraschten Gegner abgewiesen werden. So lautete in dünnen Worten der Tagesbefehl des Regimentsstabes. Auf jeden Fall musste der alte Kampfgraben, ganz gleich in welchem Zustande, und der entstandene Sprengtrichter davor wieder besetzt werden, denn der Franzose sollte durch seine Aktion nur Verluste davontragen, aber keinen Fussbreit Boden gewinnen.

«Die Sache ist also klar», schloss Scholz seine Erläuterungen, die er der horchenden Gruppe im Unterstande gab.

«So klar, wie zwei mal zwei gleich vier», entgegnete Blohm, der sein Gewehrschloss einfettete.

«Wenn sie sich nur nicht verrechnet haben, die hohen Herren», meinte Wagner zweifelnd.

«Und wenn schon! Was schadet das uns?» knurrte Knauthe. «Jedenfalls liegen wir nicht mehr in der ‚Kalten Hand\»

«Hoffentlich liegen wir heute nacht nicht mit kaltem Bauch auf der kalten Erde», grinste Blohm böse.

Sie waren schon wieder alle in gedrückter Stimmung. Mit streitenden Worten und unbehaglichen Witzen füllten sie den Rest ihrer Wartezeit aus. Das untätige Liegen im Unterstand, das spannende Warten und die Gewissheit bald hereinbrechenden Unheils machten sie ausnahmslos nervös, als lägen sie gefangen hinter den Gittern eines Käfigs. Sie hatten abgespannte Gesichter und schauten ruhelos aneinander vorbei. Scholz sass schweigend auf einer Holzkiste und warf immer wieder einen kurzen Blick auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr am Handgelenk. Driessnack fühlte trotz aller Erregung schwere Müdigkeit auf seinen Augenlidern, wurde aber doch unaufhörlich von Gedanken gepeinigt. Immer wieder stand wie eine schemenhafte Vision das bärtige Gesicht des Franzosen vor ihm. Einmal erschien es ihm als die verzerrte Fratze eines Teufels, dann wieder leuchtete es matt im ernsten Glanze gütiger Menschlichkeit. Und plötzlich tauchte es aus dem Tumult taumelnder und stürzender Gestalten auf, ein einziges blasses Gesicht, blutüberströmt, stummer Qualen voll, ein Haupt voller Blut und Wunden . . . Die Erscheinung ver-

dichtete sich zu unheimlicher Klarheit, Driessnack spürte schauernd die Kälte des stählernen Gewehrlaufes zwischen seinen Fingern. Langsam und schwer versuchte er die Waffe zu heben. Da entglitt sie seiner Hand. Erschrocken von dem Klirren kam Driessnack zu sich und schaute sich verstört um. Die anderen sahen ihn mit lachenden Gesichtern an.

«Du schläfst ja wie ein Hase mit offenen Augen ein», meckerte Wagner voller Vergnügen.

«Solche Nerven möchte ich auch haben, meine Fresse, das ist ja allerhand», setzte Blohm fast ärgerlich hinzu.

Driessnack erwiderte mit keinem Wort. Er war wie benommen von einem bohrenden, dumpfen Schmerz in seinem Kopf.

Plötzlich bebte die Erde von einem unverhofften Schlag. Eine schwere Granate musste nicht weit von dem Unterstand herniedergefahren sein. Scholz kroch die Stufen herauf und guckte neugierig ins Freie. Schon folgten dicht nacheinander neue Einschläge. Das Feuer der Franzosen steigerte sich und lag über dem geräumten Graben. Scholz kletterte hinterrücks wieder in den Unterstand. «Jetzt wird es ernst!» rief er aufgeregt. «Über B I und der ‚Kalten Hand‘ qualmt’s schon mächtig!»

«Die dummen Hunde!» stiess Blohm ärgerlich, aber mit Genugtuung hervor. «Sie wollen es ganz schlau andrehen. Mit dem Feuer wollen sie uns vorn in die Unterstände treiben und dann sprengen, damit kein Schwanz davonkäme.» Scholz blickte schon wieder unverwandt auf seine Uhr. «In drei Minuten, dann alle raus!» sagte er hart. Aber seine Stimme bebte doch. «Seid ihr alle fertig? Vergesst nicht die Spaten und die Handgranaten!» – Jeder griff nach seinen Sachen. Sie lagen lauernd auf dem Sprung. Nur Wagner zog noch einmal sein schmutziges Taschentuch hervor und schnäuzte sich umständlich. Keiner sagte ein Wort mehr.

Auf einmal brüllte der Unter: «Raus!», und schon schnellten sie automatisch hoch. Vor den niedrigen Eingang ihrer Höhle warfen sie die vollen Säcke mit den Granaten und stürzten hinterher. Im Graben war Leben. Von allen Seiten kamen sie gelaufen, schweigend oder nur ängstlich flüsternd, und suchten ihre Postenstellungen auf. Aber keiner stieg hoch. Mann an Mann standen sie gedrängt im Gange, das Gewehr in den Fäusten. Das Feuer trommelte immer noch vorn und liess sie hier ungeschoren. Nur einzelne Schüsse fauchten in das Gelände dicht hinter ihnen. Sie verfolgten in höchster Spannung diese verstreuten Einschläge und beobachteten, dass auch über den Bezirken der Laufgräben schweres Sperrfeuer lag. Die Gruppenführer waren währenddessen scharf darauf bedacht, dass keiner, von Neugier getrieben, auf die Postamente stieg. Drüben lauerten sie jetzt sicherlich auf jede Regung in der rauchenden, zerwühlten Wüste.

Langsam setzten nun auch die deutschen Batterien ein und befunken mit schwerem Kaliber den französischen Sturmgraben. Das höllische Konzert schwoll immer mehr zu einem kreischenden Krachen an. Weiter links, in



einem anderen Regimentsabschnitt, knarrte plötzlich ein Maschinengewehr. Was war da los? War dort bereits ein Angriff? Vor ihnen qualmte und kotzte die Erde, und die Luft wurde fast undurchsichtig. Einzelne Gruppenführer lagen schon beobachtend hinter Schutzschilden. Unruhig liefen die anderen im Grabengang hin und her.

Plötzlich erbrach sich die ganze Erde, das Getöse der Artillerie wurde von einer ungeheuren Detonation zerspalten, und gleich darauf grollte und schäumte die Erde in einem zweiten Ausbruch. Die Männer im Graben stürzten hin, einzelne wurden von dem gewaltigen Luftdruck an die Wände geworfen, und aus dem tiefschwarz verdunkelten Himmel fiel ein Hagel klatschender Brocken hernieder, auf Schulterwehren, Sandsackwälle und Unterstandsdeckungen, die in Rissen auseinanderklafften, und schmetterte auf zusammengebrochene, duckende Leiberhaufen. Arme und Beine wühlten durcheinander, Schreie gellten auf, Köpfe tauchten auf, kollernde Stahlhelme klirrten, und wie gepeitschte Tiere sprangen Gestalten hoch. Ihre Gesichter waren verzerrt und von Energie geladen, als sie alle in wilder Hast die Auftritte erkletterten, die Gewehre hochschoben und, zum letzten bereit, die Leiber an die Wälle pressten. Das Land vor ihnen hatte sich verändert. Frische Erdwellen, klaffende Vertiefungen und schwelende Rauchfetzen zitterten und wälzten sich vor ihren flimmernden Augen.

Endlich sahen sie die ersten flachen Helme. Klein und geduckt tauchten einzelne blaue Gestalten auf dem erhöhten Rande des langen Trichters auf, der den BI-Graben mit der Sappe zu einem grossen Teil hatte verschwinden lassen. «Feuer!» züngelte es in anhaltenden Schreien den Fanggraben entlang.

«Feuer!»

Zwei Maschinengewehre rasselten, und dazwischen knatterte das Rasen der Gewehre in die springenden Gruppen der Anstürmenden.

Im deutschen Graben schossen in steilen Kurven rote Leuchtkugeln hoch. Sofort verlegte die Artillerie das Feuer in das Zwischengelände, dicht vor den Ansturm des Gegners. Knauth und Blohm standen plötzlich wieder unten im Gang und warfen mit weit schwingenden Armen die ersten Handgranaten hinaus. Aber sie fielen noch viel zu kurz, obwohl Blohm mindestens fünfzig Meter weit warf. Scholz schrie mit blutunterlaufenen Augen von der Berme herunter, bis Blohm und Knauth ihn endlich hörten und verstanden und wieder an ihre Gewehre stürzten. Scholz und seine Leute vermochten nur ein Stüde des erhöhten Trichterrandes zu sehen, auf dem sich zeitweilig kein Franzose mehr sehen liess. Trotzdem schossen sie ununterbrochen wie besessen auf den Rand. Blitzschnell versuchten von hinten wieder Rudel von Franzosen über die Höhe in den Trichter zu springen, der schon eine grosse Anzahl von ihnen sicher bergen musste. Dann raste umso wütenderes Gewehrfeuer zwischen die Erdhaufen, hinter denen viele mit hochgeworfenen Armen nach rüdtwärts fie-

len. Aber beträchtlichen Resten gelang es doch, den Sprung auszuführen, besonders, als auf kurze Zeit ein Maschinengewehr links wegen Ladehemmung matt gesetzt wurde. Die telephonische Verbindung zwischen Graben und Artilleriekommando musste trotz des wilden Sperrfeuers, das über den Laufgräben hinten in feurigen Sprüngen tanzte, noch unbeschädigt sein; denn auf einmal fielen wie auf eine stumme Verabredung hin die rammenden Granatstöße einer ganzen Batterie in das gesprengte Riesenloch, das sich beängstigend schnell mit Franzosen gefüllt hatte.

«0 je! Das gibt einen schönen Brei!» knirschte Blohm. «Jeder Schuss sitzt drin!»

Der Nachschub von Menschen in den rauchenden Trichter, der wie ein Riesentopf voll zuckendem Fleische brodelte, liess nach und hörte bald ganz auf. Einzelne Gestalten erschienen wieder in Rauch und Gewölk; aber sie kehrten den Schiessenden den Rücken zu, schoben sich zwischen zerklüfteter Erde wie zappelnde Käfer hinauf, rutschten manchmal zurück oder verschwanden gerettet über der jenseitigen Kante. Jeder, der aus der deckungslosen Tiefe des granatzerstampften Kessels zu entfliehen versuchte, wurde von den Gewehren der Gruppe Scholz genau aufs Korn genommen. Scholz und seine Leute legten immer wieder an, drückten an den Abzügen, rissen die Schösser herum, dass die leeren Patronenhülsen im Bogen weit herausflogen, und jeder von ihnen fühlte sich schon befreit von lastendem Druck, als das ununterbrochene Krachen sie umtobte. Jetzt endlich brach heraus aus ihnen, was in stumpfer Erwartung sich so lange in ihnen angesammelt hatte.

Allmählich liess der Nachschub blauer Gestalten in den Trichter nach. Driessnack schob den Kopf höher, als wolle er sich eine bessere Sicht verschaffen, und schrie plötzlich laut auf. Ein wahnsinniges Knattern der Gewehre von drüben brach los, Handgranaten krachten in wildem Durcheinander, und die Granaten keulten jetzt auf dem Fanggraben. Der Gegner hatte die Lage erkannt. Scholz stürzte eine Weile ratlos von einem zum anderen und schwang sich plötzlich hoch, stand zwischen einer festen Bastion von Sandsäcken, streckte den Hals vor und sah erstarrt in das Gelände. «Sie kommen!» Gellend brach der Schrei aus ihm heraus.

Kleine Wölkchen pulverten in weissen Flocken, blähten sich zu dünnen Schleiern, die träge über dem Felde hinwehten. Handgranatenstosstrupps waren aus dem Trichter aufgetaucht und versuchten, in kurzen Sprüngen sich der deutschen Linie zu nähern. Aber mehr noch als das erregte den Unter der Anblick stürmender deutscher Kolonnen, die weit rechts bereits im freien Gelände angriffen und in dem kochenden Gewoge des französischen Sperrfeuers vereinzelt und verstreut sich hinwarfen, wieder aufsprangen und sich doch immer wieder an den weiten Hängen des abfallenden Berges winzig und unsichtbar verloren.

Scholz rutschte auf dem Bauche in den Graben zurück, stiess die Nebenleute, die rücksichtslos weiter feuerten, beiseite, hieb wild mit den Armen um sich

und rannte wie von Sinnen durch den Graben. «Handgranaten fertigmachen! – Das ist ja Wahnsinn! – Drüben rennen sie schon los! – Vor uns kommt der Franzmann! – Hat denn jemand einen Befehl gehört? – Rechts greifen unsere Leute an! – Was soll denn bloss geschehen?»

Von einer erhöhten Stelle aus versuchte er, den eigenen Graben nach beiden Seiten hin zu überblicken. Die Nachbarkompanien liefen in aufgelockerten Zügen heraus. Offiziere winkten in der Richtung zu ihnen; aber Scholz konnte ihre Zeichen und Gesten nicht verstehen.

«Durchsagen zum Kompanieführer: was soll der linke Flügel tun?» schrie Scholz blutrot im Gesicht. Sie brüllten die Frage des Unter von Mann zu Mann, ohne sich von den Plätzen zu rühren. Trotzig und verbissen, gepeinigt auch von mühsam unterdrückter Angst, rissen sie an ihren Gewehren herum, zielten und schossen weiter. Vor ihnen sass das Verderben, kroch und schwoh näher. Schreie kamen zurück, unverständlich zunächst, dann lauter, zuletzt auch zur Gruppe Scholz. «Raus! Alles raus!» – Seitengewehre blitzten auf und wurden aufgesteckt. Niemand wartete mehr auf weitere Befehle. Die Angst vor den einschlagenden Granaten hatte sie bis zum äussersten erfüllt und trieb sie instinktiv aus dem ungeschützten Graben. Einige waren schon über die Deckung hinaus, blickten sich nochmals um und schrien, für einen Augenblick vor Schauern stockend: «Los! Alles vorwärts!»

Die Menschen im Graben brodelten durcheinander, warfen die Arme hoch, krallten sich an den steilen Wänden an, zerrten sich mit der schweren Last der Gewehre, Spaten und Handgranatensäcke hoch, stiessen gegeneinander und hinderten sich in ihrem rücksichtslosen Bemühen. Alles drängte zu Rudeln zusammen; denn keiner wollte allein und frei oben stehen. Die Zögernden aber wurden mit Gewalt vorwärts gestossen.

Beim Anblick der neuen anstürmenden Menschenwelle hoben sich die wenigen vorgedrungenen Stosstrupps der Franzosen aus ihren Trichtern, wo sie in Deckung gegangen waren. In wilder Bestürzung versuchten sie zu fliehen. Aber Schuss auf Schuss, im Stehen und Knien von den Vordersten der aus dem Fanggraben hervorgebrochenen Gruppen abgefeuert, peitschte hinter ihnen her. Die ganze Kompanie war nun draussen.

Scholz lief aufrecht bis zu einem grossen Trichter, seinen Leuten zehn Meter voraus. Mit dem Gewehr in der Hand fuchtelte er wild aus der Vertiefung. Sie sahen nur noch sein verzerrtes Gesicht unter dem Stahlhelm, das er ihnen drohend zuwandte. Nur wenige Schritte liefen sie aufrecht oder gebückt. Granaten rasten vor ihnen plötzlich hernieder, hieben mit schweren Prankenschlägen wahllos hier und dort in das deckungslose, ebene Gelände. Links stürmte ein ganzer Zug, zu einem Haufen zusammengeknäult, im Laufschrift mit vorgereckten Gewehren und blanken Bajonetten einem grösseren französischen Erdwerk, dem «Grabenhorn», entgegen. Vor dem Haufen rannte ein Feldwe-

bel und schwang auf seinem Säbel einen flatternden Lappen in den deutschen Farben.

Schreie gellten und trieben immer wieder die Gruppen auf, die in den Trichtern und Geschossmulden Deckung suchten. Die schlagenden Wetter der Explosionen verdichteten sich zu einem chaotischen Gekrach; selbst über ihnen, in der Luft, barsten in gelbem und rotem Ausbruch die Schrapnelle des Sperrfeuers der Franzosen. Von hinten drängten in losen Schützenlinien schattenhafte Gestalten nach. Sie stutzten stets und stockten, wenn ganz nahe die Erde hochrauschte. Einzelne krochen schon zurück. Lehmbeschmierte Gesichter, deren Blässe unter Blutspritzern dennoch erkennbar war, tauchten auf. Zusammengestauchte Körper in unwirklichen Verrenkungen kauerten reglos oder zuckten, und jammernde Stimmen heulten unter den Menschenbündeln am Boden.

Verbissen kletterten wieder die unversehrt Gebliebenen aus den Trichtern empor. Gruppe für Gruppe schnellte auf, verstört, halb ohne Bewusstsein. Und überall wälzte sich Rauch dahin und verdeckte für Sekunden, was an schrecklichen Geschehnissen sich zutrug.

«Vorwärts, ihr feigen Hunde!» brüllte einer auf, der wie ein Riese aufrecht in dem Tumult herumsprang. Im nächsten Augenblick kippte er lautlos wie ein morscher Baum nach hinten über. Driessnack taumelte über den um sich schlagenden Körper hinweg und sah am Uniformkragen die Abzeichen eines Leutnants.

Endlich hatte die erste Linie das Sperrfeuer unterlaufen. Der gezackte, langgestreckte Hügel des Sprengtrichters wuchs urplötzlich aus dem qualmenden Gewoge vor ihnen auf. Hinter seinem Rand duckten sich einzelne Franzosen mit flachen Helmen. Sie verplatzten sinnlos ihre Patronen und warfen ins Blinde hinein, was sie an Handgranaten werfen konnten. Mancher fiel im Ansturm gegen die Schiessenden, knickte hinterrücks über, wie von dem Gewicht seines Stahlhelms zu Boden gezwungen. Andere drehten sich erst kreiselnd, schlugen dabei mit den Armen toll um sich, ehe sie hinfielen. Viele, die unversehrt blieben, bemerkten es, ohne genau hinzusehen.

Blohm, Driessnack, Knauth und Scholz fanden sich plötzlich am unteren Rand des ansteigenden Trichterhügels zusammen, schrien einander zu, ohne sich aber zu verstehen, und kletterten mit Krallenfingern die Brüstung des lockeren Erdwalles empor. Andere wirbelten im stürzenden Vorstoss trennend zwischen sie. Schon hatten sie in grosser Anzahl den oberen Rand erreicht.

Mit den Fäusten, Kolben und Messern gerieten ein paar Feldgraue mit einer verzweifelt sich wehrenden Besatzung in Nahkampf, die neben einem demolierten leichten Maschinengewehr aufsprang. Blohm rannte mit vollem Schwung gegen einen hageren, hochbeinigen Franzosen, der mit beiden Händen nach dem Gewehr und Bajonett krallte, als es ihm der Deutsche in den Leib stiess. Der Todwunde liess nicht los und kollerte mit der Waffe im Leib

den Abgrund hinab. Unten auf dem Grunde des Trichters standen zwischen Haufen von Verwundeten und Leichen einige Franzosen mit erhobenen Armen vor ihren Gewehren, die sie mit dem Lauf nach unten in die Erde gesteckt hatten. Tierische Angst flackerte aus ihren Augen, als in immer dichteren Scharen die Angreifer auf dem Trichterrand erschienen und einzelne der grauen Gestalten überstürzt zu ihnen herunter rutschten inmitten rollender Erdklumpen und verlorener Waffen.

In dem Trichter war es fast ruhig, aber in der Ebene draussen schwang die Luft weiter, als huste und erbräche sich die Erde vor Übelkeit. Nur Schreien und einzelne Schüsse tobten in dem zerklüfteten langen Trichter, der von keinem Punkte aus ganz zu übersehen war. Eine wild zerhackte Wunde, schrundig, von manneshohen Erdbrocken gefüllt, zwischen denen an den tiefsten Stellen das Grundwasser in kleinen Tümpeln und Schlammlachen stand, eine Ansammlung vieler kleiner Krater – das war der Trichter. Es wimmelte von Menschen darin, von Deutschen besonders, die hinter den wenigen lebenden Franzosen wie Jäger hinter dem Wild her waren. Aus Löchern, hinter Erdhaufen hervor, schossen noch immer einzelne, wie von Sinnen, gegen die deutsche Übermacht.

Ein französischer Feldwebel, der bis zur Brust mitten in einem schlammigen Pfuhl steckte, gestikuliert mit den Armen und schrie aus voller Lunge. Driessnack und einige andere sahen es, hörten ihn und liefen herzu, so nahe sie konnten, streckten die Gewehre nach dem Versinkenden aus, aber Zentimeter für Zentimeter versank der Unglückliche immer tiefer. Mit weit aufgerissenem Munde und hervorgequollenen Augen starrte der Franzose nach einem hingestreckten Gewehr, das er mit den Armen nicht erreichen konnte. Todesnot und letzte Lebengier trieben seine Stirnadern prall auf. Driessnack stand bereits mit einem Bein bis zum Knie in der breiigen Masse, als er spürte, wie auch sein Bein versank. Die Erde lockerte sich und bröckelte, gab nach; er selbst drohte zu versinken. Da rissen ihn die Kameraden rücksichtslos zurück. «Lass ihn! Der ersäuft!» schrie einer. Das Wasser hatte bereits das Kinn des Untergehenden erreicht. Er riss den Mund auf und schloss ihn nicht wieder; aber er schrie nicht. Sein Gesicht mit den zusammengekniffenen Augen erstarrte in einem grässlichen Entsetzen. Driessnack fuhr zurück, stürzte hinter den anderen her, blickte noch einmal sich schnell um und sah nur noch den Stahlhelm des Franzosen, der wie ein umgestülpter Teller auf dem Trichterwasser schwamm.

Durch hohe Schuttwolken glitten immer neue Gestalten die Böschung des Trichters herab. Leutnant Wolff tauchte aus einem wilden Rudel auf, das Gesicht blutrot und glänzend von Schweiss, den Mund verzerrt in schaurigem Lachen. «Kameraden! Die Stellung ist genommen. Hinauf an den Rand! ... Verdammte Kerls seid ihr! ... Los! ... Sie dürfen nicht wieder zur Ruhe kommen.» ... Scholz rannte hinter ihm und alle, die es sahen, stürzten dem Leutnant nach, der in dem Geröll des Hanges aufwärts stolperte. Im Laufen schrie

er zu wiederholten Malen: «Alles oben in Deckung gehen! ... Warten! ... Erst das Signal abwarten! Dann geht's weiter!» Die Stiefel versanken in der aufgewühlten, weichen Erde; Hände krallten sich hinein, Waffen klirrten, und trotz ihrer schweren Ausrüstung erreichten sie in wenigen Sekunden den oberen Rand, wo sie, Mann an Mann, keuchend, wie betäubt, sich erschöpft hinwarfen.

Auf einmal fauchten ihnen die ersten Granaten entgegen, knapp hinter den Trichter, in das Gelände, das sie kaum durchlaufen hatten. Das Rasen der Flachbahngeschosse riss ihnen fast die Luft vor dem Munde hinweg. Es war ein unaufhörliches Krachen – ein Schlagen unbarmherziger Keulen, das sie alle auf die Erde zwang, ihre Körper zusammenriss, die sich mit zuckenden Bewegungen immer tiefer einwühlten. Schwarzer Rauch trieb über sie hin, verdunkelte alles vor ihren Augen, dass für Augenblicke keiner mehr den Nebenmann erkannte. Gedanke auf Gedanke, eine wilde, angstgejagte Meute, hetzte durch ihre Hirne. Und dann ein Krach, mitten in dem Krater, dicht unter ihnen, zwischen Verwundete und Tote. Kreischend zerbarst eine schwere Granate. Der erste Treffer in den Trichter! Schreie gelkten auf: «Hilfe! Hilfe!» Springende Schatten huschten durch das quirlende, schwarze Gewoge des Rauches. Verwundete, die irrsinnig davonliefen, stoben auseinander.

Noch während das dicke Dunkel über ihn hinwegzog, spürte Blohm, wie ein Körper schwer auf ihn fiel. Blohm drehte sich mit halb zugekniffenen Augen um, wälzte die weiche Last von sich und blickte in das zerfetzte Gesicht Michalecks, dem der Unterkiefer halb abgetrennt war. Der Mund war eine weit aufgerissene Lache und sprudelte Blut über Blohms Brust. Blohm gab sich einen Rudi; noch ehe er aber zufassen konnte, wie hypnotisiert von einem jähen Grauen, kollerte auch schon der haltlose Körper des Schwerverwundeten in den Grund des Trichters hinab.

Im nächsten Augenblick gurgelten wieder drei Granaten heran, wühlten in feuriger Wut den Trichter auf, wirbelten Gestein, Splitter und Fleischfetzen herum ... Die Männer oben am Trichterrand kugelten sich zusammen, die Köpfe zwischen den Knien und atmeten kaum, spuckten Dreck und warteten wieder, den Kopf leer und das Herz voll jämmerlicher Angst. Manche bewegten die Lippen während der wenigen Sekunden der Ruhe, sie zählten: eins, zwei, drei, vier ... Wieder raste der Tod auf einer dröhnenden Salve in den von beissendem Qualm erfüllten Kessel, auf dessen Grund die Menschen wie abgeschlachtete Tiere lagen; manche noch zuckend mit weissen Gesichtern, viele schon in starrer Ruhe. Die Lebenden oben wollten nichts mehr sehen, zogen die Glieder nur enger unter den Leib, drückten die Gesichter in die Erde und fühlten nur noch ein würgendes Grauen im Halse, das alles Blut in das hämmernde Herz zurückstieß. Und unaufhörlich rollten die Granaten heran. Eisen und Erde peitschten in Splittern und Klumpen durch die Luft, fuhren zwischen die geduckten Leiber und prasselten in wilden Hagelwettern über

die Menschen, die, in Rinnen und Spalten vergraben, nur noch armselige, bebende Häuflein waren, preisgegeben der sinnlosen Macht des gigantischen Todes.

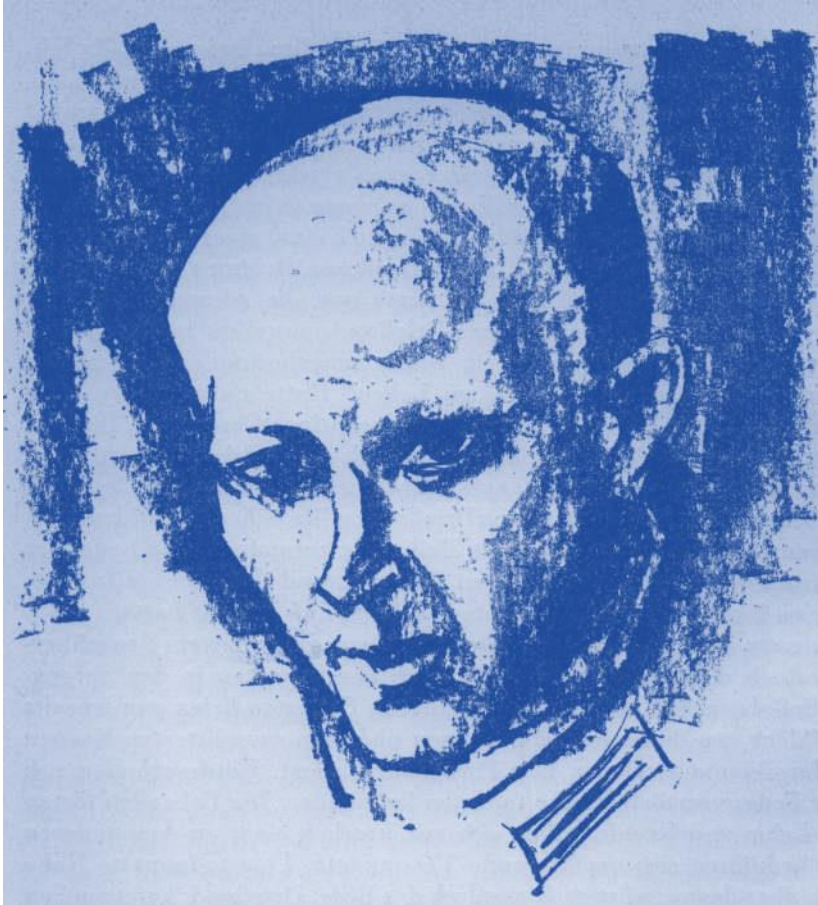
Driessnack, in eine Erdmulde geschmiegt, hatte Angst, den klaren Verstand zu verlieren, und schreckte immer wieder vor seinem eigenen Körper zurück, an dem jedes Teilchen ihm riesengross erschien. Er wünschte verzweifelt, dass sein Leib und die Glieder zu einer Winzigkeit zusammenschrumpfen möchten; klein, ganz klein, einem Käfer, einer Ameise gleich zu sein, das wäre höchstes Glück in dem endlosen Dröhnen gewesen, das mit teuflischer Wut in den Ohren donnerte und die schwankende Erde erschütterte. Nicht weit von sich sah Driessnack zuweilen in den Feuerpausen weniger Sekunden andere in zusammengehockter, verkrampfter Lage liegen. War dieser dort noch am Leben? Hatte es jenen erwischt? Mancher lag auf dem Rücken, das bläulich angelaufene Gesicht gen Himmel gerichtet, aus dem unsichtbar und unaufhörlich das krachende Verderben niedersauste, und rührte sich längst nicht mehr. Taumelnde Gestalten schwankten vor den umflorten Augen Driessnacks; Menschen mit schlenkernden Armen, manchmal war es nur ein Bein, eine zermalnte Hand oder ein blutbeschmiertes Gesicht ohne Augen, das während des Bruchteils einer Sekunde an ihm vorbeihuschte, wenn sich der Rauch zerteilt hatte.

Plötzlich raste ein wildes Gewehrfeuer los; aber es war nur ein Feuerüberfall ausserhalb des Trichters. Der Einbruch der Granaten in den Sprengtrichter liess daraufhin nach, und die schweren Granaten fielen nun jenseits in die Wälder, wo ihre schwarzen Fahnen über den zersplitterten Kronen berstender Bäume zerrissen. Das Feuer war verlegt. Köpfe erhoben sich über der Erde; verstörte Blicke tauchten ineinander. Die Lebenden lösten sich aus Lehm und Kreide, sahen sich um, krochen einer zu dem anderen hin und bemühten sich um klagende Verwundete. Eine todesmatte Ruhe legte sich über das verwüstete Riesenloch der Erde. Driessnack kniete neben Unteroffizier Scholz, der auf einen Toten zeigte, ohne ein Wort zu sagen. Es war nur ein aufgerissener Rumpf ohne Beine, über den sie sich beugten. Trotz des entstellten Gesichtes erkannte Driessnack Landwehrmann Wagner.

Sanitäter schleppten in Zeltplanen wimmernde Verwundete davon; Hilfsgruppen tauchten von hinten auf, mit Spaten und Hacken beladen, und machten sich daran, den Kraterrand zur Verteidigung herzurichten.

Als es dämmerte, kam sogar eine ganze Kompanie frischer Reservetruppen und begann zu schanzen. Die Haubitzen stampften nun nicht mehr. Die Dunkelheit sank in tiefer Ruhe über das zerschossene Gelände.

Der traurige Frieden einer undurchsichtigen Nacht beruhigte die erschütterten Herzen der Lebenden.



IX

Eine seltsame, fremde Stille war es, die auf beiden Seiten der Front lauerte. Horchposten lagen im zertrichterten Vorgelände und warteten gespannt auf irgendein verdächtiges Zeichen des Gegners, eine Leuchtkugel oder Geräusch von Schanzen, wodurch er seine neue Lage verraten konnte. War es die Erschöpfung nach den schweren Kämpfen, dass auch nicht das geringste Zeichen die unklare Situation erhellte?

Vorsichtig, ohne den gewohnten Lärm, schanzten die Truppen, die in der Wüstenei des Sprengtrichters wieder eine zusammenhängende Linie mit der früheren Stellung herstellen mussten, noch bevor es Tag wurde. In kurzem war wenigstens ein trassierter Graben an der dem Feinde zugekehrten Trichterkannte entstanden, eine mannshohe Erdspalte, in deren Wände sich viele schon Fuchslöcher gruben.

Leutnant Wolff hatte sich hinter einer Schulter wehr in einem dieser engen Löcher eingerichtet. Vor ihm in der pechschwarzen Finsternis kniete ein

Mann, der eine Meldung vom Bataillon gebracht hatte. Die Ordonnanz verdeckte mit dem Oberkörper das Erdloch, in dem Wolff sass, als er für einen Augenblick, so abgeblendet, seine Taschenlaterne aufblitzen liess, um lesen zu können.

«Gut!» grunzte er von unten. «Also morgen früh sollen wir abgelöst werden? – Viele sind es ja nicht mehr! – Ja, und was war dann noch? – Ach so! Also holen Sie mal den Wagner her, von der Gruppe Scholz!»

Die Ordonnanz verschwand in der Finsternis, fragte sich bei den überall mit Eifer arbeitenden Menschen durch und stiess endlich auf den Gruppenführer Scholz.

«Du! Euer Wagner soll gleich mal zum Alten kommen!» flüsterte er dem Unteren zu.

«Der – der Landwehrmann?»

«Jawohl, der! Ich glaube, es ist von wegen Ernteurlaub. Ich hab' wenigstens so etwas gelesen. Er soll sofort einrücken, nach Ami. Seine Alte hat wohl ein Gesuch gemacht, weil sie ihn zur Arbeit braucht.»

«Allerdings! Davon hat Wagner oft gesprochen», sprach Scholz bedächtig vor sich hin.

«Das Gesuch ist nun sicherlich genehmigt worden», fuhr der Melder fort; «die dümmsten Bauern haben auch jetzt noch im Kriege die grössten Kartoffeln!»

«Das stimmt diesmal nicht ganz!» seufzte Scholz unterdrückt. «Wieso?»

«Weil Wagner kein Schwein hat! – Geh nur und sag dem Alten: Wagner liesse sich entschuldigen! – Sie haben ihm die Beine – verstehst du – abgeschossen. – Irgendwo da unten liegt er zwischen den Toten!» Scholz presste die Worte hart und bitter hervor und stiess mit der Hand seitwärts nach unten, über den Erdaufwurf des neuen Grabens hinaus, in das schwarze Dunkel des Trichtergrundes. Schweigsam und bewegungslos standen sich die beiden Männer einige Sekunden lang gegenüber. Keiner sah das Gesicht des anderen. Dann wendete sich die Ordonnanz um und stapfte mit Stolpern davon; es schien, als trüge der Mann eine schwere Last.

Eine halbe Stunde später sollte eine Patrouille die Stellung verlassen, um die nicht wieder besetzte, weit vorgeschobene Postierung an der «Kalten Hand» zu erkunden. Das Trichtergelände an der ehemaligen deutschen und französischen Sappe, das man jetzt nicht mehr für besetzt hielt, sollte von einigen Leuten, denen die früheren Verhältnisse dort gut bekannt waren, genauer in Augenschein genommen werden, damit die Zugangsgräben an den geeigneten Punkten durch Verdrahtung noch in dieser Nacht abgesperrt werden konnten. Der Auftrag zu dieser Erkundung wurde der Gruppe Scholz, die als einzige der Kompanie in der Sappe gesessen hatte, durch einen Befehl von Wolff übertragen. Scholz hatte Knauthe, Blohm, Driessnack und Rackow, die Überlebenden seiner Korporalschaft, um sich versammelt. Seine ausführlichen Worte beantworteten sie alle mit einem bedrückenden Schweigen. Schliess-

lich erklärten sich Driessnack und Blohm bereit, den gefährlichen Gang gemeinsam zu unternehmen. Unteroffizier Scholz bestimmte noch Rackow zur Teilnahme. Er sollte ungefähr dreissig Meter vom Eingange des deutschen Laufgrabens als Rückenverbindung Zurückbleiben. Die eigentliche Ausführung des Unternehmens wurde nur Driessnack und Blohm überlassen.

Mit Revolvern, Blendlaternen und Handgranaten ausgerüstet, warteten die Patrouillenleute noch fast eine Stunde im Graben, bis der Himmel, hinter dessen Wolkendecke der Mond inzwischen auf gegangen war, in schwacher Helligkeit schimmerte.

«So ist es das rechte Wetter! Nicht zu hell, nicht zu dunkel! Ich denke, ihr könntet jetzt abschieben!» flüsterte Scholz, indem er Driessnack ansties, der, verstoßen eine Zigarette schmauchend, neben Blohm in einem Fuchsloch kauerte.

Die beiden krochen heraus und gingen schweigend hinter dem Unter her, bis zu der Stelle, wo sie aus dem Graben steigen wollten. Es war ganz auf der rechten Seite des Sprengtrichters, wo Rackow bereits wartete. Langsam kroch Blohm als erster über den Schotterrand, gefolgt von Driessnack, dem sich der Ersatzreservist dichtauf anschloss. Scholz hob den Kopf höher, schärfte durch Zusammenkneifen der Augen den bohrenden Blick und hatte die Kriechenden in kurzer Zeit aus dem Gesichtskreis verloren.

Mit ein paar Schritt Abstand krochen die drei langsam in das verdunkelte Ödland. Reste von Stacheldraht krallten wie Dornen nach ihren Kleidern, als sie sich auf dem Bauche flach über die unebene Erde vorwärts schoben. Einmal erhob sich Blohm auf die Knie, um den Laufgraben zu entdecken. Er sah aber keine Spur davon und lief plötzlich ein ganzes Stück eilig und tief gebüdet von den anderen hinweg. Driessnack und Rackow flüsterten sich kurz etwas zu und folgten ebenso schnell dem Entschwundenen. Ein dumpfes Geräusch schreckte sie plötzlich und zwang sie in eine kniende Beterstellung. Es war nichts. Die Dunkelheit narrete sie. Nachdem sie sich gefunden hatten, setzten sie das anstrengende Kriechen fort.

Blohm kroch langsam zu Driessnack einige Schritte zurück: «Achtung! Der Graben ... ich hab' ihn! Kommt!»

Driessnack sah nichts, kroch aber, indem er Rackow an der Schulter tippte, hinter Blohm her. Die Hände griffen in nackte Erde, und ein undeutliches Schimmern verriet den weissen Mergel eines erhöhten Aufwurfes. Sie rutschten einer nach dem anderen darüber hinweg und in den Graben hinein. Dort kauerten sie wie Kinder beim Spiel nebeneinander, horchten gespannt, denn bei dem Hineingleiten war etwas Schutt mit verräterischem Gekoller ihren Körpern gefolgt. In diesem Augenblick erhellte sich das Dunkel etwas. Die schmale Sichel des Mondes stand klar wie eine halb abgeblendete Bogenlampe am Himmel. Der Graben strahlte fast weiss vor ihnen auf, ein matter Silberstreifen.

Lange Zeit wagten sie es nicht, sich zu rühren. Geduckt und stumm sahen sie

unverwandt auf die helle Bahn des Grabens, auf dessen Sohle sie hockten. Von hier aus verlief er ein langes Stück in gerader Richtung bis zu einer Schulterwehr.

«Wartet! Ich geh' bis zu der Biegung. Wenn ich die Hand hebe, kommt ihr nach», flüsterte Blohm fast tonlos. Schritt für Schritt, in gebeugter Haltung, selbst das geringste Geräusch beim Auftreten vermeidend, ging Blohm nach vorn. Seine Gestalt verschwamm vor den Augen der Zurückgebliebenen immer mehr zu einem undeutlichen Schatten. Nach einer langen Weile glaubte Driessnack die erhobene Hand gesehen zu haben. Sofort setzte er sich mit Rackow vorsichtig und ganz langsam in Bewegung. Blohm sass bereits hinter der Schulterwehr. Der Mond verbarg sich wieder hinter einem dünnen Wolken vorhang.

«Hierbleiben! Beobachte vor allem das Gelände! Nicht bloss den Graben!» flüsterte Blohm Rackow in die Ohren. Er winkte Driessnack zu und ging in der gewohnten Haltung geradeaus. Driessnack blieb dem Kameraden dicht auf den Fersen und drängte sich ganz nah an ihn. Mühsam kletterten sie über Schutthalden, von Loch zu Loch; denn der Graben war in diesem Teil vollständig zusammengeschossen. Noch einmal, als sie in einer der Vertiefungen lauschten und verschnauften, sahen sie zurück. Von Rackow, dem Verbindungsposten, bemerkten sie nichts mehr. Das Dunkel hatte ihn verschluckt. Dann ging es weiter.

Eine Leiche, die mit dem Oberkörper, Kopf nach unten, in den Graben hing, schreckte Driessnack so, dass er beinahe einen Schrei von sich gab. In einer fast eisigen Furcht, den Blick zur anderen Seite gewendet, kroch Driessnack hinter Blohm an dem Toten vorbei. Sie gewöhnten sich aber bald an den Anblick, als sie noch auf andere Tote stiessen. Einer lag platt auf dem Rücken, in seiner ganzen Länge auf die Grabensohle hingestreckt, so dass sie über seine Beine, seinen Leib und sein spitzes Gesicht hinwegkriechen mussten. Driessnack hatte dabei die kalte Hand der Leiche berührt und hatte eine Sekunde lang das grausige Gefühl, der tote Franzose packe ihn, um ihn festzuhalten. Fast in jedem Granattrichter, in jeder Furche, durch die sie hindurch mussten, lag einer von den Regungslosen, die niedergemäht und im Stich gelassen auf der Flucht hier zusammengebrochen waren. Driessnack überfiel vor diesen vielen Toten eine hoffnungslose Furcht, die er selbst mit dem Gedanken, einem lebenden Kameraden nahe zu sein, nicht völlig bannen konnte. Klopfenden Herzens näherten sie sich jetzt dem Eingang eines halbverfallenen Unterstandes. Sie wussten beide sofort, ohne es sich mitzuteilen, dass es jener Unterschlupf war, in dem ihre Gruppe so lange in quälender Todesangst, in Erwartung der feindlichen Sprengung gestern noch ausgehalten hatte. Die Stille, die flirrende Dunkelheit, die über dem vertrauten, jetzt aber zerstörten Revier lag, war unheimlich. Auf dem Bauche schoben sie sich heran. Sie hörten nur das Scheuern ihrer Körper auf dem Gestein. Blohm hatte die erste

Stufe erreicht und funkte blitzschnell mit der Laterne in den nachtschwarzen Raum. In dem zitternden Kegel des Laternenlichtes sahen sie unten vier Gestalten liegen. Tote Franzosen. Schwarz verkrustetes Blut war dem einen durch den Verband am Kopf gedrungen. Auch die anderen waren verbunden. Schwerverwundet waren sie sicherlich während des Trommelfeuers am Nachmittag in den Unterstand geschleppt, dann verlassen worden und hilflos und einsam hier gestorben. Ihre Glieder waren steif und schon erkaltet.

«Schnell ihre Papiere mitnehmen!» flüsterte Blohm, der bereits einem den Mantel aufknöpfte. Driessnack sah ohne Entschluss einen Augenblick lang untätig zu. Blohm knurrte unverständlich vor sich hin. Da unterdrückte Driessnack mit gewaltiger Anstrengung die zitternde Angst, die sein Herz bedrängte. Auch diese Toten waren nur Menschen gewesen. Menschen, die er nur lebend fürchten musste. Er bückte sich über eine der Leichen und, obwohl ihm die Hände zitterten, überwand er sich doch und riss die Knöpfe eines Mantels auf, genau so hastig, wie es Blohm tat. Blohm hatte bereits einige Briefschaften und eine kleine Ledertasche neben sich liegen und beugte sich schon über einem anderen. Driessnack schauderte nur noch einmal leicht zusammen, als er trotz aller Vorsicht mit den suchenden Fingern das blosse Fleisch des Toten berührte. Es war kalt wie Eis.

Da krachte ein Schuss. Dumpf, ein dunkler, gedämpfter Ton! Driessnack und Blohm zuckten zusammen und stürzten zu den Stufen. Dort lagen sie, hart aneinander gepresst, von schwärzestem Dunkel umfassen; denn Blohm hatte im Augenblick der drohenden Gefahr die Laterne verlöscht. Sie horchten, regungslos, Blick nach oben, ins Freie gerichtet. Dumpf und fern hörten sie jetzt schreiende Rufe. Es war Rackows Stimme. Schon hatte Blohm Driessnack in der Finsternis gepackt und hinter sich her die Treppen hinaufgerissen. Als sie, die Finsternis noch in den Augen, von wilder Erregung geschüttelt, in den freien Graben sprangen, tauchten auch schon Gestalten auf der Berme und hart vor ihnen im Graben auf. Ohne Überlegung, instinktiv, riss Blohm eine Handgranate vom Leibgurt. Noch ehe er sie aber entschern konnte, sprangen drei Mann auf ihn zu. „'ände 'och!» gellte es um ihn herum, und schon traf ihn ein Kolbenschlag im Genick, dass er kraftlos zusammenbrach. Vor seinen Augen tanzte es rot und gelb in sprühenden Funken; trotzdem sah er, dass er am Boden lag und Driessnack neben ihm. Schreiende Menschen stürzten sich wie Tiere auf sie, packten sie, rissen ihnen das Koppelzeug vom Leibe, und ein Leutnant stand vor ihnen mit der Pistole im Anschlag.

Entwaffnet, überlistet, gefangen! Der Gedanke durchzuckte sie in ohnmächtiger Schwäche. Unterdrücktes Geschrei fiel über sie her. Driessnack versuchte sich zu erheben. Im nächsten Augenblick flogen sie jäh durch rücksichtslose Stöße hoch und taumelten vorwärts.

Von hinten aus der deutschen Stellung her fiel mattes, flackerndes Licht und verlöschte immer wieder. Deutsche Leuchtkugeln! Wie feurige Lanzen

durchbohrten sie das Dunkel. Im Laufen blickten die Franzosen immer zurück. «En avant! En avant!» Mit Geschrei trieben sie in hetzender Jagd die halb betäubten Gefangenen vorwärts. Sie hatten es sehr eilig. Blohm und Driessnack widerstrebten nicht im geringsten und liefen in der schärfsten Gangart willig mit, stolperten am Sappenkopf über freies Trichtergelände, immer umringt von den Häschern, sprangen wieder in einen Graben und taumelten keuchend weiter.

Richtig zur Besinnung kamen sie erst in der vordersten Stellung der Franzosen, die scheinbar nur schwach besetzt war. Sie begegneten nur wenigen Posten, die schweigend hinter ihnen hersahen. Durch einen Laufgraben kamen sie dann zu einem tiefliegenden Unterstand. Blohm, nun wieder ganz zu Bewusstsein gekommen, unterdrückte mühsam einen Fluch, als er einen schmerzhaften Stoss im Rücken verspürte, der ihn auf den Treppenstufen des Unterstandes fast in die Knie warf. Blohm und Driessnack sahen sich nebeneinanderstehen, wagten kein Wort einander zuzuflüstern und blickten sich nur verstört an. Driessnack senkte schliesslich wie in Furcht die Augen.

Der Unterstand war sehr geräumig, mit Wellblechen und hohen Stollenbrettern vollständig ausgesteift. In dem Vorraum lagen einige Ordonnanzen auf Strohlagern und schielten in neugieriger Verwunderung zu den beiden Deutschen herüber, während der Leutnant von der Patrouille in dem hinteren Abteil des Kellers mit einem höheren Offizier erregt verhandelte. Kurz darauf wurden die Gefangenen gerufen und von einer Ordonnanz hineingeführt. Der Leutnant verliess wieder den Raum. Die Enge füllte fast zur Hälfte eine mit einer richtigen Steppdecke geschmückte Pritsche aus, auf der hinter einem kleinen, roh gezimmerten Tischchen ein älterer Offizier sass, dessen dunkles, kurz geschorenes Haar an den Schläfen in grauem Schimmer glänzte. Zwei fein geschliffene Glasbecher, gefüllt mit dunklem Wein, standen auf dem Tisch. Das rötliche, kerngesunde Gesicht des Offiziers verzog sich zu einem schmunzelnden Grinsen, und plötzlich lachte er laut. Blohm stiess verstohlen Driessnack an. In strammer Haltung nahmen sie Stellung ein. Der Offizier blickte überrascht in plötzlichem Ernst auf und verriet deutlich durch einige Gesten, dass das Verhalten der beiden Deutschen nicht ohne angenehmen Eindruck auf ihn war. Hinter der militärischen Erstarrung der Wartenden lauerte aber eine gespannte Neugier, die sich jedoch durch keine Miene in den gleichgültigen, verdreckten Gesichtern verriet. Der Offizier rief plötzlich nach hinten, und sofort erschien ein Mann, der seinem gepflegten Äusseren nach der Bursche zu sein schien, und stellte zwei Gläser auf den Tisch. In einem schlechten Deutsch erkundigte sich der Franzose, ob einer von ihnen die französische Sprache beherrsche. Blohm verneinte kopfschüttelnd und sah im selben Augenblick mit einem fast bedrohlichen Augenwink Driessnack an, der daraufhin ebenfalls verneinte. Freundlich lud sie nun der Offizier ein, ein Glas Wein zu trinken. Er füllte drei Gläser und trank ihnen leicht zu.

Driessnack griff als erster zu und goss mit einem einzigen Ansatz den Inhalt seines Glases auf einmal hinter. Auch Blohm rann das Getränk wie ein belebender, feuriger Strom in den Leib.

Währenddessen erschien ein herbeigerufener französischer Sergeant mit Schreibzeug und Papier am Tisch. Er unterhielt sich eine Weile mit dem Offizier in hastiger Art, so dass es selbst Driessnack nicht möglich war, alles zu verstehen. Es fiel mehrere Male das Wort «Alsace», so dass Driessnack annahm, es handle sich um einen Elsässer, der als Dolmetscher bei dem Offizier im Dienste stand. Aber auch er sprach nur ein sehr schlechtes, fehlerhaftes Deutsch. Seine Übersetzungen machten ihm, wie Driessnack nun leicht feststellen konnte, sehr grosse Mühe. Die wechselseitige Rede begann zunächst mit der Frage nach dem Zweck und Ziel der Patrouille, die für Driessnack und Blohm ein so unerwünschtes Ende genommen hatte. Driessnack und Blohm antworteten nur kurz, aber ganz der Wahrheit gemäss. Dann erkundigte sich der Offizier nach dem Ergebnis der Sprengung, den dabei entstandenen Verlusten und der jetzigen Lage der deutschen Gräben. Blohm überliess es dabei geflissentlich Driessnack als dem sprachlich Überlegeneren, darauf zu antworten. Der Gefreite bemühte sich auch sehr, den Eindruck der Harmlosigkeit zu erwecken, indem er berichtete, dass sie erst nach den Kämpfen, in der Nacht, als Reserve-truppe eingesetzt worden seien und er darum nichts Genaueres anzugeben wisse. Der Sergeant schrieb jedesmal nach dem Diktat des Offiziers einige Sätze nieder. Inzwischen hatte der Offizier den beiden Gefangenen noch zweimal die Gläser gefüllt. Seine Fragen stellte er auch weiterhin in einer gutgespielten Interesselosigkeit, mit der er zweifellos das Vertrauen der Deutschen gewinnen wollte. Über die Stellung einiger Batterien und die Unterkunftsräume der Grabentruppen, wenn sie in Ruhe lagen, war der Franzose seltsamerweise gut unterrichtet, was Blohm und Driessnack stark beunruhigte. Sie versuchten sich durch allgemeine Ortsangaben aus der Schlinge zu ziehen, in die sie so überraschend geraten waren, und übertrieben sehr, als sie nun auch noch Angaben über die Truppenstärken machen mussten. Diese Art, allen Fragen geschickt zu begegnen, schien den Offizier allmählich zu verstimmen. Er winkte mit einigen Worten dem Sergeanten zu, der daraufhin an Driessnack und Blohm herantrat, ihre sämtlichen Sachen absuchte, die Taschen umdrehte, sie am Leibe eingehend abgriff und ihre Habseligkeiten, Taschenmesser, Uhren, Laternen und Soldbücher auf den Tisch warf. Sie hatten natürlich nichts von Wert und militärischer Wichtigkeit bei sich, da sie auf ausdrücklichen Befehl vor Antritt jeder Patrouille alles, was für den Feind von besonderem Wert sein konnte, zurücklassen mussten. Der Offizier hatte plötzlich für die beiden Gefangenen kein freundliches Wort mehr übrig und liess durch den Sergeanten zwei bewaffnete Soldaten, die mit Gewehren erschienen, herbeiholen. Diese nahmen noch einmal eine gründliche Leibesvisitation der Gefangenen vor. Aus dem Gespräch hörte Driessnack heraus, dass die Soldaten den Befehl bekamen, die Gefange-



H.P. Richter
1979

nen nach hinten abzutransportieren, damit sie noch vor Anbruch des Morgens dem Divisionskommando zugeführt werden konnten. Als Driessnack und Blohm zwischen den begleitenden Soldaten, die ihre Bajonette auf die über die Schultern gehängten Gewehre gesteckt hatten, wieder im Graben standen, schimmerte die Mondsichel blank und kalt am Himmel. Ein dunstiges Licht warf überall weiche Schatten. Die beiden Soldaten brannten sich im Gehen eine Zigarette an. Die Front war inzwischen aus ihrer erstarrten Ruhe erwacht; irgendwo, fern, manchmal näher, polterten Granateinschläge, und grollend kollerte das Echo aus Schluchten oder Waldstücken. Der irrlichternde Tanz von Leuchtkugeln riss immer wieder das sich schliessende Dunkel der Nacht auseinander.

Sie liefen bereits in einem Verbindungsgraben hinter der ersten Linie. Dicht über ihnen, in Richtung des Grabens sausten deutsche Granaten in regelmässigen Salven haarscharf dahin. Bald kamen sie den Einschlägen näher. Einer der Franzosen sprach auf die Deutschen hastig ein. Driessnack verstand ihn. Der Laufgraben läge unter dauerndem Beschuss, sie müssten nun eilen, um die gefährliche Zone zu unterlaufen. Nachdem die Bewaffneten ihre Zigarettenreste weggeworfen hatten, trieben sie die beiden Gefangenen zu schnellerem Lauf an. In kurzen Abständen feuerte Lage auf Lage über sie hinweg. Die deutsche Artillerie war sehr gut eingeschossen, wie Blohm und Driessnack mit Schrecken feststellen mussten. Aber rücksichtslos ging es weiter. Die vier Menschen rasten mitten hinein in das Verderben. Fast war es schon so weit, dass jeder nur noch an seine eigene Rettung dachte. Hart neben den Graben fauchten die Granaten hernieder, so dass, von Brocken getroffen, die Fliehenden beständig sich hinwerfen mussten. Plötzlich sassen sie fest; ein funkender Sperrgürtel zuckte vor ihnen auf und bannte sie mit den Leibern am Boden fest. Die beiden Franzosen waren von einer unbeherrschten Nervosität erfasst worden. Ganz deutlich, immer wieder, sahen die Deutschen, wie die beiden Männer ihre entsetzten Blicke in drohender Angst auf sie gerichtet hielten. Dicht vor ihnen sausten plötzlich die Einschläge mitten auf eine mächtige Schulterwehr. Feuer quirlte in spritzender Fontäne vor ihren Augen hoch und drückte sie, die eben wieder ein Stück gelaufen waren, an die Wände und auf die Sohle des Grabens.

«Paul, bei der nächsten Lage auf die beiden drauf! Wir erledigen sie! Türmen! Verstanden?» keuchte Blohm in das Getobe. Blitzschnell hatte Driessnack die Worte des ganz nah neben ihn hingestürzten Kameraden aufgefangen und wie unter dem Zwange eines fremden Willens dem Rufenden schnell zugenickt. Schon sprangen sie wieder auf und liefen sie stolpernd zwischen den Franzosen weiter, als seien auch sie nur von dem einzigen Gedanken erfüllt, dem krachenden Tode zu entrinnen. Driessnack sauste mit leerem Kopf in wilden Sprüngen dahin, vermochte nichts klar mehr zu denken und hörte plötzlich, wie wieder die Erde in ohrenbetäubender Explosion aufbrach, als wollte sie alles Lebendige verschlingen.

Ungeachtet der drohenden Gefahr, von Eisensplittern niedergeschmettert zu werden, stürmte jetzt Blohm auf den vorderen sich bückenden Franzosen los, dem er sein Dolchmesser in den Rücken stiess, das er geschwind aus dem Versteck des Stiefelschaftes zog, wo es niemand vermutet hatte. Das Zucken des Messers noch im Blick, schoss Driessnack jäh herum und versetzte dem Hintermann mit der geballten Faust einen Schlag ins Gesicht. Der Hieb sass schlecht trotz der gewaltigen Wucht, mit der ihn Driessnack geführt hatte. Der Getroffene taumelte nur ein wenig zurück, schien aber bloss in eine sichere Distanz zu gehen und riss sofort das Gewehr von der Schulter, um einen neuen Angriff abzuwehren. Mit einem Tritt gegen den Leib ging Driessnack schnell, ehe der Franzose seine Absicht ausführen konnte, den Gegner wieder an, der sofort stolpernd fiel. Im Schwung machte Driessnack einen Satz, strauchelte über den Gefallenen und stürzte ebenfalls. Der Franzose griff nach seinem Gewehr und versuchte, auf die Füsse zu kommen. Auf einmal hatten sie sich wütend gefasst und rangen miteinander. Sie schlugen, sich wälzend, mit den Köpfen hart auf, verbissen sich immer fester ineinander, gurgelten keuchend, mit schwerem Atem, und schlugen um sich wie toll. Trotz seines Alters war der Franzose stärker, denn er war grösser, aber der Deutsche drehte und wendete sich aalglatt, so dass ihn der Franzose nicht in die Klammer bekam. Währenddessen hatte sich auch Blohm mit seinem Gegner hart verknäult, der, obwohl er schwer verletzt war, mit eisernem Griff Blohms Handgelenk mit dem Messer zäh umkrampft hielt. Dann auf einmal steilte sich Blohm mit mächtiger Kraft hoch und warf sich mit der ganzen Schwere seines Körpers auf den Verwundeten, biss ihm in die Hand, dass der Franzose mit ersticktem Schrei losliess. Mit den Zähnen knirschend, stiess Blohm blind mit dem Dolch auf den unter ihn sich windenden Leib los, während er mit der freien Hand die Kehle des Gegners umspannte und zudrückte. Da hörte Blohm den gepressten Schrei Driessnacks, dem der andere das Knie mit wilder Kraft auf die Brust gesetzt hatte. Blutig das Gesicht, die Augen geweitet, ein springendes Tier, war Blohm sofort von hinten über Driessnacks Gegner hergefallen. Mit reisenden Stichen zerfetzte er dem Franzosen, der sich nicht mehr hatte wenden können, an der Seite den Hals, bis das warme Blut über seine Hand spritzte. Mit einem tierischen Bellen duckte er sich über den haltlos zur Seite kippenden Körper, unter dem noch Driessnack lag, als wieder eine Serie von Granaten in der Nähe platzte. Dann sprangen sie auf. In wilder Aufregung sahen sie sich um. Schliesslich rannten sie davon, tief sich duckend. An einer zerschossenen Stelle, wo sich die Erdtrümmer türmten, kletterten sie aus dem Graben. Sinnlos, in schwerer Betäubung, nur noch die Furcht vor den Granaten im Hirn, hüpfen sie in das Trichterfeld. Sie hielten sich dicht beieinander, liefen schweigend, ohne auch nur einen Augenblick innezuhalten, fort, nur fort von dem Graben.

Das Trichterfeld war weit und tief. Immer noch rannten sie, stossend, in ohnmächtigem Taumeln, in derselben Richtung, ohne zu wissen wohin. Plötzlich verliessen Driessnack die Kräfte. Seine Lungen schafften es nicht mehr. Schwer liess er sich den Hang eines Trichters hinabfallen, wo er keuchend liegenblieb. Sofort kehrte Blohm um und rutschte an des Kameraden Seite.

«Lass mich hier! Ich kann nicht mehr!» heulte Driessnack aus tobender Brust auf. Blohm griff nur schweigend nach dem Erschöpften und kämpfte gegen seine eigene Atemnot an. Eine Weile sassen sie so in restloser Auflösung nebeneinander. Das ungewisse Mondlicht schimmerte bläulich auf ihren schweissnassen Gesichtern. Vereinzelte Schüsse fielen. Aber das Geräusch klang entfernt.

«Was ist dir denn, Paul?» fragte Blohm ängstlich, während er sich über Driessnack beugte, der noch immer mit dem Kopf auf der Seite lag. Er hatte jenes kranke, sterbende Gesicht der Schützengrabenmenschen, wenn sie im Trommelfeuer liegen. Noch einmal drang Blohm auf den Liegenden ein. «Nichts ist, Blohm», hauchte Driessnack, der sich endlich rührte, «das Herz nur, weisst du... bloss Ruhe – und liegen...»

Blohm stiess den Atem hörbar durch die Nase und blickte auf. Was ihn bannte, war eine plötzlich hereingebrochene tiefe Ruhe. Kein Gewehr knallte, keine Granate krachte, kein Wort füllte die Stille. Driessnack richtete sich langsam auf, als tauche er aus tiefem Schläfe auf. Sie sahen sich an und konnten es nicht begreifen. Blohm fuhr sich mit den Rockärmeln über das feuchte Gesicht und sah Spuren von Blut an seiner Jadce. Der Ekel schüttelte ihn.

Sie lauschten noch lange und hörten doch nur das Hämmern ihrer eigenen Herzen. Minutenlang zerrte dieses lauernde Schweigen an ihren Nerven. «Du, wir müssen weiter!» sprach Driessnack hohl. Sein Gesicht hatte sich in allen Zügen gelockert. Dieses Sitzen war nicht mehr zum Aushalten. «Worauf wartest du noch?»

Blohm horchte auf. Es tadite schon wieder ein Maschinengewehr von weither, als würden Nägel in Särge geschlagen. Das beruhigte sie beide; denn es war ein gewohntes Geräusch.

«Wir müssen erst noch ein ganzes Stüde aus dieser Gegend fort!» sprach Blohm in den gedämpften Lärm. «Wenn sie die Toten im Graben finden, wird es hier kladdrig für uns!»

«Weisst du es denn so gewiss, dass sie auch tot waren?» erkundigte sich Driessnack gespannt.

Blohm zuckte die Achseln. «Ich denke», knurrte er endlich.

Sie wühlten sich den Trichter hinauf und überschauten in der Runde das Land. Manchmal schoss irgendwo eine rote Säule auf, und der Horizont fieberte von Abschüssen, oder eine Leuchtkugel segelte wie ein wandernder Stern geisterhaft durch die hohe Nacht. Sie begriffen, dass sie nur mit grösster Vorsicht ihre Flucht fortsetzen durften. Nirgends sahen sie einen Graben mehr. Das war

gut. Auch dass der Mond so spärliches Licht vertropfte, schien ihnen günstig zu sein. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten sie alle aufsteigenden Leuchtkugeln, in der Ferne sowohl wie in der Nähe, um so Lage und Entfernungen der Stellungen auszukundschaften. Sie täuschten sich natürlich sehr dabei und hatten zuweilen entgegengesetzte Eindrücke. Schliesslich krochen sie doch aus dem Loch. Zunächst schlichen sie nur auf dem Bauche, Schritt für Schritt, langsam weiter; dann aber wagten sie es, sicher geworden, schneller und in gebückter Haltung von Trichter zu Trichter zu springen. Es war ihnen dabei fast zuversichtlich zumute geworden, obwohl sie auch immer wieder einmal länger liegenbleiben mussten, wenn ein Hügel sie getäuscht oder ein schiefer Pfahl sie geschreckt hatte.

Silberner Nebel begann vor ihnen in dünnen Schwaden zu ziehen. Der Mond hing vergrämt und tief am Himmel. Die wenigen Sterne, die zwischen Wolkeninseln gestanden hatten, verblassten. Es wurde langsam hell. Der Tag graute im Osten.

In einem tiefen Granatloch erwarteten sie die Sonne. Ein singender Ton tirierte über ihnen. Unsichtbar hing eine Lerche in der dunstigen Luft. Sie hörten es wohl; aber das zitternde Lied des Vogels öffnete nicht ihre Herzen. Driessnack klagte über grosse Müdigkeit und hatte die Augen zu schmalen Spalten verengt. Als es zu hell schon geworden war, kroch Blohm von seinem Lauerposten herunter und hockte sich neben den Kameraden. Driessnack hörte nur noch mit halbem Ohr hin, als Blohm seine Meinung über den gemutmassten Verlauf der Franzosenstellung verriet.

«In der nächsten Nacht müssen wir durchbrechen», sprach Blohm entschlossen, «sonst gnade uns der Himmel! Wir haben nichts zu essen, nichts zu trinken!»

«Es bleibt uns nichts anderes übrig!» hauchte Driessnack mit einem schwachen Augenaufschlag. Sie beschlossen nun, abwechselnd zu schlafen und zu wachen. Jeder immer zwei Stunden. Den Zeitraum wollten sie nach Gefühl bestimmen, denn ihre Uhren hatte man ihnen abgenommen.

Driessnack schlief, als der erste Strahl der steigenden Sonne in den Trichter fiel. Die Stunden verrannen mit Dösen und Wachen. Es war an keinen rechten Schlaf zu denken; die Sonne, der sie schutzlos preisgegeben waren, glutete bald mit heissem Dunst über ihrem Loch. Kein Wind rührte sich. Jede Stunde, die kam, hatte ein hundertfaches Gewicht und dehnte sich zu unerträglicher Länge. Die Sonne näherte sich ihrem Zenit und stach mit immer heisseren Strahlenbündeln.

Um diese Zeit brachen Granaten über das Gelände herein. Blohm und Driessnack waren beide wach, krochen noch tiefer und wussten nicht, ob es ein Angriff war, was da, nicht weit von ihnen, oben tobte. Der sich steigende Beschuss durch schwere Kaliber hatte die Dichte eines Trommelfeuers erreicht. Bestimmt glaubten sie nun, dass ein Angriff sich vorbereite oder vielleicht gar schon im Gange war. Dazwischen hofften sie in gequälter Span-

nung, dass sie in ihrem Granatloch von einem Treffer verschont bleiben möchten. Blohm wollte durchaus sich Gewissheit verschaffen und immer wieder hinaufkriechen, um einen Blick über den Trichterrand zu werfen. Driessnack jedoch hielt ihn krampfhaft an seinem Rode zurück und beschwor ihn, sie ja nicht durch solch einen tollkühnen Leichtsinn der Gefahr, gesehen zu werden, auszusetzen.

Alle Sinne gespannt, horchten sie wie Erblindete in den kreischenden Lärm, der nur langsam verebbte. Das Leben erwachte in ihnen wieder zu stärkerem Bewusstsein. Ihr Leib, den sie so lange vergessen hatten, begann sie zu knechten, und die Glieder schmerzten. Unbarmherzig brannte die Sonne. Hunger und Durst schwächten sie und trieben ihnen, als seien sie einer Ohnmacht nahe, den Schweiß aus allen Poren.

«Hätten wir doch den Toten die Feldflaschen abgenommen!» klagte Driessnack. Blohm antwortete nicht und brütete vor sich hin.

Der Nachmittag verrann wie eine Ewigkeit. Als es endlich wieder dunkelte, waren sie fest entschlossen, die Franzosenstellung an irgendeiner Stelle zu umgehen oder zu durchbrechen. Sie gaben sich das Versprechen fest in die Hand, alles gemeinsam zu wagen, und wenn es auch auf Tod und Leben ging. Die Verzweiflung des Wartens wuchs in ihnen zu einem unerhört harten Willen an, der sie neu belebte. Geduldig warteten sie nun, bis es ganz dunkel geworden war. Dann krochen sie aus ihrem Versteck, mit schleifenden Kleidern von Trichter zu Trichter, richtungslos, eine weite Strecke, Leuchtsignalen entgegen, bis sie klappernde Geräusche hörten. Sie mussten in der Nähe einer Reservestellung sein. Lange, ohne sich zu rühren und zu sprechen, horchten sie in das Dunkel. Leuchtkugeln fuhren nicht weit von ihnen hoch. Sie hörten Lärmen, Klopfen und manchmal nur Husten. Driessnack brannte die Kehle. Dieser entsetzliche Durst! Und nirgends eine Pfütze in den Löchern! Die Erde war hart, ausgedörrt von dem Brand der Sonne und wie versengt von dem ewigen Feuer der Granaten. Der Gedanke, zu den Franzosen hinzulaufen, überfiel Driessnack. Blohm fasste den Kameraden mit Gewalt im Genick, als er ihm seine Absicht mit kläglicher Stimme gestand, und fluchte verzweifelt. Langsam krochen sie in einer Richtung, die ihnen sicher erschien, ein Stück weiter. Beinahe hätte sie aber, während sie Leuchtkugeln auswichen, der Posten einer Minenwerfergruppe gesehen. Im letzten Augenblick erkannten sie noch im Mondenlicht die Gefahr. Sie lauerten. Nirgends war eine genaue Orientierung möglich.

Stundenlang krochen sie umher, immer hoffnungsloser, in schwerster Ermüdung. Der Durst frass wie ein Feuer in ihren Gedärmen, wühlte in ihrem Gehirn und liess keinen klaren Gedanken mehr aufkommen. In halber Bewusstlosigkeit stellten sie fest, dass die Nacht wieder dem grauenden Morgen wich. Alles umsonst. Driessnack wühlte das Gesicht in einen Grasbüschel, um nicht laut aufheulen zu müssen. Auch Blohm lag eine Weile, das hohle Gesicht

zum Himmel gerichtet, stumm neben dem Kameraden. Dann aber riss er sich zusammen und stiess Driessnack wild an, um mit ihm in einem tiefen Granatrichter wieder den Tag zu erwarten. Dort sassen sie regungslos wie in erstarrter Trauer.

«Regen! Paul, Regen!» Driessnack fuhr auf und sah blöd und ausdruckslos um sich. Blohm hob die Hand. «Dort, siehst du? Das gibt Regen heute!» Morgenrot stand in langen, mattrosa glänzenden Bänken am Himmel.

Driessnacks Augen öffneten sich weit zu einem suchenden, langen Blick, in dem es allmählich feucht zu schimmern begann. «Wasser! Nur einen Schluck Wasser!» hauchte er in irrsinniger Hoffnung.

Die Sonne kam und stand wie das gelbe Gesicht eines Kranken hinter trüben Wolken. Aber am Nachmittag verdichtete sich die Wolkendecke; schwarz geballt zog unter fegenden Windstössen ein Gewitter herauf und brach los. Das Wasser goss strömend hernieder, schwemmte in wilden Bächen in ihren Trichter und durchnässte die Kleider innerhalb weniger Minuten. Die ausgedörrte Erde sog gierig das Wasser ein; aber bald hatte sich auf dem Grunde des Trichters eine Pfütze gebildet. Immer wieder schlürften Blohm und Driessnack aus dem schlammigen Grund die köstliche Kühle.

Ruhiger erwarteten sie in dem ununterbrochenen Regen, der dem Gewitter gefolgt war, die Nacht. Sie war von einer seltenen Stille. Stundenlang krochen sie weiter, und immer wieder löschten sie den Durst in den wassergefüllten Trichtern. Schwarze Finsternis hockte in trostloser Runde. Ihre Kleider klebten nass und kalt auf der Haut. Fröstelndes Schauern zwang sie zu dauernder Bewegung, obwohl ihre Knie und Ellbogen, von dem langen Kriechen wund geworden, in fiebrigen Entzündungen brannten. Aber ihre Hoffnung wuchs. Geräusche, die sie in dem letzten Rieseln des Regens deutlich hörten, zwangen sie zu höchster Aufmerksamkeit und Bereitschaft. Vorsichtig pirschten sie sich auf zähem, schmierigem Grunde an einen Graben heran, in dem eine grössere Gruppe von Arbeitsleuten werkte. Sie warteten in geringer Entfernung und lauschten, konnten jedoch nichts sehen. Es mochte einige Stunden nach Mitternacht sein, als die Kolonne ihre Grabenarbeit endlich einstellte und abrückte. Es war auf einmal ganz still. Im ersten Morgengrauen versuchten sie festzustellen, wie in dem vor ihnen liegenden Graben die Postenstellung aussah. Sehnsüchtig erwarteten sie die Abschüsse von Leuchtkugeln. Aber nichts rührte sich. Nur undeutlich konnten sie erkennen, dass die Drahthindernisse in ihrer Nähe sehr schwach waren. Sie krochen noch einmal aus ihrem Versteck heraus, einen Trichter weiter, fest entschlossen, an dieser Stelle durchzukommen. Schliesslich aber verschoben sie schweren Herzens die letzte Tat doch noch auf die nächste Nacht.

Der Tag kam schneller als sie gedacht, und so war nichts mehr zu erreichen. Im Schutze der Dämmerung krochen sie vorsichtig einige Löcher rückwärts. In einem tiefen Versteck hockten sie nieder, todmüde, erschlaft, und erwartete-

ten die Sonne, denn ein klarer Himmel stand über ihnen. Sie beschlossen wieder, den Tag mit wechselndem Wachen und Schlafen zu verbringen. Es wurde abermals sehr warm.

Gegen Mittag lagen sie in völliger Apathie nebeneinander. Der Hunger zehrte an ihren letzten Kräften und zwang sie in einen ohnmächtigen Schlaf.

Am Spätnachmittag, als die Sonne nicht mehr auf sie herniederbrannte, waren sie beide wieder wach. Sie sprachen sich gegenseitig Mut zu, trösteten sich mit dem baldigen Einbrechen des Abends, beschmierten ihre Mützen der Sicherheit halber mit weissem Kreidedreck, lugten über das Gelände und sahen endlich, wo sie waren. Das Bergmassiv, das leichte Hügelgelände, das sich beherrschend aus der Ebene heraushob, lag in verdämmernder Ferne halb-links hinter ihnen. Von dort waren sie gekommen. Ungefähr dreissig Meter vor ihnen lag ein Graben, derselbe, in dem während der Nacht gearbeitet worden war. Die Mützen mit der kreidigen Schutzfarbe tief in die Stirn gezogen, die Köpfe nur so weit als notwendig über den Trichterrand gehoben, suchten sie mit witternden Augen das kahle Gelände ab. Auf einer kleinen Anhöhe, die sich in einer Entfernung von mehreren hundert Metern gerade vor ihnen hinzog, bemerkten sie die undeutlichen Spuren eines Grabens und die Pfähle eines Verhaus. Das Drahthindernis lag, von ihnen aus gesehen, diesseits vor dem Graben. Sie waren sich bei dieser Entdeckung einig darüber, dass es die deutsche Kampflinie sein musste, die aber hier in einem ungewöhnlich weiten Abstand von dem Franzosengraben lag. Solange es noch das Licht des sinkenden Tages erlaubte, bemühten sie sich weiter in fiebriger Spannung, einen genauen Einblick in das System der wirt durcheinanderlaufenden Gräben zu gewinnen. Schliesslich wussten sie es, der Graben, der ihnen am nächsten lag, war gar nicht die vorderste Stellung der Franzosen. Es konnte nur ein Laufgraben oder eine unbesetzte Reservestellung sein, da sie auch nicht das geringste Anzeichen von Leben darin verspürten. Der französische Kampfgraben konnte nur in der Mulde vor der Anhöhe, ihnen unsichtbar, parallel zu der deutschen Linie verlaufen. Diese Entdeckung war für sie tief deprimierend. Sie sahen sich plötzlich wieder dem Ziel ihrer Wünsche hoffnungslos weit entrückt.

Blohm zog den Kameraden von dem gemeinsamen Beobachtungsposten herunter, glitt erschöpft auf die Seite und begann sich schwere Vorwürfe zu machen, dass sie den toten Franzosen nach dem Überfall oder irgendeinem der Gefallenen, auf die sie in den Nächten gestossen waren, nicht die Sachen und Waffen abgenommen hatten. Jetzt hätte ihnen das alles sehr nützlich sein können. Wenn die Nacht bedeckten Himmel hatte, wäre es nicht zu kühn gewesen, in der Verkleidung, dazu bewaffnet, durch den Laufgraben bis zur ersten Stellung vorzudringen. Driessnack schwieg; denn er dachte an die Feldflaschen und Brotbeutel ihrer Opfer, die sie in der Aufregung ebenfalls im Stich gelassen hatten.

Langsam sank über den Hoffnungslosen die Dämmerung herab. Der Abend kam schwarz und war kühl von feuchtem, schwelendem Nebel. Sie lauschten und krochen schliesslich ein Stück an den Graben heran, bis sie ihn von einem flachen Loch aus vor sich sahen. Nach einiger Zeit fuhren sie jählings zusammen. Klapperndes Geräusch und Schritte, die langsam und bedächtig immer hin und her gingen, hatten sie aus ihrer Verlorenheit geweckt. Ihre Augen bohrten in das Dunkel. Sie sahen den Schatten eines Mannes, der müssig nach links schlenderte und nach einiger Zeit regelmässig zurückkehrte. Im Aufleuchten eines Feuerzeuges, mit dem der Franzose in gebührender Stellung seine Pfeife anzündete, erkannten sie deutlich das Aufblitzen des Bajonetts auf dem über der Schulter hängenden Gewehr.

Sorglos und nichts Böses ahnend, lief der Mann im Mantel vor ihnen auf und ab, hustete zuweilen verhalten und blieb auch manchmal stehen. Blohm und Driessnack rührten sich nicht, wagten kaum zu atmen, obwohl ihnen das Herz bis zum Halse schlug. Driessnack fühlte den warmen Hauch aus Blohms Mund an seinem Ohr, als der Kamerad ihm seinen Plan zuflüsterte. Ja, sie mussten es wagen. Er durfte nur. Sonst verkamen sie elend in ihrem Loch. Noch einen Tag? Unmöglich!

Einige Minuten voll herzklopfender Spannung vergingen. Driessnack hielt sich krampfhaft an Blohms Arm fest. Dann stürzten sie hoch, in den Graben hinein, links und rechts von dem Posten, der sich, ohne einen Schrei auszustossen, in die Knie duckte und im nächsten Augenblick, als ihm Blohm den Dolch in die Kehle stiess, mit gurgelndem, ersticktem Schrei nach hinten umkippte. Schon hatten sie ihn beide gepackt, hochgerissen, über den Rand des Grabens gezogen, auf der Erde weitergeschleift und waren mit ihm in einem Trichter, etwas abseits des Grabens, verschwunden. Keuchend, denn sie waren fast ohne Atem, fielen sie wie von Sinnen über den Sterbenden her, der unter ihren Händen im Verströmen seines Blutes verzudste. Gewehr, Mantel, Jatte und Ledergehänge, alles rissen sie ihm vom Leibe. Die Angst hatte sie wie eine betäubende Wollust erfasst, als sie den schlaffen Körper zwischen sich herumwarfen und entkleideten. Trotz der Finsternis sah Driessnack deutlich, so oft er auch die Augen abwenden wollte, das in grässlichem Entsetzen erstarrte Gesicht des Franzosen. Schnell rafften sie die Kleidungsstücke auf, sprangen hoch und fanden sich wieder in einem benachbarten Trichter. In Eile zogen sie sich um. Driessnack zwang sich in die Jatte des Franzosen hinein und stülpte den flachen Helm auf den Kopf. Seinen eigenen Rode verwühlte er im Dreck. Blohm fuhr in den Mantel des Franzosen und setzte die Mütze auf, die er in einer der Taschen fand.

Eine Weile lagen sie nun ruhig nebeneinander. Die Stille um sie war unheimlich. Nur fern, aus der Gegend der Berge, rollte Salvenfeuer. Rechts flackerte im Nebeldunst zuweilen eine Leuchtkugel auf. Nach langem Horchen krochen sie endlich bis zu dem Laufgraben. Vorsichtig rutschten sie hinein. Blohm ging eilig voran. Schweigend folgte ihm Driessnack. Sie waren auf

das Schlimmste gefasst; aber ihre Herzen hämmerten wie rasend. Nirgends sahen sie den Eingang zu einem Unterstand. Der Graben war leer. War er denn endlos? Endlich mündete er in den Kampfgraben. Jetzt galt es. Sie liefen rechts herum, ohne zu stocken. Aus einem Unterstand drang das Gewirr undeutlicher Stimmen, blitzte Lichtschein. Vorbei.

Plötzlich stand ein Posten auf hohem Postament. Sie zögerten keinen Augenblick. Blohm fasste nur zusammenzuckend sein Messer mit härterem Griff, zu allem bereit. Driessnack trottete mit gesenktem Kopf hinterher. Der Posten schoss gerade ins Gelände und liess sie unbeachtet vorbei. Wieder waren sie allein. Eine Schulterwehr trennte sie bereits von dem Franzosen. Blohm lief, um zu sichern, einige Schritte weiter, während Driessnack wartete. Hastig kam Blohm zurück und stiess Driessnack an: «Die Luft ist rein! – Los! Hier heraus!»

So gut es ging, vermieden sie beim Herausklettern jedes Geräusch. Schon waren sie ein Stüde durch den Draht. Da knallte es von links, scharf und peitschend. Der Posten, an dem sie vorbeigekommen waren, hatte sie gehört und geschossen. Blohm schrie unterdrückt, kaum hörbar, auf. Erschrocken sah sich Driessnade um, fasste Blohm an einem Zipfel des Mantels und riss ihn mit. Sie spürten plötzlich keinen Draht mehr zwischen den Beinen und schossen umso eiliger davon. Im Graben hinter ihnen ertönte lautes Rufen und eine Alarmglocke. Blindlings rannten die Flüchtlinge noch ein Stüde in das Niemandsland, bis Blohm anfang zu taumeln, laut stöhnte und in einen Trichter torkelte, wo er neben dem entsetzten Driessnack liegenblieb, jammernd die Arme um den Kameraden geschlungen. Dann erschlaffte er. Seine Griffe lockerten sich, und er verstummte. Schwer ruhte sein Kopf in Driessnacks Schoss, der in das Toben der blinden, plötzlich ausgebrochenen Schiesserei zwischen den Gräben mit angstvoller Spannung horchte. In das höllische, knatternde Konzert mischten sich dröhnend die Paukenschläge der beiden Artillerien. Hilflos fuhr Driessnack dem Verwundeten, der ohnmächtig geworden war, mit streichelnder Hand über das kalte, schweissnasse Gesicht. Und immer wieder rief er ihn an. Aber Blohm erwachte nicht mehr aus seiner Bewusstlosigkeit. So nahe befanden sie sich vor dem deutschen Graben, das Schlimmste lag hinter ihnen, mit wenigen Sprüngen hätten sie sich retten können, und da lag jetzt der Kamerad und rührte sich nicht mehr. Driessnack öffnete dem Verwundeten den Mantel und die Jacke, legte die Wunde am Arme bloss, die stark blutete, besann sich auf die Verbandspäckchen in seiner Jacke, erschrak aber aufs tiefste, als er gewahr wurde, dass er sie gar nicht mehr trug. – Sofort überrann ihn aber ein starkes Glücksgefühl, als er die Mullbinden noch in Blohms Uniformrock vorfand. Der Schuss musste durch das Ellenbogengelenk gegangen sein – in der Finsternis konnte Driessnack nichts erkennen. Aber so gut er es vermochte, legte er dem Hilflosen einen Verband an.

Das Feuer zwischen den Gräben beruhigte sich inzwischen zu einem müden

Geplänkel und verstummte schliesslich. Als dies Driessnack zu Bewusstsein kam, dachte er auch sofort wieder daran, die Flucht fortzusetzen. Er stiess und redete Blohm an, richtete ihn mühsam hoch, aber immer wieder sackte Blohm, sobald er ihn locker liess, in sich zusammen. Vergebens versuchte er, den schweren Körper sich auf den Rücken zu laden, um ihn so kriechend bis an die deutsche Linie heranzuschleppen. Aber er war selbst viel zu geschwächt und von Angst und Verzweiflung zermürbt, um diese anstrengende Leistung mit Geschick und letzter Kraft noch ausführen zu können. Erschöpft unterliess er endlich jeden weiteren Versuch, hockte sich hin neben den Regungslosen, überwältigt von dem einzigen Gedanken, dass nun alles verloren sei.

Dann horchte er plötzlich mit geschlossenen Augen und verfinsteter Stirn in sich hinein. Es war, als spräche eine dunkle Stimme aus den Abgründen seines Innern. Mit unruhigen Bewegungen kämpfte er wie ein Träumender gegen die Gewalt einer drohenden Gefahr an und rang die Anfechtung nieder, die ihm zuflüsterte, den ohnmächtigen Kameraden zu verlassen und nur sich zu retten. Wie in jähem Erwachen riss er die Augen auf und sah den Regungslosen in der Finsternis vor sich. Dieser Anblick hatte ihn bewahrt. In flehender Abbitte glitten seine Hände tastend über den liegenden Leib. – Ein Stück abgerissene Mullbinde brachte ihn auf einen rettenden Gedanken. Die Freude darüber drang ihm als ein gepresster Laut in die Kehle. Im nächsten Augenblick hatte er sich wieder fest in der Gewalt. Hastig riss er aus seinen und Blohms Kleidungsstücken das Futter heraus, nahm dazu sein eigenes Hemd noch und knüpfte die schmal getrennten Teile zu einem langen Faden zusammen, den er über der Hand zu einem dicken Knäuel drehte. Dann band er das Ende fest an Blohms unverletzten Arm, kroch langsam die Trichterwand empor, wickelte vorsichtig hinter sich den Faden ab und schob sich lautlos auf dem Bauche in Richtung auf den deutschen Graben vorwärts. Währenddessen hatte er zweimal bereits, in fünfzig Meter Entfernung höchstens, den Abschuss deutscher Leuchtpatronen beobachtet. Unverwandt hielt er die Augen nach dieser Stelle des unsichtbaren Grabens gebannt, während er im Kriechen den Faden von seiner Hand abrollen liess und ab und zu straff zog, damit er nicht riss.

Plötzlich sah er vor sich ein starkes Verhau von spanischen Reitern, die ihm jedes weitere Vordringen unmöglich machten. Vorsichtig versuchte er einige der Drahtreiter auseinanderzuziehen, um sich eine Lücke zu schaffen. Erschrocken zog er aber die Hand zurück, als der Draht klirrte. Mit Blitzesschnelle lag er platt auf der Erde. Sofort zischte dicht vor ihm eine Leuchtkugel hoch und erleuchtete für Sekunden alles um ihn wie heller Tag. Gleich darauf klatschte ein Schuss nicht weit von ihm mit peitschendem Schlag vorbei.

In grosser Angst hob Driessnack den Kopf und schrie in das Dunkel: «Kamerad, schiess nicht! Hier ist ein deutscher Kamerad!»

Wieder raste die feurige Schlange einer Rakete vor ihm wütend hoch. Und als der helle Stern über ihm zerplatzte, grelles Licht über ihn herfiel, sprang er einen Augenblick hoch und winkte mit den Armen. Dann schlug wieder schwarze Nacht um ihn erblindend zusammen.

Stimmen flüsterten, und der Ruf: «Aufstehen! – Hände hoch!» drang an sein Ohr. Driessnack gehorchte. Plötzlich tauchten auf der anderen Seite des Drahtgewirrs die Schatten mehrerer gebeugter Gestalten auf, die sich langsam und vorsichtig näherten. Einer rief ihn an und fragte, wer er sei. Driessnack gab ihnen mit leise und kurz hervorgestossenen Worten knappe Auskunft und beschwor sie, ihm schnell durch das Verhau zu helfen. Sie kamen nun und führten ihn in geräuschloser Eile durch die unsichtbare Lücke des Verhaus.

Im Graben sah sich Driessnack von einer dichtgedrängten Gruppe dunkel umspinnener Gestalten umringt. Einige Augenblicke lehnte er zwischen den Fragenden teilnahmslos an der Wand, bis er wieder im beglückenden Gefühl des Geborgenseins zu sich kam. Hilfsbereit reichten sie ihm eine Flasche mit kaltem Kaffee, die er in unersättlichen Zügen leer trank. Inzwischen war der kompanieführende Offizier erschienen, der Driessnack sofort mit peinlicher Genauigkeit vernahm. Driessnack dachte nur an Blohm, den er retten musste. Ungeduldig unterbrach er darum das Verhör und bat, mit einigen Krankenträgern den Verwundeten im Granatloch hereinholen zu dürfen. Sofort liess der Leutnant eine Patrouille hinter das Drahtverhau zur Sicherung gehen. Driessnack fasste wieder das Band und liess es durch seine Finger gleiten, während er mit drei Mann sich aufmachte, den bewusstlosen Blohm zu suchen. Nichts störte sie bei ihrem vorsichtigen Anschleichen bis zu dem Trichter, wohin sie die Spur des unversehrten Bandes glücklich führte. In kaum zehn Minuten hatten sie den wie tot in der Vertiefung liegenden Körper gefunden und auf eine ausgebreitete Zeltplane gebettet. Ruckweise, langsamer als auf dem Hinweg, kehrten sie ohne Zwischenfall mit dem geborgenen Verwundeten in den Graben zurück.

In dem Unterstand des Offiziers bemühten sich zwei Sanitätsunteroffiziere sofort um Blohm, während Driessnack nicht von seiner Seite wich und mit vollen Backen kaute, was ihm reichlich an Nahrung herbeigebracht worden war. Nach Anlegung eines Verbandes wurde Blohm, der noch immer bewusstlos war, auf einer Bahre abtransportiert, damit er, wie der Kompanieführer ausdrücklich betonte, so schnell als möglich ins Lazarett kommen könnte. Mit erloschenen Augen sah der erschöpfte Driessnack dem Kameraden nach. Der Offizier hatte die Sanitäter wieder aus dem Unterstand geschickt und sass nun Driessnack allein gegenüber. Zwischen ihnen brannte, in einen Flaschenhals gesteckt, eine müde, tropfende Kerze. In ihrem trüb flackernden Schein musterte der Leutnant unverwandt den Gefreiten, der in der französischen Verkleidung und mit dem flachen Helm auf dem Kopfe, die Brust besudelt

von getrocknetem Blut, am ganzen Körper verschmutzt, hohlwangig und entnervt, ein trauriges Bild menschlichen Jammers bot. Aber der Offizier machte Driessnack mit keinem Wort darauf aufmerksam, peinigete vielmehr den Übermüdeten weiter mit Fragen über alle Einzelheiten seiner Flucht, suchte aus ihm die Ergebnisse wichtiger Beobachtungen herauszuhorchen und liess erst locker, als Driessnack ihn bat, einige Stunden endlich in Ruhe schlafen zu dürfen. Diese Bitte wurde ihm ohne Widerspruch erfüllt.

«Hier vorn haben Sie keine richtige Ruhe! Meine Ordonnanz mag Sie in einen Unterstand weiter hinten schaffen», sagte der Leutnant mit einem warmen Ton, «und morgen früh melden Sie sich dann wieder bei mir. Ich werde Sie dann zum Divisionskommando bringen lassen. Sehen Sie nur dort zu, dass Sie einen Heimaturlaub bekommen. Verdient haben Sie ihn. Sicherlich werden Sie überhaupt nicht mehr für eine Verwendung an der Front in Frage kommen. Die Franzosen haben ja Ihre Papiere. Vielleicht stehen Sie drüben schon auf einer Liste. Ein zweites Mal dürfen Sie sich jedenfalls nicht schnappen lassen.»

Trotz seiner grossen Erschöpfung horchte Driessnack bei diesen Worten gespannt auf. Daran hatte er noch gar nicht gedacht.

«Das ist vielleicht die einzige Annehmlichkeit bei der ganzen Geschichte, was?» schloss der Offizier freundlich. Driessnack nickte zustimmend, und ein Lächeln flog wie ein Hauch über sein zerstörtes Gesicht.

In dem kleinen Unterstand eines hinteren, leeren Minenwerfergrabens wickelte er sich dann in Decken ein, unter die er wie ein wundes Tier sich verkroch, und schlief ein. Der Himmel rötete sich bereits wieder im Osten. Mit dem Lichte des erwachenden Tages wurden die ersten Mörser lebendig und gurgelten ihre feurigen Grüsse durch die Luft.

Driessnack aber hörte es schon nicht mehr.

X

Sonne fiel in dünnen Strahlen durch den Eingang des Unterstandes, der nur eine mit dicken Balken ausgesteifte Schutzhütte am Grabenhang war, und erfüllte den schmalen Raum mit weichem Dämmerlicht. Die ganze Zeit, während der Driessnack geschlafen hatte, waren Meldegänger, Essenholer und Arbeitskommandos an dem Loch vorübergelaufen. Er hätte ihre Beine und Stiefel vorbeiwandern sehen können, wenn er wach gewesen wäre, und hätte, von ihrem Lärm gestört, eigentlich immer wieder mitten im Schlaf auffahren müssen. Aber er war zu erschöpft. Und doch erfüllte seinen Schlaf nur wildeste Unruhe; alle sehreckhaften Bilder der letzten Tage und Nächte hatten an seinen Nerven gerissen, sich ins Unerträgliche verzerrt, so dass er sich mit Stöhnen umherwerfen musste.

Endlich hatte ihn die helle Angst hochgeschüttelt, als er die Riesenfinger eines Menschen wie eiserne Schrauben an seinem Halse verspürte. Er stemmte sich

auf, starrte glasig vor sich hin, schaute langsam um sich, begriff, wo er sich befand, und stiess mit einem tiefen Seufzer die Luft aus der gepressten Brust. Ja, hier hatte es gesessen, ein zentnerschwerer Alp, eine unheimliche Last, als sei er tief unter lauter Toten verschüttet gewesen. Es war ein wüster Traum! Seine Blicke glitten langsam an seinem Rock herunter und wurden starr. Der Franzosenrock klebte von dunklen Flecken und roch fremd. Driessnack witterte unwillkürlich mit zitternden Nasenflügeln und sog den Geruch mit einem bitteren Zug um den Mund widerwillig ein. Es stank nach Blut unter verkrustetem Kot und Schmutz. Er ging in die Knie, knöpfte vorsichtig den Rock auf und fuhr aus seinen Ärmeln. Unsäglicher Ekel überkam ihn, als er merkte, dass er den besudelten, fremden Rock auf dem nackten Oberkörper getragen hatte. Sein Hemd? Das hatte er zerrissen. Und Blohm? Was mochte der jetzt machen? Er erinnerte sich weiter: es war doch eine schlimme Wunde gewesen, die Gelenkknochen, so hatten die Sanitäter gemeint, waren zersplittert und viel Blut hatte Blohm durch eine gefährliche Aderzerreissung auch verloren. Ob er denn noch immer ohne Bewusstsein war?

Driessnack schauerte und griff nach der zerknüllten Schlafdecke, die man ihm gegeben hatte, und hing sie sich über die Schultern. Und als er dann den abgelegten Rock wieder fasste, um ihn widerwillig beiseite zu schleudern, fiel plötzlich ein Bündel Papiere aus einer Innentasche. Es war ein zerschlissenes Notizbuch mit vielen Niederschriften und enthielt zwei Feldpostkarten und eine Photographie. Driessnack durchblätterte alles und betrachtete immer wieder das Bild, auf dem André Gordoin, so hiess der Franzose, mit seiner Frau und einem Jungen von acht Jahren aufgenommen war. Es war eines jener typischen Erinnerungsbilder, wie sie von Frontsoldaten aus ihrem Urlaub in den Schützengraben mitgebracht wurden. Die rundliche Frau hatte den Arm in einer rührenden Hingabe um den breiten Rücken des Mannes gelegt und schaute aus vollem, weichem Gesicht in wissender Traurigkeit, fast hoffnungslos, ins Leere. An den Vater, der sich in tadelloser Urlaubsuniform präsentierte, stand leicht angelehnt der Knabe mit grossen, fragenden Augen, als sei er nur erfüllt von der ängstlichen Neugier, in die er durch die Hantierungen des Photographen geraten war. Driessnack drehte das Bild um und las die von der Hand der Frau unbeholfen und fehlerhaft niedergeschriebene Widmung, mit der sie, wie Driessnack nach dem Datum feststellte, erst vor einigen Tagen das Bild an den Gatten geschickt hatte. Nur mühselig entzifferte Driessnack die Zeilen. Er vermochte sie freilich nicht wörtlich, aber ihrem Sinn nach doch deutlich genug, zu übersetzen.

Sein Herz schlug auf einmal so heftig, pochte bis zum Hals, und ein bitterer Geschmack kam ihm auf die Zunge. Er schluckte lautlos und vergebens, las immer wieder, bis es vor seinen Augen schwarzfleckig Horte und die Buchstaben wie tanzend in Bewegung gerieten. Da legte er das Bild beiseite, lehnte

sich rückwärts an die Erdwand und verspürte nicht die kalte Feuchtigkeit, die durch die Decke in seinen Rücken drang. Das Bewusstsein grosser Schuld stieg aus den Erinnerungsbildern auf, die in jeder Einzelheit deutlich wieder vor den Augen seines Innern standen.

«Ich habe einen Menschen getötet!»

Der Klang dieser Worte erfüllte ihn in hohler Dumpfheit, mit der Lautlosigkeit eines nicht endenden Echos. In tiefer Erschütterung sah er auf das Bild am Boden. Das Gesicht der Frau und des Kindes klagten ihn in stummer Trauer an. Gequält wendete er den Blick von dieser ihn bedrängenden Vision ab. Ängstlich krallten sich die Finger seiner aufgestützten Hände in den Kalkboden, und plötzlich hielt er, wie zufällig, das Notizbuch fest.

Langsam fing er an, darin zu blättern und zu lesen. Er las immer wieder den Namen André Cordoin, legte einige Postkarten, die an den Toten adressiert waren, achtlos beiseite, las bruchstückweise, zusammenhanglos aus den gleichgültigen Tagesbemerkungen, da einen Satz, hier fast eine halbe Seite und wendete immer wieder die Seiten. Je länger er dies tat, umso tiefer lebte er sich in das Leben dieses Menschen ein, den er nie gekannt, nie geliebt, nie gehasst, aber mitgetötet hatte.

Es war ein unerbittlicher Zwang, der ihn zum Weiterlesen antrieb und nicht mehr losliess, während sein Herz sich immer stärker mit klopfender Unruhe füllte. Hastig eilten seine aufgestörten Augen über die verblichenen Zeilen der Schrift eines Menschen, den er tot in einem Trichter des Niemandlandes wusste und dessen Nähe er doch körperlich nahe fühlte. Flüchtig entzifferte er zunächst den Sinn der Worte, bis sie ihm nach wiederholter Lektüre wie die lautgesprochene Rede eines Lebenden ins Bewusstsein drangen. Immer wieder wendete er die lose in das Buch hineingelegten Blätter eines Briefes in den Händen, dessen Inhalt ihn nach der Durchsicht so vieler belangloser Notizen bis ins tiefste erschütterte. Nun erst wusste und fühlte er ganz, wer André Cordoin gewesen war. Mit zitternden Fingern löste er den dünnen Bleistift, der am Rücken des Buches steckte, und begann zu schreiben, um in klaren Sätzen das Schriftstück ins Deutsche zu übersetzen. Er las und schrieb:

«Mein lieber Sohn!

Du warst noch nicht auf der Welt, als der Marschall Foch eines Tages verkündete: ‚Haltet Euch bereit für den nächsten Krieg!‘ – Ich habe damals über diese Worte, die in einer Zeit tiefsten Friedens fielen, lange nachgedacht, und noch bevor Du empfangen warst, waren meine Gedanken bei Dir. Heute, nachdem das Wort des Marschalls sich erfüllt hat und ich seit langer Zeit schon in den Schützengräben liege mit der täglichen Ungewissheit, ob ich denn Dich und Deine Mutter jemals wiedersehe, heute schreibe ich Dir diese Ratschläge nieder, die Du, auch wenn Du sie noch nicht verstehst, in Zukunft sicherlich einmal gebrauchen kannst.

Mein Sohn, ich will nicht Deine Entscheidungen durch meine väterliche Autorität beeinflussen. Ich habe für Dich nur die Früchte meiner Erfahrungen gesammelt: lies und wähle! Vielleicht wirst Du dann wissen, was Du beim Ausbruch des nächsten Krieges zu tun hast. Du kannst vom Krieg Reichtum verlangen, Du kannst Ruhm verlangen, Du kannst von ihm verlangen, dass er Dich in Frieden lässt. Der letzte Wunsch ist am schwersten erfüllbar; denn er widerspricht sich scheinbar in sich selbst. Du findest hier einige gute Grundsätze, mit denen man es auf allen drei Wegen zu etwas bringen kann.

Wenn Du reich werden willst... In diesem Fall glaube fest an den Irrtum, dass der Krieg ein Naturereignis ist wie das Gewitter, der Regen, der Blitz. Bei einem Gewitter gibt es zwei Sorten Menschen: diejenigen, die draussen sind und die, welche drinnen sind. Es ist wirklich kein Verdienst, draussen zu sein; aber es ist sehr vorteilhaft, drinnen zu sein. Wenn es regnet, vergiss nicht, dass die beste Situation die des Regenschirmfabrikanten ist. Wirf nicht ein, dass Du keine kaufmännischen Fähigkeiten hättest. Die sind nur nötig, wenn Du Regenschirme bei Sonnenschein und dauerndem, heiterem Wetter verkaufen willst, aber wenn es regnet, gehen sie von ganz allein. Ich werde, wenn ich es erlebe, mich immer bemühen, bis zu Deinem zwanzigsten Jahr soviel Geld zusammen zu haben, dass ich Dir in der Gegend von Champigny einen Schuppen mieten kann. Oder ich richte Dir eine kleine Werkstatt ein. Das gibt Dir den genügenden Anstrich eines Kriegslieferanten. Das Wichtigste für einen Kriegslieferanten ist ja nicht, eine geräumige Fabrik zu besitzen. Wichtiger ist, zunächst viele Aufträge zu haben. Es wäre doch sehr verwunderlich, wenn der derzeitige Kriegsminister nicht ein früherer Kriegskamerad von mir oder ein Revolutionskampfgenosse von Dir wäre. Jedenfalls zweifle ich nicht: Ihr werdet Euch schon verständigen, wenn Du ihm einen Teil des Profits überlässt. Im Übrigen aber: Verdienstkreuz und der sonstige Klempnerladen sind Dir ganz gewiss ...

Wenn Du aber Ruhm ernten und ein Held sein willst, so vergiss nicht, dass Du, um die Vorzüge dieser Situation zu geniessen, immer darauf sehen musst, Dich nicht töten zu lassen. Der militärische Ruhm kommt nämlich nicht ohne Beförderung; soviel und solange Du kannst, bleibe darum in der Etappe. Dort avanciert man schneller. Solange Du keine Tressen hast, versuche nur, einer einzigen Person zu gefallen: dem Herrn Feldwebel. Unnötig ist es, Dich den Offizieren bemerkbar zu machen. Ehe Dir das gelingt, bist Du tot. – Wenn Du Leutnant bist, suche nur dem Hauptmann zu gefallen, ohne Dich um die Meinung der Leutnants zu kümmern. Wenn Du Offizier bist, misstrauere Deinen gleichgestellten Kollegen. Nimm zu allen religiösen, politischen und literarischen Fragen die gleiche Stellung ein wie Deine Vorgesetzten. Gewiss, Du kannst auch gut und menschlich zu den Soldaten sein, aber es darf niemand von oben etwas davon merken. Auch kann ich Dir gar nicht genug zu einem Posten im Generalstab raten.

Du wirst schon begreifen, warum. Der Generalstab ist eine militärische Formation, die immer vor der Truppe ist – auf dem Rückmarsch, und sich hinter dem Heere befindet auf dem Vormarsch. Auf diese Weise werden sie von den Frauen bewundert, und ausserdem vermeiden sie Gefahren. – So oft Dich auch die Ungeduld packt: beherrsche Dich! Einmal kommt doch der Tag, an dem der Generalstab den namenlosen Truppen unter den abgestäubten Fahnen und beim Knattern der Tankmotore, unter dem Galopp der Pferde, voraneilt, den geschmückten Triumphbögen entgegen. Das wird der Tag nach dem Waffenstillstand sein. Wenn Du meinen Rat befolgt hast, so wird eine der Belohnungen Dir an dem Tag zuteil geworden sein, wo Du zufällig eine halbe Stunde in einer ruhigen Feuerstellung gewesen bist. Man wird Dir dann eine jener Tressen verleihen, die Dich zum patentierten Helden stempeln. Aber alle, die ein böses Schicksal Tag und Nacht, Jahr für Jahr in den Schützengräben ausharren lässt, müssen warten, bis sie in Stücke zerrissen sind, ehe ihnen eine solche Auszeichnung winkt. Der Ruhm nach dem Tode aber hat keinerlei Annehmlichkeit.

Um in den Generalstab zu kommen und Karriere zu machen, überanstreng dich nicht mit Generalstabsplänen. Spiele Bridge, und zwar gut! Das heisst: gewinne, wenn Du der Partner des Generals bist, und verliere, wenn Du sein Gegner bist. Das ist allerdings ziemlich kompliziert. Wenn Du darum nicht in die Feinheiten des Bridge eindringen kannst, so kümmere Dich recht sehr um die Küche. Das Küchenfeuer des Kasinos verschafft Dekorationen leichter als das Geschützfeuer vor dem Feinde.

Du musst schon entschuldigen, dass ich Dir keine andere Nationalität geben konnte als die meinige. Ich weiss, ich hätte daran denken müssen, dass es genügt, Schweizer zu sein, um eine blendende Karriere in sicherem Gewahrsam zu machen. Aber diese Chance habe ich leider verpasst.

Mein Sohn, Du wirst aus der Etappe auch oft in Urlaub fahren können. Kommst Du im ersten Jahr des Krieges als Urlauber heim, so benimm Dich wie ein Frontkämpfer. Ein Jahr später führe Dich wie ein Etappenheld auf; aber im dritten Jahr ziehe Zivilkleider an, bevor Du den Bahnhof Deiner Heimatstadt verlässt, wenn Du nicht willst, dass Deine Freunde und Bekannten Dich für ein ‚Rindvieh ohne Beziehungen‘ halten. Und wenn Du mit den Leuten im Hinterland sprichst, so erzähle den Frauen vor allem von Deinen unmenschlichen Strapazen. Das rührt sie. Aber den Männern sage nichts davon, sonst denken sie abends daran am warmen Ofen oder im kühlen Ehebett, und sie werden Dir gram.

Das Erschütternde, Herzerreissende für einen Kriegsteilnehmer – einen solchen wie Dein Vater und nicht wie Clemenceau – ist aber die Beobachtung, die man bald an der Front macht, dass sich einige Millionen Menschen die Finger für einige Dutzend verbrennen. Diese Erkenntnis darf Dich aber nicht zu einer Verachtung der Waffen überhaupt führen. Denn das Maschinengewehr kann auch ein Erzieher sein. Ich habe harte und hochnäsige Männer ge-

sehen, die sanft und demütig wurden, wie Christus es vergebens ihnen gepredigt hat, wenn sie nur die Kugeln dicht an ihren Ohren pfeifen hörten. Wer weiss, ob nicht einige Maschinengewehre auf den Dächern von Paris imstande wären, das Reich Gottes auf Erden zu errichten.

Und nun, mein Sohn, noch einige Ratschläge, um den Krieg friedlich zu überstehen. Generalstabschef sein. Abgeordneter oder Senator sein. Kriegsberichterstatte sein. Internationalist sein und am Tage der Mobilmachung patriotisch werden. Vorsitzender eines vaterländischen Vereins sein. Kriegslieferant sein. Wenn Du jedoch keine Granaten fabrizieren willst, kannst Du Dich auch in den Propagandadienst stellen. Dem Staat schlechte Prosa verkaufen, ist eine ausgezeichnete Spekulation.

Es gibt auch Posten bei Gesandtschaften im Ausland. Sie sind schwer zu erhalten; aber sie sind vorteilhaft. Ich werde Dir den Tanzschritt Deiner Generation beibringen lassen, und Du wirst möglichst oft mit der Tochter eines hohen Beamten vom Auswärtigen Amt über das Parkett schweben. Bewirb Dich aber nie um einen Auslandsposten in einem Land, dessen Sprache und Geschichte Du nach langem Studium kennst. Das wäre Deinen Kollegen unangenehm.

Ich weiss noch ein anderes Mittel, das man anwenden kann, um während des Krieges seine Ruhe zu haben. Ich werde es Dir sagen, wenn der Augenblick gekommen ist . . .

Aber an dem Tage, an dem man wieder die Mauern der Häuser mit Plakaten bekleben wird, die blau-weiss-rot umrändert sind und auf denen Appelle für die «heilige Einheitsfront der Nation» stehen, und Du glaubst, dass man denen an die Kehlen springen muss, die sich schon die Hände reiben und mit der Zunge schnalzen beim Gedanken an die Massenopfer und Massenprofite... an diesem Tage werden wir zwei uns erinnern an alles, was ich und meine Kameraden jetzt erleiden, und dann werden wir losziehen, mein lieber Kleiner... zum mindesten wir zwei, Du und ich.

Dein Vater.»

Driessnack war am Ende. Mit zitternden Händen sammelte er die verstreuten Blätter, ordnete sie zu einem kleinen Stoss neben sich, griff, wieder beruhigt, nach der beiseitegeworfenen Jacke, zog sie an und steckte die Papiere in die Gesässtasche.

Jetzt erst drangen die Einschläge regelmässiger Salven, die seit Stunden schon über seinem Unterstand hinrollten, in sein Bewusstsein. Immer noch ganz versunken in Gedanken an André Cordoin und die entsetzliche Tat der letzten Nacht, horchte er doch nun gespannt auch auf die Schüsse, die besonders vorn auf den Graben gerichtet sein mussten.

Das Feuer steigerte sich zu einer unheimlichen Schärfe. Neugierig steckte er den Kopf zum Unterstand heraus. Der Himmel glänzte wie blauer Stahl und glühte von praller Mittagssonne. Der Graben war leer.

Sollte er, wie er es befohlen bekam, jetzt vor in den Kampfgraben laufen, um sich bei dem Kompanieführer des fremden Regiments zu melden? Die mussten ihn ja geradezu vergessen haben. Kein Mensch hatte sich den langen Vormittag über bei ihm sehen lassen. Sicherlich war der Teufel da vorn los. Wenn auch schon, dachte er beruhigt, ich bin hier jedenfalls in Sicherheit.

Schliesslich trieb ihn aber doch die Neugier heraus. Er musste sich Gewissheit verschaffen. Vorsichtig spähte er über die Grabenberme. In der Entfernung von einigen hundert Metern rauchte das Gelände in unheilvoller Breite. In Driessnacks Blick lag eine demütige Ergebenheit, als wäre ein unabwendbares Schicksal plötzlich über ihn hereingebrochen. Einzelne zerfetzte Baumstümpfe, Qualmsäulen, schwelende Wolkenfetzen, aber nicht die Spur eines Grabens konnte er mit starren Augen erkennen. Um noch besser sehen zu können, streckte er den Hals weiter vor und stemmte den Ellbogen auf; denn die Beine wurden ihm schwach. Dann sah er hinter sich in den Graben und geriet in Zweifel: wohin ging es nach vorn, wohin ging es nach hinten? Rauch in der Runde, Getöse über der ganzen Ebene, Einschläge und Abschüsse waren nicht mehr zu unterscheiden. War das ein Angriff? Und wer stürmte an? Die kalte Furcht griff nach seinem Herzen. Sein Denken versagte, der Kopf war leer. Ein Schrei sass ihm in der Kehle; aber er schwieg. Da knatterten Gewehre. Irgendwo, durch die Wände von Rauch, kreischten Handgranaten. Etwas Unheimliches brach plötzlich unsichtbar los. Granaten rasten heulend vor ihm hin, ganz nahe; verirrte Kugeln piffen dicht vorbei, die Erde riss auf, und ein Schrapnell platzte feurig zuckend über ihm, dass er betäubt von dem furchtbaren Krach in den Graben zurückfiel, sich aufraffte und zum nahen Unterstand flüchtete. Dort sass er am Eingang lange, herzklopfend, und horchte hinaus. Jeder nahe Einschlag einer Granate stiess ihn zusammen. Die Decke dieser armseligen Hütte, dachte er, schützt nur gegen Splitter. Ein Treffer darauf und aus ist es. Wie lange noch?

Die Schlacht wütete entfesselt weiter. Er hockte zusammengekrümmt, wagte sich nicht tiefer in den Unterstand hinein. Die Furcht, verschüttet zu werden, hielt ihn am Eingang des Loches fest, wo er der Luft und dem Lichte nahe war und besser horchen konnte.

Plötzlich stolperten gestiefelte Beine an seinem Loche vorbei. Erschrocken fuhr er zusammen, und schon kroch er auf allen vieren heraus und schrie hinter den stürzenden Gestalten her. Sie hörten nicht und verschwanden hinter einer Schulterwehr. Eine wilde Hoffnung riss ihn hoch. Er war nicht mehr allein. Wie von Sinnen jagte er den Eilenden nach. In wenigen Sekunden hatte er sie eingeholt. Sie hörten ihn rufen, drehten sich um, blieben stehen, verblüfft über den Anblick des Menschen im Franzosenrock, der sie deutsch anrief. In misstrauischer Erwartung liessen sie ihn herankommen. Driessnack begriff blitzschnell ihr Erstaunen, sprach wild auf sie ein und rannte gleich darauf, gehetzt von den Granaten, die längs des Grabens hinauften, in ihrer



H. Rubenstein
1914

Mitte springend weiter. Atemlos schrien sie, einer nach dem anderen, Driessnack in abgehackten Sätzen zu, dass der Franzose in dem Graben vorn eingebrochen sei.

Einer der Verwundeten konnte nicht mehr so schnell laufen, er trug den linken Arm in einem feucht durchbluteten Verband und rief: «Kameraden, wartet doch auf mich! – Lasst mich nicht allein!» Seine schwache Stimme überhörten sie. Driessnack aber sah, dass der Rufende völlig erschöpft war und verhielt seinen Schritt.

«Komm, wir gehen langsam!» sagte er zu ihm und stützte ihn unterm Arm. Sie waren bereits durch die gefährlichste Zone der Einschläge und schöpften tief nach Atem. Unbekümmert verschwanden die anderen hinter einer Krümmung des Grabens. Da es unmöglich war, zu zweien nebeneinander zu laufen, reichte Driessnack dem Verwundeten einen Knüppel, den er aufgehoben hatte. Mühsam und gebeugt schleppte sich der Verwundete daran weiter.

Bald waren sie nicht mehr allein. Aus Seitengräben tauchten schweiss- und schmutzverschmierte Gesichter auf, von Driessnack kaum beachtet. Manche taumelten wie klappernde Gestelle, haltlos, oder stierten die Vorübergehenden aus erlöschenden Augen an. Ein Sanitäter, der verwundet am Wege hockte, verzerrte das graue Gesicht jedesmal, wenn ihn einer unachtsam mit dem Stiefel anstiess. Driessnack schob seine Hand unter die Achselhöhle des vor ihm gehenden Verwundeten und zog ihn bei jedem Anpfeiff einer Granate zu sich hernieder.

Der Graben lief jetzt zwischen den Gebäuderesten einer grösseren Ferme oder eines zertrümmerten Dorfes hindurch. Granaten kreischten an dieser Ecke in schneller Folge heran, rasselten steinewirbelnd in den Schutt und wölkten weissen Puder in die Luft. Driessnack liess den Kameraden los und dachte nur noch an sich. Schnell vorbei! schoss ihm ein Gedanke durch das Hirn. Eine Granate rammte gegen eine Scheunenwand und hieb den Bruch mitten in den Graben, dicht vor Driessnack, dem das Feuer rot in die geschlossenen Augen zuckte. Ein neuer Einschlag brandete auf, gerade als sich Driessnack erheben wollte. Schmerzhaft spürte er faustgrosse Steine im Aufprall auf seinem zusammengekrümmten Rücken. Schreie, aus angstgewürgten Kehlen gepresst, gellten an sein Ohr. Da stürzte Driessnack blindlings davon, lief durch das prasselnde, johlende und fauchende Tosen, in den irren Blicken nur noch die Gier nach einem schützenden Unterschlupf, einem elenden Loch, einer rettenden Vertiefung.

Endlich sah er den Eingang eines Kellers. Er schoss mit eingezogenem Kopf darauf zu. Drohende Gesichter hockender Menschen waren aus dem Dunkel auf ihn gerichtet. Bis zur obersten Stufe hinan sassen sie dicht, Leib an Leib gedrückt. Von würgender Angst geschleudert, stiess Driessnack gegen den verwundeten Arm eines Unteroffiziers, der ihm, vor Schmerz aufheulend, einen wütenden Tritt gegen das Knie versetzte. Driessnack krümmte sich, auf der Grabensohle liegend, wie ein getretener Hund, der erbarmungslose Schlä-

ge hilflos erwartet, presste die Arme schützend vor den Kopf und kugelte sich im Aufblitzen neuer Granaten zu einer Winzigkeit zusammen.

Dann lief er wieder davon, die unverständlichen Flüche der Verwundeten auf der Kellertreppe noch in den Ohren. Von Angst gejagt, schoss er an anderen niedrigen Kelleröffnungen vorbei, kehrte um, versuchte sich zwischen weissverbundene oder mit Geräten bepackte Gestalten hineinzuzwängen. Aber die Löcher, die Schutz boten, waren zu eng gefüllt. Hände und Beine wehrten ihn brutal ab, stiessen ihn zurück, und so keuchte er geduckt, mit flackernden Augen, unter dem Heulen und Prasseln der Granaten weiter. In jedem Fuchsloch, in jeder flachen Nische der Grabenwand lagen kauernde Menschen hingeworfen, regungslos, unter Gepäck, Schaufeln und Gewehren verkrochen, zusammenzuckend bei jedem Krach, der in die Erde fuhr.

Driessnack stürmte um eine Schulterwehr. Ein Fauchen in seinem Rücken zerriss die Luft, ein paar Meter weiter gähnte ein Loch, eine Hand winkte ihm schon zu, ein Ruf lodete, da knallte es in furchtbarem Toben um ihn herum, und wie ein glühender Hauch fiel es über ihn her. Er brach nach vorn über, von einer weichen, schweren Last zu Boden gedrückt, schludcte beizenden Rauch, hustete, keuchte und wand sich, als sei er unter Erdmassen begraben. Langsam verzog sich der dicke Qualm. Licht kam durch das Dunkel, und mühsam riss sich Driessnack aus der Umklammerung los. Als er endlich mit zuckenden Lippen wieder kniete, fühlte er ein warmes Rinnen seinen Rücken herablaufen. Ein bitterer Geschmack stand in seinem Munde. Er spie vor sich hin – Dreck und Blut. Erschrocken kroch er davon, kaum noch fähig, zu atmen. Da sah er vor sich die stierenden Blicke eines Menschen, der in massloser Verwunderung zu ihm hinblickte. «Hier herein, Kamerad!» rief der andere und streckte ihm die Hand aus dem Loch entgegen. Keuchend vor Angst, dass er auf der kurzen Strecke von wenigen Metern noch zusammenbrechen könnte, näherte sich Driessnack ächzend dem Unterstand. Endlich hatte er es geschafft. Langsam zog ihn der Pionier am Eingang herein.

«Ich bin erledigt!» stöhnte Driessnack in tiefer Erschöpfung. «Im Rücken sitzt es .. .» Sein Gesicht erblasste, und in kurzen Stössen presste er den Atem aus der Brust.

«So schlimm wird es nicht sein!» beruhigte der andere und half ihm schon aus der Jacke. Es waren zwei dunkelrote, pfenniggrosse Löcher zwischen den Schulterblättern, die nur wenig bluteten. Vorsichtig legte der Pionier sein Verbandpäckchen zu einem oberflächlichen Verband darum, ohne es zu wagen, die Binde straff anzuziehen, weil Driessnack unaufhörlich jammerte. Als der Pionier unter gutmütigem Zureden Driessnack wieder die Jacke übergezogen hatte, schloss der Verwundete vor Schwäche die Augen und sank mit dem Gesicht in den Schoss des Kameraden.

Ab und zu noch öffnete er ein wenig die Lippen, als wollte er sprechen.

Schliesslich zuckten nur noch seine Augenlider, hinter denen die Blicke seltsam trüb, irr und glasig erloschen.

Vorsichtig bettete der Pionier den Ohnmächtigen neben sich auf die Erde.

«Am Abend, wenn es nicht mehr so schießt, können sie dich nach hinten schaffen, Kamerad! He! Hörst du?» rief er ihn noch einmal laut an.

Aber Driessnack zuckte nicht mehr. Nur seine Brust hob und senkte sich regelmässig, fast ruhig, wie die eines traumlos Schlafenden.

... in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!

(Soldatenlied)

I

Seit einigen Monaten lag Driessnack in dem Sankt-Franziskus-Hospital einer kleinen Stadt am Rhein. Der Märzenwind bauschte die langen Vorhänge an den geöffneten Fenstern, wenn am Vormittag die Zimmer gereinigt wurden und die Verwundeten und Kranken, wegen des gefährlichen Zugwinds tief in die Kissen verpackt, die Blicke in die blaue Welt draussen vor den Scheiben gleiten liessen.

Niemals in den letzten Jahren hatte Driessnack das Leben in so stiller, heiterer Wunschlosigkeit empfunden. Nur wenige katholische Schwestern walteten in dem alten, festgefügtten Gebäude, glitten zu jeder Stunde geräuschlos durch die Stuben, immer mit den gefalteten Händen über dem dicken Leib und silberne Kreuze auf der Brust. Unbeweglich, aber voll weichen Ernstes leuchteten ihre runden Gesichter aus den grossen Hauben über den kaffeebraunen Gewändern. Unberührt von der Zeit und ihrer Wirrnis, scheinbar unempfindlich selbst gegen das Schmerzensgeschrei in den Stuben, das Röcheln der Schwerverwundeten oder Sterbenden, gleichgültig auch gegen die derbe Heiterkeit der Genesenden, erfüllten sie nach strengen Ordensgesetzen ihr Tagewerk mit betender Andacht und unerschütterlich sorgsamer Pflege und Behandlung der hilflosen Männer in den Betten.

Driessnack hatte die schlimmste Zeit hinter sich. Die ersten Wochen hatte er in einem seltsam bewusstlosen Zustand zwischen Wachen und Schlafen verbracht. Jedesmal, beim Aufwachen am Morgen, quälte ihn nur der Gedanke an den Operationstisch. Ein flacher Wagen schob sich mit feinem Quietschen in die Stube und hielt an einem der Betten an. Mit dumpfem Stöhnen wurde der erste Verwundete hinausgefahren. Nicht lange danach hörten sie ihn aus dem Operationsraum schreien, durch die geschlossenen Türen, gellend, bis schliesslich das Gebrüll in einem Aufstöhnen erstickte. Schweigend, den Angstschweiss auf der Stirn, zählte Driessnack die anderen in den Betten, die noch vor ihm an die Reihe kommen mussten, und immer hegte er auch, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, die verzweifelte Hoffnung, dass man ihn heute aus irgendeinem Grunde nicht mehr holen würde. Stand aber dann doch der quietschende Wagen vor seinem Lager, so krümmte sich sein Leib unter den rücksichtslosen Griffen der beiden Lazarettgehilfen in wildem Krampf zusammen. Erst auf dem fahrenden Gestell erlosch sein zweckloser Widerstand, und ruhig, mit aschfahlem Gesicht, die Augen geschlossen, ergab er sich dem unentrinnbaren Geschick. Und dann, wenn der Arzt hinter seinem Rücken die Wunden bearbeitete, die bis in das schwammige Geäder der Lunge vorstiessen, und Driessnack mit verzweifelter Kraft an den Fesseln seiner Glieder riss, spaltete der rasende Schmerz die Lippen zu einem langgezogenen



genen Heulen, dass alle, die schon operiert waren oder niemals ein Messer fürchten mussten, in den Stuben ihre Witze darüber rissen. Und lag er endlich wieder mit frischem Verband in seinem Bett, flach auf die Seite gestützt, weil er es nicht anders tun konnte, so hörte er mit Genugtuung die Beschimpfungen der anderen an, die sie gegen die Lazarettgehilfen ausstießen.

Vor allem konnte sich Martin Lang, dessen linkes Bein über dem Knie amputiert worden war, an Ausfälligkeiten gegen die Sanitäter nicht genug tun, wenn sie die Geduld verloren und die Macht ihrer Gesundheit grob gegen die Hilfsbedürftigkeit der gereizten Verwundeten ausgespielt hatten. «Ihr Drückheberger!» schrie er, auf beide Arme gestützt im Bette sitzend. «Ihr habt noch keine Granate krachen hören. Einen Dreck wisst ihr, ihr Karbolschweine! Für euch haben wir unsere Knochen draussen hingehalten! Seid nur ruhig, wir wissen schon, wie ihr dauernd g. v. bleibt. Waggonweise fressst ihr die Kaffee-

bohnen vor jeder Generaluntersuchung. Wenn ihr bloss an einen Graben denkt, habt ihr schon einen Herzfehler und die Hosen gestrichen voll. Denkt wohl, wir sind euer Vieh, das ihr auf die Schlachtbank führen könnt ..

Mit Krachen schlug hinter den Beschuldigten die Tür zu. Fast niemals riskierten sie es, bei solchen Angriffen, die sich fast täglich wiederholten, den Mund aufzumachen. Böse Blicke, die drohend und hämisch aus allen Betten auf sie gerichtet waren, hielten sie in Schach. Nur der lange, schwarzbärtige Sanitäter, den sie wegen seines schleichenden Wesens immer «das Gespenst» nannten, ballte die Faust und sprach zuweilen gegen Lang die Drohung aus, dass er dem Stabsarzt Meldung machen würde.

«Dann fliegst du zum Ersatzbataillon, verstehst du?» stiess er sogar einmal in giftiger Wut hervor. Das schallende Gelächter, das dieser unüberlegten Äusserung folgte, wieherte ihm noch auf dem Korridor hinterher.

«Habt ihr's gehört? Zum Ersatzbataillon! Ja, und dann wieder an die Front!» meckerte der Einbeinige aufrichtig belustigt. «Wenn es nach dem Kerl ginge, käme ich noch einmal zu einem Sturmtrupp vor Verdun! Aber damit ist es aus – für immer aus!» Befriedigt zog er den Schleim laut schnarchend durch die Nase und warf sich in das Kissen zurück.

Einige der Stubeninsassen schwiegen plötzlich in nachdenklichem Ernst. Langs letzte Worte beschworen auf einmal wieder die Gefahr, die ihnen allen in Kürze drohte. Die Entlassung aus dem Lazarett. Das Ersatzbataillon. Die Rückkehr zur Front.

Auch Driessnack hatte bei solchen Gedanken immer den Kopf voll schwerer Sorgen. Ging es ihm nicht schon wieder ganz gut? Die Wunde heilte, besser, als es selbst der Arzt im Anfang geglaubt hatte. Jovial hatte ihm der Arzt bei dem Anlegen des letzten Verbandes auf die Schulter geklopft: «Na, husten Sie mal!» Driessnack tat es, und wirklich, er fühlte keinen Schmerz dabei. Das war ein gefährliches Zeichen.

Seitdem wagte er es nicht mehr, ohne den Stock durch das Zimmer zu gehen. Selbst seine Rationen getraute er sich nicht mehr aufzuessen, denn er wollte so schnell nicht wieder zu Kräften kommen. Traf er auf seinen ersten Gängen im Haus den Feldweibel aus der Schreibstube oder den Arzt, so blieb er verschnauwend an der Wand stehen oder schlich in gebeugter Haltung den Korridor entlang. Aber was er sich dabei wünschte, erfüllte sich nicht. Man sah einfach an ihm vorbei, als bemerke man seinen gebrechlichen Zustand gar nicht. Das machte ihm die Gedanken noch schwerer.

Ja, so spielten sie alle gewissenhaft ihre Rolle durch, erfüllt von der uneingestanden Angst vor der K.V.-Kommission, die in ihren Entscheidungen, wie sie aus üblen Erfahrungen genau wussten, so unberechenbar war. So mancher schon, der früher in ihrem Zimmer gelegen hatte, hatte schimpfend behauptet: «In das Schlamassel kriegen mich selbst zehn Kommissionen nicht mehr.» Und andere, die längst nicht mehr im Lazarett waren, hatten es mehr als ein-

mal kühn herausgeschrien: «Lieber in eine Gummizelle als wieder in die Frontscheisse!» – Ja, und wo waren sie denn geblieben? Nach kurzem Aufenthalt in der Heimat waren sie wieder mit Neuformationen in Frankreich oder Russland gelandet, und immer an jenen Stellen der Front, wo es gerade dicken Zunder gab. Briefe in das Lazarett berichteten oft von den Schicksalen der Entlassenen. Es war schon ein rechtes Elend! Und wie war es dabei manchmal zugegangen? Der Feldwebel oder «das Gespenst», weniger die Ärzte, hatten ihre Hand im Spiele gehabt. Diese Unteroffiziere, diese Schreiberseelen, diese Nachttopfschwenker, die überhaupt keine richtigen Soldaten waren, diese gebügelten Neidlinge, die missgünstig nach jedem Knopfloch mit dem Ordensband schielten und niemals ein in ehrlicher Wut und Verbitterung hervorgestossenes Wort verwinden konnten, selbst wenn es den Kern der Wahrheit enthielt, sie hatten die Macht, sie rächten sich durch gemeine Angeberei und geheime Beschuldigungen all derer, die bei ihnen in Unnade gefallen waren. Und manche unter den Verwundeten wieder stellten die Gemeinheit der diensttuenden Sanitäter in kluge Rechnung, erwiesen ihnen Gegendienste in Wort und Tat, um auf diese niederträchtige Weise die Gunst der «Aspirinhengste» zu erwerben. In den Stuben sprach man rücksichtslos darüber, wie dieser oder jener seinen Horchposten im Bette behauptete, und wie andererseits mancher Ehrliche, der tapfer aufgemuckt hatte, frühzeitig seine Stellung im Lazarett auf Betreiben des Personals hatte aufgeben müssen. Aber es waren immer nur Schwerverwundete, Amputierte, die sich kein Blatt vor den Mund nahmen, weil sie eben den Heimatschein für immer in der Tasche hatten.

Trotzdem dies jeder wusste, war doch die Bewunderung für den widersetzlichen Martin Lang sehr gross. Der arme Kerl hatte die schwersten Leiden zu erdulden, war mehr als einmal operiert worden und erschien nach jeder Behandlung immer wie ein Toter auf dem Transportwagen, das Gesicht blass und verfallen noch von der Narkose, aber nach kurzer Zeit erwachte er doch in seinem Bett aus der tiefen Betäubung, schob die Bettdecke von seinem Leib und starrte, während die anderen in ihrem lauten Geschwätz verstummten, auf den Gazekorb, der die unaufhörlich eiternde Wunde seines Schenkelstumpfes verhüllte.

«Sie schneiden mich stückweise kaputt», knirschte er vor sich hin, «das Bein wird immer weniger!» – Und wagte es einer, aus Mitleid ihm zu widersprechen, um ihn zu besänftigen, so brach auch schon die angestaute Verzweiflung in galliger Wut aus ihm heraus in Beschimpfung und Verdächtigung der Ärzte und Sanitäter, wobei er manchmal auch die unschuldigen Schwestern nicht vergass. Trotz seines tiefen Mitgefühls für den schwerverwundeten Kameraden hörte Driessnack die masslosen Ausfälle schweigend an, obwohl die anderen, sobald niemand von dem Personal in der Stube sich befand, eifernd in den wilden Chor einstimmten.

«Du bist auch bloss so ein krummer Hund», hatte Martin Lang ihn einmal an-

gefahren, als er ihm gutmütig in die Rede gefallen war. «Du steckst dich auch hinter die Schreiber und weisst schon warum!» – Diesen Vorfall, der schon eine Weile zurücklag, hatte Driessnack nicht vergessen. Aber es war nur das verstehende Mitleid für das Schicksal Langs und die Furcht, sich bei den anderen unbeliebt zu machen, die Driessnack veranlasste, von diesem Tage an überhaupt zu schweigen.

II

Eines Vormittags erschien kurz vor der Ausgabe des Mittagessens der Stabsarzt in Begleitung der Schwestern Billa und Bianka. Zehn Minuten zuvor hatte das «Gespenst» den Lazarettchef unter dunklen Drohungen angekündigt und Schemel und Betten ordnungsgemäss zurechtgerückt. Unter Fluchen und gehässigen Redensarten auf gewisse «Schützengrabenschweine» hatte der Sanitäter die Nachttischchen neben den Betten, weil niemand seinen Anweisungen nachkam, selber von Nahrungs- und Papierresten gesäubert.

Das war ein aussergewöhnlicher Fall. Der Arzt machte jeden Tag nur einmal, kurz nach acht Uhr morgens, seine Visite in den Stuben und liess sich zu anderer Zeit nicht sehen.

Das «Gespenst» beobachtete mit lauernder Genugtuung die Wirkung seiner Worte auf die ängstlich erstaunten Verwundeten und konnte ein hämisches Grinsen nicht verbergen, als er sah, dass einige sogar, entsprechend der militärischen Vorschrift im Hause, den Arzt mit ausgestreckten Armen auf der Bettdecke erwarteten.

Sie fühlten sich ausnahmslos alle beunruhigt. Drohte ein plötzlicher Abtransport in die Ersatzbataillone? Seit Wochen hatten die Heeresberichte von grossen Offensivkämpfen im Westen berichtet. Die deutsche Front war unter dem Drucke des Feindes aus «taktischen» Gründen in eine weiter hinten liegende festausgebaute neue Stellung zurückverlegt worden, und zwischen den Zeilen der nüchternen Heeresberichte hatten sie alle hellhörig gelesen, dass die noch immer nicht zur Ruhe gekommene Riesenschlacht unerhörte Opfer gekostet haben musste. Kein Zweifel, nur damit konnte das Kommen des Chefarztes Zusammenhängen. In den letzten Tagen hatten sich alle, die fast ausgeheilt waren, mit schweren Befürchtungen dieser Art beschäftigt. Dass es aber so schnell gehen würde, hatte doch keiner für möglich gehalten.

Nun stand der Arzt mitten im Zimmer, im Blickfeuer ihrer demütig starrenden Augen.

«Wo ist er?» wandte er sich fast leise an eine der Schwestern, die sofort auf Driessnack zeigte ... Langsam ging der Chef auf des Gefreiten Bett zu und blieb mit einem rätselhaften Lächeln vor dem Liegenden stehen. Driessnack fühlte plötzlich sein Herz in heftigen Stössen.

«Gefreiter Driessnack – nun – wie geht es Ihnen?» fragte endlich der Arzt, die Worte dehnend.

«Gut, Herr Stabsarzt!» – Es war mehr ein Hauch als ein Laut, den Driessnack wie ein langsam Gequälter von sich gab.

Hatte der Arzt die furchtsame Verwirrung in dem Gesicht des Patienten erkannt, oder war es bloss ein Zufall – seine Stimme jedenfalls wurde um einige Grade wärmer, fast mild: «Das ist ja schön! – Dann werden Sie wohl doppelte Freude haben, wenn ich Ihnen im Namen Ihres Regiments (in seinen Händen knisterte weiches Seidenpapier) das Ihnen von Seiner Majestät dem Kaiser verliehene Eiserne Kreuz erster Klasse für aussergewöhnliche Tapferkeit, Besonnenheit und hilfsbereite Kameradschaft vor dem Feinde überreiche, wie es in diesem Schreiben Ihres Regimentskommandeurs heisst.» Seine Stimme hatte sich zuletzt zu einer pathetischen, lauten Feierlichkeit erhoben, in der deutlichen Absicht, dass alle im Zimmer seine Rede hören sollten.

Für einige Augenblicke war Driessnack wie benommen, als erwache er aus einem Traum voll nie geahnter Überraschungen. Das Blut siedete ihm in den Ohren und wurde zu einem feinen, spitzen Ton. Er starrte vor sich hin. Dies waren seine Hände, das war das Bett, und dort waren die Gesichter, die er kannte. Aus wölkender Trübnis und Verschwommenheit fanden alle Dinge wieder langsam zu ihm hin. Aber das schwarze, silberumrandete, kleine Kreuz lag fremd auf der Decke zwischen seinen Händen und behielt trotz der Sonne, die darauf fiel, seinen stumpfen, traurigen Glanz. Eine behaarte, grosse Hand mit sauber polierten Fingernägeln verdeckte es plötzlich und legte sich dann mit leisem Druck auf Driessnacks rechte Hand, die selbst unter dieser Berührung regungslos verharrte.

«Ich gratuliere Ihnen!» drang wieder die Stimme des Arztes volltönend an sein Ohr. Driessnack sah auf, nickte kaum bemerkbar dem abgehenden Arzt zu und fing noch ein schwaches Lächeln der beiden Nonnen auf, ehe sie im Rahmen der Tür ebenfalls verschwanden. –

«Junge, das is 'ne wirkliche Auszeichnung!» sagte der kleine Berliner im Bett neben Driessnack ehrlich erstaunt. Seine Kugelaugen blitzten verwundert zu dem Kameraden herüber.

«Erster Klasse? Mensch, das kostet dir 'ne Tonne, wenn wir wieder auf den Beinen sind!» rief Otto Engelmann, dessen Kopf fast ganz von einem dicken Verband umhüllt war.

«Was hast du denn bloss ausgefressen, dass man dir dieses Ding da geschickt hat?» fragte Martin Lang von der gegenüberliegenden Wand her. Ein Schimmer von Neid, aber auch von unverhohlener Bewunderung stand in seinen Zügen.

«Erzähle es doch!» drängte ein anderer neugierig.

Aber Driessnack schwieg. Müd und verloren sah er vor sich hin, über das Kreuz und das Schreiben hinweg. Er hatte beides noch immer nicht angerührt.

Ganz traurig sah er aus. Engelmann wunderte sich und guckte fragend die anderen an. Sonderbar! dachten auch sie und wagten es nicht zu sprechen.

Nur der Berliner, der Driessnack am nächsten lag, schien nichts zu merken. «Das is 'ne ganz andere Sache, als wenn einer bloss das Kreuz zweiter Klasse kriegt», belehrte er alle laut, als wären sie keine Soldaten. «Die Eisernen werden ja jetzt in Kochgeschirren gefasst und gehen als Platzregen in der Etappe nieder. Jeder Küchenbulle und Telephonist hat sein Kreuz auf der Brust. Wir Marschierer schleppen es auf dem Buckel. Aber das Erste is, wie gesagt, noch 'ne Auszeichnung für 'nen Muskoten, wenn er kein Offizier nich is. – Driessnack, zum Donnerwetter, was freuste dir da nich?» schloss er nach einer Atempause.

«Er muss sich erst von dem Schreckschüsslein ein bisschen erholen!» warf Lang ein, nur um etwas zu sagen.

Da blickte Driessnack gefasst und streng auf. «Gut! – Ich will es euch erzählen. Also – ich war mit einem Kameraden eines Nachts auf einer Patrouille –», begann er entschlossen, aber in jähem Erschrecken schloss er schnell den Mund. Seine Haltung hatte er schon wieder verloren. Hilflos blickte er um sich, ein Zittern um Lippen und Augen. Sein Gesicht fiel zusammen und wurde alt. Mit verlegenen Blicken beobachteten sie ihn, betroffen von seiner Wandlung. Driessnack liess sich noch tiefer in die Kissen sinken und hob die Augen steif und abwesend zur Decke. «Lasst mich in Ruhe, Kameraden!» sprach er endlich mit erlöschender bittender Stimme in die peinliche Stille.

Martin Lang lachte breit und hart auf: «Seht ihr? Er weiss es selbst nicht mehr, wofür er es gekriegt hat! Also lasst ihn!»

Es war nicht Gehässigkeit, die diese Worte diktierte. Selbst Driessnack fühlte instinktiv, dass Lang nur die unangenehme Stimmung zerstören wollte, die wie ein Fremdes und Schleichendes zwischen ihnen stand. Driessnack rührte sich auch darum nicht, lag abgewandt von den anderen auf der Seite und stierte gegen die getünchte Wand.

Sie bemühten sich nun, ihre Aufmerksamkeit von ihm abzulenken. Otto Engelmann hatte eine bezeichnende Handbewegung gemacht, und die anderen verstanden ihn. Aber das Ereignis schien plötzlich alle Erinnerungen an ihre Fronterlebnisse wieder wachgerufen zu haben. Von Zeit zu Zeit schütteten sie, wie alle Verwundeten, diesen Ballast, den ihre Herzen so schwer trugen, voreinander aus, ohne ihn jedoch loszuwerden. Einer suchte den anderen bei diesen Erzählungen zu übertreffen. Selten gab einer den Bericht eines Ereignisses schlicht und wahr wieder. In den schillerndsten Farben, aufgebläht wie Seifenblasen, stiegen diese Geschichten aus Lüge, Eitelkeit und Übertreibung auf. Es brauchten nur im Zusammenhang eines bedeutungslosen Gesprächs die Worte: Gas, Angriff, Sappe, Minenstollen oder Sperrfeuer zu fallen, so meldete sich auch schon einer, der die anderen durch die Wiedergabe eines Abenteuers verblüffen konnte. Die Erinnerungen an ihre Frontzeit lasteten riesenschwer auf ihnen allen, aber keinem war es möglich, alles, was sie erlebt

hatten, stets gegenwärtig zu haben und in die richtigen Worte zu fassen. Jeden Tag lasen sie ja in den Zeitungen Berichte von unerhörten Taten kühner Soldaten, gegen die ihre schlimmsten Erlebnisse verblassten. So kam es, dass sie, um die Wirkung ihrer eigenen Heldenpose zu erhöhen, erfundene Geschichten zum Besten gaben, in denen sie selbst die gefährlichste Rolle spielten. Sie hörten sich dabei gegenseitig geduldig an, ohne auch nur ein Wort des Erzählers zu bezweifeln, und ärgerten sich bloss über das Personal, die Ärzte, Gehilfen und Schwestern, für die längst alle Frontgeschichten aus dem Munde der Verwundeten reizlos geworden waren. Sie waren abgestumpft und müde geworden von der ewigen Wiederholung solcher Schauergeschichten, hörten darum kaum noch mit halbem Ohr hin oder lächelten sogar in sich hinein. Auch die Damen aus der Stadt, die noch manchmal im Auftrag ihres Wohltätigkeitsvereines kamen, um den Verwundeten bei ihren Besuchen trockenen, brüchigen Keks, Tabak, Zigaretten oder Zigarren zu überreichen, setzten sich nicht mehr stundenlang zwischen die Betten wie früher, hundert Fragen nach «schlimmen Heldentaten» auf den Lippen – nein, diese Zeiten waren vorbei. Der kleine Berliner aber hatte sie noch erlebt, als er 1915 zum ersten Male in einem Lazarett der Heimat gelegen hatte, und berichtete darum auch jetzt mit Wärme den fast neidisch lauschenden Kameraden, die solches Glück nicht kennengelernt hatten, dass selbst Kommerzienrattsgattinnen und zarte, blutjunge Mädchen der «besten» Gesellschaftskreise, darunter sogar Adelige, Blumen gebracht und Stirnen und Wangen der Verwundeten gestreichelt hätten. Und vieldeutig lächelnd fügte der schelmische Berliner hinzu, dass er noch heute mit einer der Damen von damals im Briefwechsel stünde; sie sei zwar fünfzehn Jahre älter als er, heisse aber Fräulein Marga von Tressenow, lebe auf einem alten Gut in der Mark und erwarte ihn gleich nach seiner Wiederherstellung, damit er sich bei ihr noch einige Zeit erholen könne. Engelmann, der Bettnachbar des Berliners, platzte fast vor Wut und schimpfte laut: «Ja, und jetzt sind wir Muskoten ihnen zu dreckig geworden; der Krieg dauert eben zu lange und macht aus uns speckige Schweine. Jetzt sitzen die Püppchen nur noch bei den Herren Offizieren auf den Einzelzimmern ... Kennen wir schon!»

Die anderen lachten laut und brüllten gemeine Worte dazu.

III

Nach dem Abendessen erhielt Driessnack mit der Post zwei Briefe. Der eine kam von seiner Mutter, die ihm wieder einmal schrieb, wie sehr sie in Angst sei wegen seiner Verwundung, denn es dauere doch so lange, ehe er heimkäme. Der andere Brief kam von der Front, trug den Stempel des Regiments und die flotten Schriftzüge von Scholz.

Hastig erbrach Driessnack den zerknitterten, beschmutzten Umschlag. Seit Monaten, seit seiner Verwundung, hatte er nichts mehr von den Kameraden gehört, obwohl er inzwischen zweimal an den Unteroffizier geschrieben hatte. Nun erfuhr er aus dem ausführlichen Bericht alles, was seit seiner Abwesenheit draussen geschehen war. Mit einem Schlag brach es über ihn herein: Die Kompanie hatte schwerste Kämpfe an den verschiedensten Frontabschnitten zwischen Soissons und Reims hinter sich, Feldwebel Toepel war gefallen, Leutnant Wolff verwundet in Gefangenschaft geraten, die Unteroffiziere Schlegel, Fiedler und Haubold gefallen, Knauthe verwundet, Rackow seit Driessnacks Patrouille vermisst...

Name reihte sich an Name, und hinter jedem stand ein Mensch, mit dem ihn gemeinsame Freude und Traurigkeit verbunden hatte.

Driessnack schluckte die Worte hinunter, die aus seinem Innersten laut aufsteigen wollten. Und es gelang ihm, seinen Schmerz gegenüber den sich harmlos unterhaltenden Kameraden in den Betten zu verheimlichen.

Warum sollte er auch denen hier erzählen, welche Gedanken und Gefühle ihn beim Lesen dieses so lange erwarteten Briefes durchwoigten? Sie würden ihn gewiss angehört haben, aber verstehen konnten sie ihn nicht, wenn er ihnen beteuert hätte, dass er mit diesen Kameraden, deren Namen auf dem Papier standen, die besten Menschen verloren habe. Selbst Blohm, der immer so roh und rücksichtslos die Gruppengemeinschaft bedroht hatte, gehörte zu ihnen. Er wehrte sich nur mit Worten, die scheinbar ohne Gefühl gesprochen waren, gegen sein eigenes Weichwerden. Im Grunde seines Herzens war aber gerade Blohm ein guter Kerl gewesen, der seine Freigebigkeit, seinen Mut und seine Hilfsbereitschaft, wenn es darauf ankam, mit selbstverständlicher Natürlichkeit stets bewiesen hatte.

Driessnack sann lange vor sich hin und war voll stiller Verzweiflung, als sie zusammengekrümmt, hockend oder in Decken gehüllt, wieder in seinen Gedanken vor ihm lagen, vorn in der Sappe, von Todesangst geschüttelt, von Hoffnung geschwellt, verzagt und dann wieder ungebrochen in Stunden schwerster Gefechte, in der schaurigen Verlorenheit eines Trommelfeuers oder lustig und betrunken in den Kantinen der Etappe während der, ach, so kargen Stunden der Ruhe.

Wagners abgezehrttes Gesicht stand in unheimlicher Blässe wieder vor ihm. Der Gram frass in diesem Gesicht stets so tiefe Furchen, wenn der Alte von Frau und Kindern sprach. In dem Sprengtrichter lag er nun, vielleicht längst zerstampft von den Granaten und Minen – kein Knochen mehr beieinander – im Schlamm verwühlt – ohne Grab – ohne Kreuz. Und mit ihm so viele andere. Und daheim warteten sie, hofften sie, trösteten sie sich, bis sie endlich die traurige Gewissheit hatten und sich dem unerbittlichen Schicksal beugten. Driessnack verlor sich immer tiefer in seine Gedanken und merkte es nicht, wie der Abend das Zimmer eindunkelte, die Stimmen in den Betten verlöschten und draussen vor den Fenstern nur noch die hohen Bäume rauschten. Die

Nacht sank immer tiefer, und leise atmeten die Schlafenden in den weissen Betten.

Regungslos hingen Driessnacks starre Blicke an der bleichen Decke des kleinen Saales, auf die das Licht einer Laterne vor dem Hause den Schatten eines Fensterkreuzes warf. Über das nackte Feld der Decke, die dunkel, weit und unübersehbar wie das Niemandland zwischen den Gräben wurde, huschten Schatten, duckten sich und wisperten, als riefen sie den Horchenden an. Driessnack wagte nicht, sich zu rühren und die Augen zu schliessen. Ein Gefühl, als läge er verschüttet zwischen Balken und Erdbrocken, hielt seine Glieder, seinen ganzen Körper umfassen. Der Atem stockte fast in seiner Brust.

Da plötzlich – ein Gesicht schiebt sich, grösser werdend, auf ihn zu, zuerst nur ein blasser Fleck, dann deutlich Mund, Nase und Bart und zuletzt Augen voll abgrundtiefer Traurigkeit: Wagner, wie er ihn im Tode sah. Immer näher, ganz langsam, bewegen sich die Augen auf den Liegenden zu, nur diese irisierenden, grossen Augen, unter den drohend schwarzen Schatten der Brauen. «Wagner!» haucht Driessnack unhörbar in sich hinein. Über die Augen fallen schwer die faltigen Lider, als hätte der Gerufene verstanden, und dann öffnen sich die Augen wieder. Ein tiefer, sonorer Ton heult auf, Driessnack weht warmer Atem ins Gesicht, entsetzt fährt er hoch, er will sich zur Seite wenden, der Wand zu... da streift es kühl an seine Wange, ein zweiter Schatten steht fahl zwischen Bett und Wand, ein wankendes Bündel in grauer Kleidung, aus dem eine Gestalt aufwächst, ein Gesicht schimmert, mit aufgerissenen Augenhöhlen und geöffnetem Mund, den ein lautloser Schrei spaltet. Gespenstisch und grau steht die Gestalt am Bett, unverwandt die Augen auf Driessnack gerichtet, und hebt den rechten Arm zur Seite, um matt zu winken. Schleifende Schatten nähern sich von der Tür her, schieben sich zwischen den Betten hindurch, eine Frau, ein Kind, müde, zerbrochene Gestalten, von tiefem Kummer gebeugt. Abwehrend stösst Driessnack die Hände gegen die drohende Erscheinung, während ihn Schauer eisigen Erschreckens durchfahren.

Da neigt sich die Gestalt des Mannes auf ihn zu, sein Kopf kippt haltlos zur Seite, und grausig klafft ein tiefer Spalt in der Kehle des Taumelnden, der, von den Händen der Frau und des Kindes gestützt, sein Blut in wilden Stössen über Driessnacks Bett versprudeln lässt. Driessnack will aufspringen, die Bettdecke über sich ziehen, schreien, aber das Blut fällt wie dicker Schlamm über ihn her, läuft warm über seine Hände, sickert klebrig über sein Gesicht, rinnt in die Höhlen seiner Augen, während er in letzter Verzweiflung mit den Fingern noch es ab wischen will. Aber vergebens – das Blut dringt in ihn hinein, durch alle Poren seiner Haut hindurch, füllt seine Adern prall an, siedet und kreist durch sein Herz, das in rasenden Schlägen, die er bis zum Halse herauf spürt, gegen den erstickenden Strom des fremden Blutes kämpft. Ein

letzter klarer Gedanke rast durch Driessnacks Bewusstsein, während er, die Hände ins Leere gekrallt, in ein dunkelrotes Wogen erblindet starrt ... Jäh reisst es ihm die Brust auf, dass er gellend schreien kann: «Andre Cordoin! – Gnade! – Gnade!»

Wie von allen Fesseln befreit, springt er auf der anderen Seite aus dem Bett, tastet nach dem Nachtschränkchen, packt dort das Päckchen mit dem Eisernen Kreuz, reisst das Fenster in der Nähe auf und schleudert das Kreuz in die Nacht, in den rauschenden Park hinaus.

Keuchend, schwer nach Atem ringend, sank er dann auf den Rand seines Bettes hernieder. Grelles Licht zuckte ihm in die Augen und stiess ihn in ein jähes Erwachen. Der Berliner hatte die Lampen des Zimmers angeknipst. Entsetzte Gesichter der aus tiefem Schlaf auf gefahrenen Kameraden waren auf ihn gerichtet.

Engelmann sass schon an Driessnacks Seite und half dem Erschöpften wieder ins Bett. Schweigend, ohne auf die vielen bestürzten Fragen Antwort zu geben, liess Driessnack alles mit sich geschehen.

Schweissgebadet wie ein Gehetzter lag er ruhig in den Kissen, das Gesicht zur Decke gerichtet, die Augen geschlossen.

Langsam legte sich auch die Aufregung der Kameraden, als sie sahen, wie Driessnack auf alle ihre Fragen nur mit beruhigender Handbewegung abwehrend winkte. Leise tuschelten sie noch von Bett zu Bett, bemüht, ihren Ärger über die Störung zu unterdrücken, bis schliesslich der Berliner das Licht abdrehte.

«Er hat eben bloss geträumt», meinte er mit gedämpfter Stimme, ehe er sich auf die Seite warf. «So was kann doch jedem von uns mal passieren!»

IV

Eine Woche später bekamen Driessnack, Engelmann und der Berliner zum ersten Male die Erlaubnis zu einem kurzen Ausgang. Sie sollten frische Lazarettwäsche aus der Waschanstalt holen, die in einem Krankenhaus untergebracht war, dessen grosser Park mit hohen Bäumen an das Sankt-Franziskus-Hospital stiess.

Solange Driessnack noch bettlägerig gewesen war, hatte er gern von seinem Fenster aus in das rauschende Grün dieses Parkes gebildet, in dessen waldigen Winkeln der Frieden unberührter Natur webte, Vogelgesang schmetterte und an Wettaugen die Kronen der Bäume knarrten.

«Das muss doch wundervoll sein», hatte Driessnack geschwärmt, als er wieder einmal an einem blauen Tag durch das Fenster hinaussah, «dort unten spazierenzugehen, alles dabei vergessen, nur Sonne, Blumen und Vögel um sich. Ich glaube, der Krieg würde einem dabei aus dem Gedächtnis entschwinden!»

Da hatte Engelmann auch schon seinen in Mull verpackten Kopf aus den Kissen geschoben und wie ein Clown grinsend zu ihm hingeblickt: «Junge, lass

alle Hoffnung fahren! Das ist kein Dornröschenwald! Der Caureswald vor Verdun ist ein Märchen dagegen. Du kannst es nicht sehen; aber tief hinter den Bäumen, mitten in dem Wald, liegt ein Gebäude. Das Irrenhaus. Verrückte Soldaten sind jetzt dort untergebracht. Thiele von meiner Kompanie, der mit meinem Transport erst hierherkam, haben sie noch in derselben Nacht herübergeschafft?»

«Woher weisst denn du das?» hatte Driessnack darauf erschrocken gefragt. «Die Schwester hat es uns verraten», gab Engelmann schnell zur Antwort, «und einmal hab' ich es auch schon gehört, weisst du, nachts, als es ganz still war und der Wind gerade herüberstand ... Da schrie es, heulte es, aber so, wie du es noch nicht gehört hast. Ich dachte gleich wieder an den Sanitätshund vor Vaux, der mit auf gerissenem Leibe in einem Busche stundenlang jaulte, ehe er endlich kreperte. Ungefähr so klang es, weisst du.. ?»

Seit diesem Gespräch mit Engelmann sprach Driessnack nicht mehr von dem Park. Er sah nur manchmal noch wie verloren in die Bäume hinein und liess es niemand ahnen, was er dabei dachte.

Und jetzt waren sie auf dem Wege zu dem Gebäude, um Wäsche zu holen. Hinter dem Hospital bogen sie in ein winkeliges Gässchen ein, das ins Freie führte. Ein schmaler Weg mündete in den Park. Ein hoher, eiserner Zaun mit verschlossenem Tor, zu dem der Berliner von Schwester Billa den Schlüssel mitbekommen hatte, grenzte das weitläufige Grundstück gegen aussen ab.

«Mensch, verlier bloss nicht den Schlüssel!» lachte Engelmann mit einem unangenehmen Meckern, zu dem Berliner gewendet, der hinter ihnen wieder sorgfältig abschloss. «Sonst behalten sie uns womöglich gleich drin.»

«Dich vielleicht, du Quatschkopf!» murrte der Kleine betroffen. «Wenn du solchen Kohl verzapfst!»

Sie schritten auf dem ungepflegten Wege langsam weiter. Schon sahen sie das Leuchten roter Ziegelmauern eines grossen Gebäudes zwischen den Bäumen, als ein geckerndes, fast schrilles Gelächter sie jäh erschreckte. Im Augenblick dachten sie an Fasanen, die sie im Buschwerk überrascht hatten. Sie blieben stehen, sahen nach links in eine Schneise und entdeckten einen Menschen in gestreiftem Krankenkittel mit einem Soldatenkrätzchen auf dem Kopfe. Er stand in ziemlicher Entfernung neben einer erdgefüllten Schubkarre, blickte entgeistert zu ihnen hin und wischte sich schliesslich mit dem Ärmel über das schweissbedeckte Gesicht.

«Ich glaube, da ist schon einer», flüsterte Engelmann, indem er sich anschickte, auf den Mann zuzugehen.

Der Kranke rührte sich zunächst nicht, straffte aber dann plötzlich seine Gestalt und schob die Mütze aus der Stirn, als wisse er vor Verlegenheit nicht, was er tun solle.

Da hatte sich auch schon Engelmann zu den beiden Kameraden hin umge-

dreht, blasses Erschrecken im Gesicht und die Finger der Rechten vor dem Mund:
«Mein Gott – das ist er ja – Thiele!»

Der Genannte musste trotz der Entfernung seinen Namen gehört haben. Er beugte sich sofort zu seiner Karre hernieder, hob sie an und schob sie in Richtung auf die drei Verwundeten vor sich her. Kurz vor ihnen setzte er schnaubend ab.

Prüfend sah Driessnack in sein Gesicht. Die Backenknochen traten scharf hervor und waren von einer pergamentfarbigen Haut straff überspannt. Der schmale Mund stand wie ein langer, bläulich-roter Riss zwischen den abstehenden Ohren. Ein langsames Erwachen schimmerte in den tiefen, unruhig flackernden Augen auf, als Engelmann ihm die Hand entgegenstreckte und ihn mit seinem Namen mehrmals anredete.

«Kenne dich! – Kenne dich ganz genau! – Denkst wohl, ich habe es vergessen?» stiess Thiele hastig hervor, mit einem zuckenden Lächeln um die Mundwinkel.

«Natürlich kennen wir uns!» lachte Engelmann mit einem heimlichen Seitenblick auf Driessnack und den Berliner. «Wir haben doch lange genug zusammen gelegen. – Aber was machst du hier?»

«Schanzen! – Gräber ausheben!»

«Wer verlangt denn das von dir?»

«Der Kaiser!»

«Der Kaiser? – Der ist doch gar nicht hier!»

Thiele hob die Hand, zeigte nach dem Haus hinter den Bäumen und nickte betuernd mit dem Kopfe: «Doch! Doch! – Dort oben sitzt er!» verriet er geheimnisvoll. «In einem Zimmer ganz allein. Die ganze Nacht weint er. Er sagt: Die Toten sollen alle Lebendigen begraben!» Die drei Verwundeten sahen sich an.

«Du musst das nicht glauben, Thiele!» versuchte Engelmann, hilflos nach Worten ringend, den Irren zu beruhigen. «Hier ist ja kein Krieg! Wir sind doch in Deutschland!»

Da kreischte der Kranke auf und bog sich vor Lachen. Plötzlich wurde er ernst und tippte mit den Fingern gegen Engelmanns Brust. «In Deutschland? Lasst euch nichts vormachen! Das sagen sie bloss so. Wir sind doch nur Tote auf Urlaub! Wir kommen alle noch dran! – Kommt mal mit, da könnt ihr es sehen!» – Mit stossenden Handbewegungen lockte er sie, ihm in die Schneise zu folgen.

Engelmann stiess Driessnack an und winkte dem Berliner, während er schon hinter Thiele herschritt, der mühsam die volle Karre über die weiche Walderde schob. Vor einem wenige Meter langen, knietiefen Graben, der erst frisch ausgehoben sein musste, blieben sie stehen.

«Fein, was?» sprach Thiele mit grosser Geste. «Das hab' ich gemacht. Jeden Tag lege ich ein Maschinengewehrnest an. Da hinten liegen die anderen – alle hundert Schritte eines – im grossen Bogen durch den ganzen Caillette-Wald. Reservestellung – Siegfriedlinie!» – Mit einem wilden Satz war er in den Graben hineingesprungen. Zusammen



H. Pechstein 1917

mengekauert duckte er sich hinter dem Erdaufwurf, flackernde Angst, hellen Wahnsinn im zerstörten Gesicht, und schrie sie an: «Duckt euch! – Nieder! – Nieder!» Driessnack stolperte unwillkürlich einige Schritte nach rückwärts, als wollte er sich vor dem Anblick dieses bejammernswerten Menschen bewahren. Die beiden anderen aber waren schnell an der Seite des Unglücklichen und kauerten sich neben ihn hin. Aber plötzlich hatte er das flackernde Feuer in den Augen wie vorher. Wild vor Angst blickte er um sich, als könnten ihn feindliche Augen beobachten. Dann öffnete er vorsichtig seinen Kittel und zeigte lächelnd und stolz auf seine Hemdbrust. Dicht unter dem Herzen hing ein blinkendes Eisernes Kreuz erster Klasse.

Driessnack stand wie gelähmt am Rande des Grabens, stur und fassungslos. «Wo hast du das her?» fragte Engelmann neugierig.

Der Kranke verzog das Gesicht zu einer spitzbübischen Grimasse. «Ich habe es gefunden!» kicherte er. «Der Kaiser hatte es im Walde versteckt ... für mich ... für mich ... da drüben am Stacheldraht.. Er stiess mit der Hand in die Gegend des Tores am Zaun. «Es ist mein! Ich hab' es verdient!» keuchte er wild. «Ich hab' sie doch erstochen .. .» «Engelmann! Engelmann!» schrie auf einmal Driessnack auf. «Kommt doch! Wir wollen gehen! – Das ist ja zum Verrücktwerden!» Verwundert schauten Engelmann und der Berliner zu Driessnack hin, der von Zuckungen geschüttelt wurde und hilflos um sich sah. Langsam erhoben sich endlich Driessnacks Kameraden: «Ja, gleich! Wir kommen schon!» rief der Berliner Driessnack hinterher, der sich bereits mit schnellen Schritten entfernte.

Engelmann redete Thiele noch einmal gut zu und verabschiedete sich von dem Irren, der abwesend in seiner Ecke hockenblieb. Erst als Engelmann ihm im Gehen noch einmal winkte, riss sich Thiele hoch, die linke Hand auf das Kreuz an seiner Brust gepresst, und schrie: «Ihr Feiglinge! – Ihr feigen Hunde!»

Die Verwundeten kümmerten sich nicht darum und liefen nur noch eiliger. Vorn auf dem Wege holten sie Driessnack ein, der auf einem Baumstumpf sass, den Kopf in die Hände gestützt.

«Wenn ihr wollt, könnt ihr ja noch in das Haus da hinten gehen. Ich bleibe hier – ich warte .. .», empfing er die Herankommenden.

«Recht hast du!» stimmte Engelmann wie erleichtert zu. «Sie sollen sich ihre Wäsche selbst holen.» Und mit einem pffrigen Lächeln setzte er noch hinzu: «Wisst ihr, ich sage einfach zur Schwester, der Verwalter war nicht da, und morgen will er die Wäsche ausgeben.»

«Machen wir», nickte der Berliner. «Aber morgen mag sie andere schicken.»

Die Sonne stand schon schräg zwischen den Stämmen. Driessnack schaute sich noch einmal um und blieb, als horche er, stehen. Am Ende des Weges sahen sie einen Teil der Fassade des unheimlichen Gebäudes.

«Vor den Fenstern sind Gitter, seht ihr's!» flüsterte er, und seine Stimme vibrierte.

«Das richtige Zuchthaus!» sagte Engelmann bitter.

«Ja, aber nur für unschuldig Verurteilte!» ergänzte Driessnack langsam in verlorenem Sinnen.

«Mörder! – Mörder!» echote es aus den Büschen. Es war Thiele, dessen Stimme sich in der Ferne immer leiser verlor.

Sie sahen sich schweigend an, ernst und nachdenklich.

«Kommt!» stiess Driessnack mit erstickter Stimme hervor und schauerte leicht.

Da gingen sie weiter.

V

Sie hatten das Gässchen am Hospital erreicht. Vor einem cjer kleinen Häuschen mit den freundlichen Fachwerkgiebeln, an denen Wein emporrankte, spielten auf den ausgetretenen Stufen der Eingangstür einige Kinder mit Marmelkugeln. Es war ein Wirtshaus mit einem kleinen Gärtchen daneben. Nur wenige leere Tische standen im Schatten dunkler Kastanienbäume. «Ich glaube, es wird Zeit, dass wir mal wieder ein richtiges Glas heben!» brach Engelmann das Schweigen. Der Berliner und auch Driessnack verspürten ebenfalls keine Lust, sofort in das Lazarett zurückzukehren, und waren einverstanden. Sie setzten sich hinten in die alte Laube und bestellten bei dem heranschlordernden Wirt drei Schoppen Weissen.

«Wie mag denn das bloss so gekommen sein, mit dem Thiele?» fragte Driessnack monoton, während er sich zur Seite drehte.

«So genau weiss ich es nicht», ging Engelmann auf die Frage ruhig ein, «aber im Lazarettzug erzählte einer, als Thiele immer so tobte, dass der arme Kerl mit zwei Verwundeten von unserer Kompanie in einer Kalksteinhöhle drei Tage und drei Nächte verschüttet lag. Es war damals bei Hurtebise in den Gräben ein fürchterlicher Schlamassel, einmal sassen die Franzosen darin, einmal wir. Schliesslich hatten unsere Leute die Stellungen wieder behauptet, und da haben sie dann bei dem Aufräumen sein Schreien in der Erde gehört und ihn ausgegraben. Mit einem blutigen Messer in der Hand fanden sie Thiele in der hintersten Ecke. Er wollte keinen an sich heranlassen und hieb wild um sich. Als sie ihn endlich überwältigt hatten, sahen die Kameraden zu ihrem Entsetzen, dass die beiden Verwundeten tot waren, über und über mit Blut besudelt. Thiele hatte sie mit seinem Messer überfallen und fürchterlich zugerichtet. Er muss während der langen Zeit, die er in der Finsternis mit seinen verschütteten Kameraden zugebracht hat, vor Angst verrückt geworden sein.» Engelmann schwieg und hob sein Glas an den Mund.

«So etwas ist schlimmer, als eine Kugel vor den Ballon kriegen!» meinte der Berliner, der an Driessnacks Glas stiess, dass es klirrte.

«Wenn man daran denkt, wie viele in den Klapsmühlen stecken und was sie alles durchgemacht haben, könnte man ganz melancholisch werden», ergänzte Engelmann schluckend.

«Ich werde es mir jedenfalls überlegen, ob ich mich noch einmal an die Front schleppen lasse», stiess der Berliner hervor, indem er sich mit einem Ruck auf dem Stuhle nach rückwärts bewegte.

«Was willst du schon dagegen machen?» sagte Driessnack mit einem schwachen überlegenen Lächeln. «Du hast das doch nicht zu bestimmen!» «Wollen wir schon sehen!» fuhr der Kleine aufgeregt hoch und schlug mit dem Ellenbogen hart auf den Tisch. «Ich weiss es jetzt ganz genau, wie man die Stellung in der Heimat hält. Lange kann es ja sowieso nicht dauern, und Wilhelms herrliche Zeit bricht zusammen. An der Front sorgen die Amerikaner mächtig dafür und in Deutschland der Hunger.»

«Und wenn wir auch wieder Frieden haben», klagte Driessnack nach einer Weile, «so wird es doch nicht mehr so wie früher sein. Wenigstens für uns nicht!»

«Ach Mensch, spinne nicht!» fuhr Engelmann lebhaft dazwischen. «Die Hauptsache ist doch, dass wir mit heilen Knochen wieder nach Hause kommen. So ein bisschen Rheumatismus oder Nervosität will ich gern davontragen. Das gibt sich schon wieder, wenn ich nur erst bei meiner Alten bin.»

Driessnack nickte. «Ja, für viele mag das stimmen. Aber was sagt ihr zu solchen, die es so wie Thiele getroffen hat?»

«Na, der ist doch komplett verrückt, der wird nicht wieder!» entgegnete Engelmann mit einer wegwerfenden Geste.

«Möglich, dass du recht hast», stimmte Driessnack ruhig zu; «aber denkbar ist es doch auch, dass er allmählich wieder klar wird. Was soll dann mit ihm geschehen?»

Der Berliner richtete verständnislos seine Augen auf Driessnack, der beiseite sah. «Ich verstehe dich nicht. Er ist doch dann gesund, hat den Krieg überstanden und wird alles, wie alle anderen auch, vergessen.»

«Das glaube ich eben nicht!» rief Driessnack fast verzweifelt. «Einer, der einen Menschen getötet hat und es genau weiss, kann das nicht mehr vergessen.»

«Wenn es aber doch im Kriege geschehen ist. . .», warf Engelmann ein.

«Das nützt ihm gar nichts. Das spricht ihn nicht frei. In den Augen der Menschen vielleicht. Aber vor seinem Gewissen ist er schuldig!» stiess Driessnack hart hervor.

Die Kameraden blickten ihn an. Die Abendsonne legte einen orangefarbenen Hauch auf sein Gesicht. Es war in Furchen gespannt. Engelmann hatte das Gefühl, dass er sprechen müsse, aber als Driessnack ihnen plötzlich den Rücken zukehrte und seine rechte Hand leise am Glase zitterte, musste er an die Nacht denken, in der Driessnack sie aus dem Schlafe gelärmt und mit demselben Gesichtsausdruck auf dem Bettrand gegessen hatte. Darum schwieg er.

Auch der Berliner «ass einige Zeit In Gedanken da und schien nichts sagen zu können. Sie verstanden nicht ganz, was Driessnack mit seinen Worten eigentlich meinte, aber sie fühlten dunkel, dass etwas Trennendes sich schleichend in ihre Kameradschaft gedrängt hatte.

Die Stimmung war bedrückend. Der Berliner gab sich endlich einen Ruck und griff nach seinem Glas. Driessnack wendete sich um und stiess leicht mit ihnen an.

«Ja, es wird Zeit!» sprach er vor sich hin und war ganz ruhig.

«Prost, ex!» sagte Engelmann, worauf er sein Glas leerte.

Schweigend verliessen sie den Wirtshausgarten. Die Glocken der nahen Kirche fingen an zu läuten und sangen den Abendsegens über das spitzgiebelige Dächergewirr der Stadt. Rasselnd fuhren die Rolläden einiger Geschäfte herunter. Ein Kind weinte laut hinter dem offenen Fenster einer Wohnung im Erdgeschoss. Ein Urlauber, schwer mit einem Tornister bepackt, bog in eine Seitengasse ein. Seine Zweckenstiefel hämmerten noch auf den Trottoirplatten, als er schon verschwunden war.

Driessnack ging in der Mitte zwischen den beiden Kameraden. «Ihr könnt sagen, was ihr wollt», begann er wieder das Gespräch, «ich glaube doch: jeder, der in den Gräben lag, wird auch im Frieden den Krieg nicht los!» Und als keiner der Freunde gleich erwiderte, fügte er flüsternd hinzu, als rede er mit sich: «Ich habe jedenfalls für immer was abgekriegt.. .» Sein Mund war plötzlich zusammengedrückt. Die Kameraden bemerkten es und schwiegen, denn sie wagten nicht, ihn noch einmal zu fragen.

VI

Als am nächsten Morgen der Arzt durch die Zimmer ging, blieb er vor Driessnack, der in straffer Haltung sich auf das Bettende stützte, stehen und fragte: «Sie sind es, der sich zum Ersatzbataillon freiwillig gemeldet hat, nicht wahr?»

Driessnack sah dem Chef ins Auge: «Jawohl, Herr Stabsarzt!»

Sofort mischte sich der Feldwebel, der sein Dienstbuch wie einen Säbel an den Oberschenkel presste, mit schleimiger Stimme dazwischen: «Gefreiter Driessnack erschien gestern abend kurz nach seinem ersten Ausgang bei mir und bat um seine Entlassung aus dem Lazarett.»

Der Arzt räusperte sich und blickte forschend in Driessnacks Gesicht: «Gefällt Ihnen wohl nicht mehr hier?» Er lächelte ein wenig.

«Das nicht, Herr Stabsarzt!» antwortete Driessnack verlegen und sah vor sich hin. Er hatte die verwunderten Blicke seiner horchenden Kameraden sekundenskurz aufgefangen.

«Warum melden Sie sich dann zum Ersatzbataillon?» fragte der Arzt wieder. «Sie können sich doch noch einige Zeit hier erholen. Sie haben es nötig.» Seine Stimme hatte sich erwärmt.

«Ich fühle mich aber schon wieder ganz kräftig», erwiderte Driessnack. Der Arzt trat auf ihn zu und legte die Hand freundlich auf seine Schulter: «Gefällt mir. So etwas kommt nicht alle Tage vor. Ist mir, solange ich hier bin, überhaupt noch nicht passiert. – ich werde Sie also auf Ihren Wunsch hin überweisen. Sie kommen zunächst zur Genesungskompanie. Dienst ist dort so gut wie gar nicht.» Mit väterlich herablassender Bewegung drückte er ihm die Hand. «Machen Sie es gut, Gefreiter Driessnack!» Und dann drehte er sich herum, den übrigen Verwundeten zu, in strenger, zusammengeraffter Haltung, blitzende Kälte in den Augen. «Nachmachen!» durchschnitt seine Stimme scharf das peinliche Schweigen. «Das ist noch ein Beispiel. Echter Frontgeist von 1914. Die Kameraden in den Gräben brauchen euch, warten auf euch. Aber leider – leider.. » Er brach jäh ab, fingerte nervös an seinem Kneifer, feuerte sie mit fast drohenden Augen an und verschwand schliesslich durch die Tür. Keiner hatte es gewagt, seine Blicke zu kreuzen. Ohne sich zu rühren, hatten sie wie lebende Puppen ihn angehört. Das «Gespenst» war noch im Zimmer, rückte die Stühle zurecht und lauerte. Sie kannten diese Art des Sanitäters und hüteten sich, jetzt in seiner Gegenwart ein Wörtlein zu verlieren.

«Achtung, Hochspannung!» krächte Martin Lang plötzlich mit einem Fingerzeig auf den Sanitäter. Da brach es aus allen heraus. Ein tolles Gemecker, hemmungslos. Wütend krachte das «Gespenst» einen Schemel an den Tisch. «Euch werden wir es schon noch zeigen!» schnaubte er ohnmächtig, das Gesicht von Hass verzerrt.

«Halt die Fresse», fauchte Lang ihn an, «sonst fliegt was an deinen Wasserkopf, du Drückeberger!»

Aber da war der schon mit grossen Schritten davongelaufen.

VII

«Adi wo, so ist das ja gar nicht!» sagte Driessnack, als er eine Weile später auf Martin Langs Bettrand sass und ihre Vorwürfe geduldig angehört hatte. «Glaubt ihr wirklich im Ernst, dass ich gern wieder nach Frankreich möchte? – Ich bin doch nicht verrückt! – Nein, das ist es nicht!» «Warum aber meldest du dich dann freiwillig in die Garnison?» fragte der Berliner erstaunt. Er kratzte sich dabei in seinen borstigen Haaren. «Ja, das – kann – ich eigentlich – selbst – nicht so sagen – warum .. .», kam es stotternd von Driessnacks Lippen, als hätte ihn diese Frage völlig überrascht.

«Na, einen Grund musst du doch haben!» meldete sich nun auch Engelmann. Driessnack war es, als bohrten sich des Kameraden Blidte in ihn hinein. «Einfach, weil ich es hier nicht mehr aushalten kann», wick Driessnack ihren drängenden Fragen aus.

«Aber erlaube mal», verwunderte sich Martin Lang. «Das Ersatzbataillon ist doch auch kein Sanatorium.»

«Im Gegenteil, dort hat dich der Totengräber schon wieder halb auf der Schippe!» fuhr der Berliner lachend fort.

«Ist alles schon richtig», gab Driessnack mit einem wissenden Lächeln zu, «aber mich dürfen sie gar nicht wieder an die Front stecken!»

«Wegen deiner Verwundung?» warf Engelmann ein. «Das ist doch vorbei! Da haben sie schon ganz andere wieder hinausgeschickt.»

«Den Kopf haben sie dir noch nicht amputiert», meckerte der Berliner, «also wirst du auch wieder kv.»

«An meine Verwundung denke ich dabei nicht», erklärte Driessnack ruhig, «ich habe doch selbst dem Arzt gesagt, dass ich mich schon wieder ganz kräftig fühle. Jeder von euch hat das gehört. Aber ich war doch in Gefangenschaft. Mit einem Kameraden wurde ich zusammen auf einer Patrouille geschnappt, und nach drei Tagen gelang es uns, wieder in die deutschen Linien zu kommen. Die Franzer hatten uns aber die Papiere, unsere Soldbücher, vorher abgenommen. Darum werde ich bestimmt nicht wieder an die Front kommen.» Er blickte die Horchenden der Reihe nach an.

«Hm. Das ist möglich», sagte Engelmann gedehnt, als dächte er nach.

«Nein, es ist bestimmt so», fiel Driessnack rasch und lebhaft ein. «Der Leutnant von dem Regiment, das dort in Stellung lag, wo wir in der Nacht wieder in die deutschen Gräben kamen, hat es selbst gesagt.»

«Dann wird es schon seine Richtigkeit haben», gab Martin Lang zu.

«Ich hab' auch schon mal so was gehört», bemerkte der Berliner in wichtig gehobenem Ton, «das ist von wegen dem Völkerrecht!»

«Völkerrecht?» lachte Engelmann brüsk. «Mann Gottes! Das steht auf dem Papier! Gefangene werden niedergemacht, Lazarettsschiffe versenkt, unschuldige Frauen und Kinder lässt man in Deutschland verhungern und in Belgien als Franktireurs an die Wand stellen! – Driessnack, auf das Völkerrecht versteife dich ja nicht!»

«Will ich auch nicht! Aber mein Recht lass ich mir nicht nehmen!»

«Es gibt ja auch noch andere Kriegsschauplätze», warf Lang in einer plötzlichen Erleuchtung ein, «es muss ja schliesslich nicht gerade Frankreich sein. Die russische Front ist gross genug, ein Plätzchen für dich werden sie dort schon noch schaffen. Oder wie wäre es mit Mazedonien?» Driessnack war betroffen von dieser Rede des Krüppels und spürte ein leichtes Brennen auf seiner Haut, als auch die hämischen Blicke der anderen ihn trafen.

«Ich glaube doch, Driessnack, du machst eine Dummheit! Freiwillig melden – das is meschugge!» stellte schliesslich noch der Berliner fest.

«Was wisst ihr schon davon!» wehrte sich Driessnack fast gebrochen. «Ich muss jedenfalls heim.» Und plötzlich kam ein wildes Zudien in sein Gesicht. Seine Stimme wurde schrill: «Ruhe will ich haben – Ruhe – hier drin –» Er hämmerte gegen seine Brust, verfärbte sich jäh im Gesicht und kämpfte mit bebenden Lippen seine Erschütterung nieder.

Für eine Weile sassen sie wie versteint neben ihm. Etwas Unbegreifliches, Unheimliches hielt sie alle bei diesem Ausbruch Driessnacks in der Gewalt. Vorsichtig legte endlich Engelmann seine Hand auf die Schulter des Zusammensinkenden. «Lass es gut sein, Driessnack», sprach er weich, «wir haben es nicht so gemeint. Wir nehmen es dir auch nicht übel. Mag sein, was da will! Es wunderte uns nur, dass du ...» Er brach mitten im Wort ab, denn Lang hatte ihm zugewinkt.

Es öffnete sich die Tür, und Schwester Billa erschien mit den Fieberthermometern. Langsam erhoben sie sich. Im Innersten froh über die Störung, begab sich jeder an sein Bett.

VIII

Der Zug raste an den lieblichen Dörfern und Kleinstädten des Rheintales vorüber. Stundenlang schaute Driessnack, die Stirn an das Fenster des Abteils gepresst, in das schwirrende Gewoge von grünwolkigen Gärten, blitzenden Dächern und perlmutterfarbenen Wasserflächen. Der Zug brauste immer tiefer in eine Wolke brennender Erwartung hinein.

Die Landschaft veränderte sich allmählich, verlief sich am weiten, dunstigen Horizont, die Felder bekamen ein dürftiges, kränkliches Gesicht. Häuser, arme und hässliche Ziegelsteinbauten mit schwarzen Dächern schoben sich in langen Barackenreihen zu unfreundlichen Kolonien zusammen, und drohend ballten sich die Rauchwolken am Himmel und beschatteten das ganze Land, das schwarze Revier der Ruhr.

Die Namen der Stationen klangen bekannt, aber für Driessnack waren es fremde Begriffe. Seine Gedanken gingen immer wieder in die Vergangenheit zurück, zu den Kameraden im Lazarett, in die Gräben der Champagne und am Chemin des Dames. Und der Zug raste und hämmerte, als wäre er auf der Flucht aus einer Welt des Grauens und der Schmerzen, stöhnte und ächzte im Rattern der Räder, fuhr polternd in immer neue Stationen ein, und draussen verschwammen die Wiesen, abgeerntete Felder und einsame Gehöfte langsam im bleichen Licht des Abends.

Heulend fuhr der Zug durch den langen Tunnel der Nacht. Im Abteil wurde es still. Driessnack sah durch Tabakrauch in bleiche, verhärmte Gesichter und atmete den Dunst eng aneinandergespresster Leiber. Nächte und Tage in dunklen Unterständen fielen ihm wieder ein, an die er lange nicht mehr gedacht hatte. Übermüdet drückte er sich in eine Ecke, die Mütze vor die Augen geschoben, und dämmerte ein. Aber er konnte nicht recht schlafen, der Wagen schaukelte und quietschte in den Kurven, und das Geräusch schreckte ihn immer wieder auf wie das heulende Jaulen der heranfliegenden Granaten.

Gegen Morgen schüttelte ihn ein unangenehmes Frösteln. Er war ganz allein in dem Abteil. Seine Glieder schmerzten. Er erhob sich und öffnete das Fenster. Kühle Nebelluft spülte feucht in sein Gesicht, und wie eine wohlthuende



Erfrischung rann es in seine Brust und belebte die Muskeln, dass er sich straffte und dehnte. Er trat ans Fenster und streckte die Hände und den Kopf in den hinstreichenden Wind.

Das Licht wuchs immer mehr über der flachen Ebene. Silhouetten weicher Hügelreihen lösten sich in der Ferne aus Dunst und schwachem blauem Licht, Rübenfelder schimmerten nass und in sattem Grün, es roch nach taufrischem Gras und nach umbrochener, fetter Erde. In dünnen Säulen stieg Rauch aus den Essen der Dorfhäuser, und dicht am Bahndamm entlang fuhr ein Bauer auf schmalen Wiesenpfad vorbei. Vor der Schranke an einer Dorfstrasse stand eine Schar Schulkinder, jauchzte auf, und ein Mädchen mit strohblondem Zopf warf lachend einige Blumen gegen den vorbeifegenden Zug. Driessnack wollte etwas rufen, beugte sich weiter hinaus, aber da war das schöne Bild schon wieder hinter einer Schienenschleife verschwunden.

Die Sonne brach durch die Wolken im Osten, überschüttete das Land mit klarem Goldlicht, und weit drüben, auf dem Wachberg, der flachen, sandigen Moränenkuppe, schaufelte die alte Windmühle in blauer Luft, die wie ein zarter Vorhang vor dem Rande des Bienitzwaldes stand, genau so wie damals vor 15 Jahren, als Driessnack in kurzer Hose und barfüßig in dem Dorfe dahinter Landbrot, echtes, duftendes Landbrot einkaufen ging, in Sandkullen Eidechsen und Blindschleichen fing und auf den sumpfigen Wiesen am Zschampertbach die ersten Himmelsschlüssel suchte.

Da lag nun alles wieder so nahe: Wälder, Wiesen, Steinbrüche, einsame Wirtshäuser, Bahnwärterhäuschen, ein schilfumwachsener Teich, erste Schrebergärten, die Gussstahlfabrik – Dinge und Namen, die er seit seiner Kindheit kannte wie lebende Wesen –, und er sauste vorüber, durch die bekannten Strassen viertel der Vorstädte, an Häuserschluchten hoher Mietskasernen und offenen Fenstern vorbei, aus denen Gardinenfetzen wie Fahnen flatterten, immer weiter – der Stadt seiner Heimat zu –, mitten in ihr steinernes, wild pochendes Herz.

Plötzlich zogen die Bremsen an allen Rädern an. Der Zug fuhr stossend und langsam über das Gewirr der Gleisanlagen und unzähliger Weichen. Das Abteil verdunkelte sich. Schwarz und russig wölbte sich die Riesenkuppel des Bahnhofs aus Eisenbeton und Glas über Driessnack, der mit der umgehängten Brottasche, seinem einzigen Gepäck, bereits auf dem ersten Trittbrett an der geöffneten Abteiltür stand.

Fast ohne Gedanken stand er dann auf der Strassenbahn, uninteressiert für alle Vorgänge in seiner Nähe, wie einer, der Augen und Ohren nur nach innen gerichtet hat.

Am «Deutschen Haus», vor dem Zigarrenladen, wo er sich einst die ersten Zigaretten heimlich gekauft hatte, stieg er von der Bahn. Ein Auto flitzte hupend vorbei. «Grossschlächtere Schellenbach» stand an der Seite auf dem Firmenschild. Den Namen glaubte er noch zu kennen. Einige Augenblicke blieb er am Strassenrand stehen, um in Ruhe sich umzuschauen. War er wirklich so lange fort gewesen? Nichts hatte sich geändert! Niemand sah sich nach ihm um. Eine seltsame Beruhigung kam über ihn. Er schritt über den Platz. Ein Hund streifte an ihn heran, schnupperte an seiner Brottasche und lief, mit der Schnauze am Boden, hastig weiter. Häuser und Läden glitten an ihm vorüber. Er kannte sie alle. Berneckes Gemüse Keller an der Ecke war geschlossen. An dem Rolladen klebte ein tintebeschriebenes, schon verwittertes Stück Papier: Wegen Todesfall geschlossen!

Driessnack las es: ein runzeliges Altfrauengesicht mit zahnlosem Munde tauchte aus seiner Erinnerung auf, graue Haarsträhnen, die über einem Kartoffelsack hingen ...

«Also die auch», ging es ihm langsam durch den Kopf, während er weiterlief. Und dann, als er am Briefkasten um die Ecke bog, stand er plötzlich vor der Haustür, die noch immer keinen neuen Anstrich erhalten hatte. Das sah dem Wirt, diesem Heringsbändiger, ähnlich. Er wartete wahrscheinlich, wie schon vor dem Kriege, immer noch auf bessere Zeiten.

Die Holzterrasse ächzte unter Driessnacks Stiefeln in allen Fugen. Vor den Türen der Stockwerke las er die alten Schilder. Hatte er sie nicht schon längst vergessen gehabt?

Auf dem zweiten Podest blieb er einen Augenblick stehen. Ein Eimer klirrte. Über das Gelände gebeugt, sah er vorsichtig hinauf. Es war die Mutter. Sie wischte die Stufen, eifrig, ohne sich umzusehen. Heute war ja Mittwoch.

Richtig. Mittwochs und sonnabends hatte er sie oftmals so angetroffen. Ein Lächeln erhellte sein Gesicht. Schritt für Schritt nahm er die Stufen, bedächtig, ganz ohne Eile. So wie der Briefträger immer ging, dachte er erheitert. Zwischen Wand und Eimer schob er sich neben ihrem gebeugten Rücken vorbei. Auf dem Vorplatz an der offenen Wohnungstür drehte er sich jäh vor ihr um. Sie stutzte und blickte auf. Ein glucksender Laut stieg aus ihrer Kehle – der Hader rutschte aus ihrer Hand, und mit nassen Fingern wischte sie sich über die Augen.

«Junge, mein lieber Junge!» brack es endlich aus ihr heraus, in einem hilflos erstickenden Ton, der ihren Schrecken, ihre Sorge und ihre Freude in einem verriet.

Driessnack streckte ihr hilfreich die Hand entgegen, als sie sich mühsam erhob und zu ihm heraufwankte. Aber ihr Anblick verwirrte ihn, machte ihn weich, drückte ihm die Brust zusammen, und über seine Augen hatte es sich wie ein Flor gelegt, hinter dem alles verschwamm. Er biss die Zähne zusammen, krampfte die Finger zur Faust, als müsste er gegen irgendetwas, das ihn bedrohte, losschlagen; aber es war alles umsonst, sein Wille versagte, er stand wie auf weichem, schwebendem Grund, kein Wort rang sich aus ihm heraus. Er fühlte nur die Schwere ihrer Arme um seinen Hals, die mütterliche Wärme ihres Atems in seinem Gesicht, und drückte sie schliesslich nur fester an sich, um die rinnenden Tränen vor ihr zu verbergen. Auf einmal klappte eine Tür. Da liess sie ihn los, um schnell Eimer und Scheuerhader zu holen.

«Geh in die Stube!» sagte sie noch.

Mit einer schnellen Bewegung hatte sich Driessnack umgedreht, zusammengegriffen und die Wohnung betreten. Hastig hatte er sich gerade noch die feuchten Augen am Handtuch neben dem Ausguss abgewischt, als auch schon wieder die Mutter neben ihm in der Küche erschien. Driessnack ging ans Fenster, kehrte der Mutter den Rücken zu und blickte, während er den Brotbeutel auf dem Sims ablegte, in den Hof auf das Hintergebäude.

«Das ist doch Theses Anna, die dort am Fenster sitzt? Was hat denn die für eine schwarze Brille auf», sagte er fast gleichgültig. Die Mutter stand schon am Gasherd und hob klirrend die eisernen Ringe vom Kocher.

«Das ist eine traurige Geschichte, Paul!» antwortete die Mutter, mit dem Anbrennen der Flamme und dem Füllen eines Topfes beschäftigt. «Hab‘ ick dir das nickt geschrieben? – Das arme Mädél wird blind. Sie hat keine Ahnung und hofft immer noch. Zwei Monate hat sie in der Augenklinik gelegen. Es ist immer schlimmer geworden mit ihr. Jetzt hat sie bloss noch einen Schimmer. Schlimm auch für die Eltern, so etwas erleben zu müssen.»

«Draussen haben auch schon viele das Augenlicht verloren, Mutter!» Driessnack hatte sich auf den Stuhl zwischen Fenster und Küchentisch gesetzt und zog sich die Stiefel von den Füßen.

«Aber so ein junges Ding! Neunzehn Jahre! Und so ein hübsches, anständiges Mädchen!» erwiderte die Mutter gerührt.

«Das ist den Kugeln draussen auch egal. Darauf kommt es nicht an, Mutter!» Sie schwieg, stellte Tassen, Brot und ein wenig Rübenmus auf den Tisch. «Wir haben nicht mehr, Paul!» sagte sie endlich traurig und setzte sich mit an den Tisch. «Du hättest schreiben sollen. Auf einmal bist du da!» Ihre Augen glänzten und glitten liebevoll über seine ganze Gestalt, während er sich das Brot strich. «So braun siehst du aus! Ordentlich dick bist du geworden! – Und du bist doch verwundet gewesen? War es schlimm, hast du viel Schmerzen gehabt?»

Die Falten auf ihrer Stirn vertieften sich. Driessnack blickte auf und war fast erschrocken von der Blässe ihres Gesichts.

«Mutter, es ist vorbei!» beruhigte er sie. «Zwei Splitter im Rücken – sie sind entfernt – ich habe Glück gehabt.»

«Im Rücken?» fragte sie besorgt. «Der Sohn vom Oberlehrer Schwarze unten ist auch durch eine Kugel verletzt worden. Das ist schon ein halbes Jahr her. Sie haben ihn an der Wirbelsäule operiert. Er wird nun wohl zeitlebens an einem Stock gehen müssen.»

«Hatte er sich nicht kriegsfreiwillig gemeldet? – Nötig gehabt hat er es nicht! Er war doch noch Gymnasiast!» warf Driessnack kaudend ein.

«Freilich, das ist es ja eben! Nun machen sich seine Eltern die schlimmsten Vorwürfe», erzählte die Mutter lebhaft. «Als er kaum ein paar Tage im Schützengraben war, schrieb er die furchtbarsten Briefe nach Hause. Seine Mutter kam immer ganz aufgelöst zu mir herauf und las sie mir weinend vor. Als ob ich nicht selbst den Kopf schon voll genug gehabt hätte! Er schrieb: so wie es in den Neuesten Nachrichten stünde, sähe es gar nicht in einem Schützengraben aus. Das wären alles hundsgemeine Lügen, was sie in den Zeitungen schrieben, und wenn er das vorher gewusst hätte, würde er sich nicht gemeldet haben. Du kannst dir denken, wie das auf die Eltern gewirkt hat, sie waren doch immer, ehe ihr eigener Sohn hinauskam, so sehr für das Durchhalten gewesen. – Schliesslich hat aber eine Schwägerin dem Jungen heimlich Bescheid geschrieben, er sollte doch, wenn er seine Mutter gesund wiedersehen wollte, ja nicht solche Briefe weiter schreiben, auch wenn es die Wahrheit wäre. Frau Schwarze schlief zuletzt keine Nacht mehr, ass nicht mehr richtig und lag viel zu Bett. ‚Was mein Gustel draussen nicht hat, brauch’ ich auch nicht zu haben!‘ wehrte sie immer ab, wenn sie sich um sie sorgten. – Ja, und siehst du, als dann der Junge ganz anders schrieb, war sie wieder beruhigt. Bis eben dann der arme Mensch das Unglück hatte, so schwer verwundet zu werden.»

«C’est la guerre!» nickte Driessnack in Gedanken verloren vor sich hin. «Was sagst du?»

«Ich meine, das ist nun mal so – der Krieg!»

«Du musst doch nicht etwa wieder hinaus?» stiess sie angstvoll hervor.

«Das weiss ich nicht genau!» gab er ruhig zur Antwort. «Zunächst fahre ich ja morgen zum Ersatzbataillon. Dann werden wir schon sehen!» «Morgen schon? Hast denn du keinen längeren Urlaub?» In zitternder Sorge stand sie neben ihm, ihre verarbeitete, runzelige Hand mit den bläulichen hochstehenden Adern um seinen Oberarm gekrampft, als wollte sie ihn festhalten.

«Nein, ich bin ja bloss auf einen Sprung hier», erklärte er und lächelte, «eigentlich sollte ich vom Lazarett direkt in die Garnison fahren. Aber du lagst nun mal so am Wege».

«Dass sie dich nicht etwa dafür bestrafen!» unterbrach sie ihn verängstet. Er schüttelte den Kopf: «Nein, Mutter! Ich bin bestimmt nicht der einzige, der das macht. Und schliesslich sind ja jetzt auch nicht mehr die Zeiten wie am Anfang des Krieges!»

«Ja, die Leute munkeln so allerhand», bestätigte sie mit aufgehelltem Gesicht, «wir haben ja gar nichts mehr zu essen. Selbst auf die Lebensmittelkarten bekommt man jetzt kaum noch etwas zu kaufen. Auf dem Lande fangen sie schon an zu plündern. Und in den Granatfabriken haben die Arbeiter bereits ein paarmal gestreikt. Sie unterdrücken das alles, keine Zeile kommt davon in die Zeitung, aber man erfährt es doch!»

«Es muss schon so kommen, Mutter. Anders wird kein Schluss!» sagte Driessnack hart. «Denn das Volk hat in Wirklichkeit nur einen Feind: das sind die Minister, Diplomaten – die ganze Regierung. Die haben den Hass unter den Völkern erfunden. Nur diese Herren! Sie lassen das Blut von Millionen fliessen, aber dem Hunger können sie doch nicht befehlen! Schliesslich sind wir ja auch kein Volk von Hungerkünstlern. Einmal müssen wir auch den Hunger satt haben!»

«Aber es ist doch jetzt auch draussen immer furchtbarer geworden», meinte die Mutter. «Neulich erzählte ein Urlauber auf der Strassenbahn, mit Flammenwerfern würden die Menschen lebend verbrannt, und mit hundert Tanks auf einmal fahren sie jetzt aufeinander los. Das wäre so wie mit Dampfwalzen. Keiner hat etwas darauf gesagt, sie hörten sich das ruhig an, als ginge es sie gar nichts an.»

«Weil sie es sich nicht vorstellen können, Mutter!»

«Hast du auch schon so Furchtbares erlebt?» fragte sie in stockender Angst. Driessnack spürte plötzlich ein Hämmern in der Brust. Sollte er ihr erzählen, was sie niemals hätte begreifen können? Nein, sie verging ja schon so fast vor Angst. Es war doch seine Mutter, die vor ihm sass. Ein Lächeln stand plötzlich in seinem Gesicht, als er ihrem gequälten Blick begegnete.

«Weisst du, wenn es vorüber ist, wird es auch schon wieder vergessen», er lächelte mit einem Achselzucken, «was soll mir denn noch passieren? Ich bin doch bei dir, in der Heimat.»

Plötzlich verspürte er ein inneres Wanken, ein haltloses Zerfliessen, das ihn

weich und widerstandslos machte. Langsam stand er auf, während sie das Geschirr beiseiteräumte.

«Else kommt erst abends», erzählte die Mutter weiter, «die Tischzeit ist ihr zu knapp. Im Geschäft wird allerhand von ihr verlangt. Die Mädchen müssen jetzt arbeiten wie die Männer.»

Driessnack wunderte sich. An die Schwester hatte er noch gar nicht gedacht. «Ist sie denn noch immer bei Krey und Co.?» erkundigte er sich gähnend. «Es bleibt ihr ja nichts anderes übrig, Paul. Wir brauchen doch das Geld. Ja, wenn Vater noch lebte.. ,»

Er war schon in die Stube getreten und hatte die Tür hinter sich zugeklappt. Erstaunt sah er sich einen Augenblick, an den Tisch gelehnt, zwischen den vier Wänden um, als sei es ein fremder Raum. Ein kühler Glanz von Sauberkeit lag über den Möbeln. Nur das Bild des Vaters über dem Schreibtisch lächelte, von Sonne beschienen, ihm wie grüssend zu, und hinter den blanken Scheiben des Schrankes standen in bunter Reihe die vielen Bücher, in derselben Ordnung, wie er sie bei seinem Auszug ins Feld zurückgelassen hatte. Vorsichtig trat er an den Schrank und, ohne die Tür geöffnet zu haben, studierte er die Titel auf den Leinenrücken. Früher hatte er geglaubt, dass er es ohne Bücher nicht aushalten könnte, sie hatten erst seinem Leben den richtigen Sinn gegeben. Aber heute? – Namen, nichts als Namen und zwischen den Einbanddecken Worte, leere Worte. Hatte er nicht schon längst alles vergessen? Im Dunkel und Elend der Grabennächte, im Irrsinn des Trommelfeuers, im Gestank und zotigen Schmutz der Ruhequartiere war so vieles untergegangen, zertreten und bedeckt worden, was einst rein in seiner Seele gebrannt hatte. Kunstgeschichte – Philosophie – Ethik – gab es denn das noch in einer Zeit, die Europa in einen Leichenhaufen der Kultur verwandelt hatte? Langsam wendete er sich ab.

Auf dem Sofa verfiel er in ein sinnendes Träumen. Es war so still um ihn, nur draussen in der Küche hörte er die Mutter hantieren. Aber das Geräusch störte ihn nicht. Mit aller Kraft seiner Gedanken versuchte er, sich in die Vergangenheit zu retten. Hier in dem Zimmer stand doch noch alles an seinem alten Platz. Nichts hatte sich verändert: die Blumen vor dem Fenster, das Muster der Gardinen, der Stuck an Decke und Wänden, die tickende Wanduhr, die Nippesfiguren auf dem Vertikow – alles noch wie früher, wie damals, als er neben der Lampe an schweigenden Abenden sass, über die Bücher gebeugt, bis tief in der Nacht der Vater von hinten unbemerkt an ihn herantrat und die Lampe vor seiner Nase verlöschte. Hatte er nicht draussen sich unzählige Male zitternd gefragt, ob er das alles wiedersehen und wiedererleben würde? Nun war er doch da, lag und wartete, willig und bereit, in sich aufzunehmen, was er solange vermisst und schon für immer verloren geglaubt.

Er atmete tief, seine Brust hob sich, und er lauschte, ob die Dinge nicht sprechen und ihn wieder mit ihrem Dasein beglücken wollten, damit er es fühlte:

es ist ja vorbei! Gerettet! Gerettet! – Aber alles blieb fern, unnahbar und fremd. Verzweifelt schloss er die Augen, mit Gewalt wollte er die alten Bilder vor sich zwingen. Da kamen sie auch, undeutlich, verschwommen, verändert, halb zerstört; aber sie hafteten nicht fest. Wie hinter Nebel und grauen Schleiern glitten sie langsam vorbei, Schatten – nur Schatten, die in Nichts zerflossen.

Unruhig warf sich Driessnack auf die Seite, der Wand zu. Ein unbenennbares Gefühl nagte an seinem Herzen, es kroch aus Angst, Verzweiflung und Vereinsamung hoch. Der lastende Druck, der wie ein Alp in ihm lag, liess nicht nach; so sehr er auch in sein Innerstes hinein flehte, die Ketten sprangen nicht, er blieb ein Gefangener, ein rettungslos mit unsühnbarer Schuld beladener Mensch.

Er erhob sich wieder. Die Füsse glitten schwer von dem Lager. Den Arm auf das Kopfkissen gestützt, blieb er ohne Entschluss sitzen. Die Sonne fiel in dünnen Strahlen durch das Maschengewirr der Gardinen. Verloren blickte Driessnack schräg durch das Fenster in den blauen Himmel über den gegenüberliegenden Dächern. Ich darf mich nicht so gehen lassen, dachte er für sich hin, ich muss dagegen angehn. Sonst passiert noch etwas! Was will ich denn? Was bin ich denn? – Ich bin ein Soldat! Und Krieg ist doch Krieg! – Oftmals hatten sie sich das auch draussen, fast mit denselben Worten, gegenseitig gesagt, wenn einer anfangen wollte, über Gott und die Welt zu philosophieren. Wie hätten sie sonst ihr Leben länger ertragen können, wenn sie nicht die Wahrheit dieser Worte anerkannt hätten!? Im Grunde genommen kam es im Kriege wie im Leben. Den einen schlug es nieder, der andere kam durch. Und wen es traf, der war eben weg! Anders zu denken, war gefährlich. Ein Soldat denkt überhaupt nicht, er schießt und überlegt sich nicht, dass auch er erschossen werden kann. Der Krieg ist überhaupt kein Problem, womit man sich den Kopf zerbrechen musste. Hatten sie das nicht alle so oft draussen gesagt? Die Welt ging doch weiter auch ohne diese Gedanken! War das nicht sonderbar?

Driessnack richtete sich im Sitzen auf, strich mit der Hand über das Kopfkissen, als müsste er etwas hinweg schieben. Aber es half nichts. Die Gedanken in ihm hämmerten weiter. Er trat ans Fenster, sah auf die Strasse hinab; aber nichts lenkte ihn ab. Ich bin in den Krieg gezogen wie Hunderttausende, sprach es in ihm, und habe wie Hunderttausende ohnmächtig und mit zusammengebrochenen Zähnen in den Gräben gesessen und nicht an das geglaubt, wofür ich kämpfen, morden und sterben sollte. Aber ich bin hinausgegangen. Ob freiwillig oder unter Zwang, in der Wirkung bleibt es sich gleich; denn jeder, der für den Krieg eintritt oder an ihm teilnimmt, ist verdammt, besinnungslos das Leben anderer Menschen zu zerstören. So habe auch ich geopfert – zerstört – gemordet. Ohne Notwendigkeit, mit Wollen, mit vollem Bewusstsein.



H. Perrotin

Hätte ich hier im Lande einen Menschen getötet, wäre ich ein Mörder und würde geköpft, weil ich es aber in den Gräben tat, in ein paar hundert Kilometer Entfernung, werde ich ein Held genannt und mit dem Eisernen Kreuz belohnt.

Die Hände auf den Fenstergriff gepresst, sah Driessnack verloren durch die Scheiben. Ein leichtes Schauern rann ihm den Rücken herunter, ein Gefühl traurigen Alleinseins stieg in ihm auf, und die Müdigkeit hing sich immer schwerer in seine Kniekehlen. Wieder liess er sich auf das Sofa gleiten. Auf dem Rücken liegend, schloss er sofort die Augen. Zwischen Träumen und halbem Schlaf verschwammen die letzten Bilder seiner Gedanken. Lautlos verschwanden sie in der Dunkelheit, die wie eine schwarze, undurchdringliche Wolke das Bewusstsein umhüllte.

Hinter dem schwarzen Vorhang aber begannen glühende Punkte aufzuleuchten. In feurigen Bahnen schossen sie hoch, Sternchen auf Sternchen, eine wilde, jagende Meute roter, gelber und grüner Feuerkugeln, näher und immer grösser, bis sie fallend in Nacht tauchten oder in sprühende Garben zerplatzten. Kein Laut brach aus der Stille, die sich nur immer schreckhafter erhellte und jäh wieder verfinsterte. Auf einmal zerriss das Schweigen. Erde und Luft dröhnten von dem Krachen explodierender Granaten, die mit Katzengeheul heranfauchten. Schreie aus menschlichen Kehlen kreischten auf und erstickten in dem Toben. Das Geratter unsichtbarer Maschinengewehre knatterte los, Pfeifen schrillten, ein Mensch schrie auf, dicht neben Driessnack, der sich in eine Erdmulde presste, eingewühlt in den zähen, teigigen Schlamm, und plötzlich gab die Erde in weitem Umkreis nach, zum Entsetzen Driessnacks, der langsam und ohne Widerstand in ein riesiges Loch glitt. Unaufhörlich kollerten Schollen polternd nach, begruben ihn, verschütteten ihn, und fern verlor sich der Lärm in ein undeutliches Wummern. Dumpf verhallten klagende Rufe, und immer unheimlicher wuchtete die Last nachbrechender Erde auf Driessnacks Brust. Er wollte schreien, öffnete den Mund, aber sofort hatte er sich mit Schlamm gefüllt, der wie ein aufquellender Knäuel jeden Schrei in die Brust zurückpresste. So lag er eine Ewigkeit lang in Qual und Todesfurcht. Plötzlich legte es sich wie ein Schatten über ihn – ein Rauschen von wehendem Tuch drang an sein Ohr, der Alpdruck liess nach, seine Hände konnten sich wieder bewegen, er konnte wieder atmen, in tiefen, erlösenden Stössen, und nur eine schwere Betäubung nebelte noch in seinem Kopf. Langsam kehrte er aus dem Spuk des Traumes in die zunehmende Helligkeit denkenden Bewusstseins zurück.

Verstört öffnete er die Augen. Die Mutter stand neben ihm, dicht über sein Gesicht gebeugt, und schaute auf ihn in fassungsloser Furcht hernieder. Sie strich behutsam über seine Stirn, und ihre Hand zitterte.

«Das ist doch entsetzlich, Junge! Was ist denn mit dir passiert?» rief sie hilflos. «Du redest doch ganz irres Zeug!»

Sofort sprang Driessnack wie ein Ertappter auf: «Was denn? – Wieso denn? Nichts war es, gar nichts, Mutter!»

Sie schüttelte nur, als wäre ihr alles unfassbar, den grauen Kopf.

«Ich habe doch bloss geträumt!» Er lachte gequält. Seine Augen waren von flackernder Angst erfüllt. Nur mit einem kurzen, unsteten Blick streifte er das Gesicht der Mutter.

«Ja, im Traume passiert allerhand!» stiess er rauh hervor.

«Schlimm ist das. Deine Nerven haben gelitten!» ängstigte sie sich, während sie mit gefalteten Händen auf einem Stuhle sass.

«Das gibt sich wieder, Mutter!» lachte er gutmütig. «Du lieber Himmel! Wenn es nicht mehr ist als das .. .»

Er versuchte nachzudenken, was er im Schlafe gesagt haben könnte; aber es fiel ihm nichts ein. Direkt fragen wollte er nicht . . .

Beunruhigt stand er auf, fuhr sich mit der Hand in die Haare und zupfte sich die Kleider zurecht.

«Was wolltest du denn überhaupt von mir, Mutter?» fragte er dann mit einem Seitenblick in den Spiegel. Er sah darin, dass ihr Gesicht noch blass war; aber sie schien sich schon beruhigt zu haben und nicht den geringsten Argwohn zu haben.

«Ich wollte dich nur fragen, ob das in dem Brotbeutel dein ganzes Zeug ist, was du wieder mitgebracht hast?»

«Ja, Mutter! Als ich verwundet wurde, hatte ich nicht mehr bei mir. Den Tornister hatte ich im Unterstand liegen.»

«Deine schöne Wäsche, die ich dir damals kurz zuvor noch geschickt hatte, ist also verloren?» fragte sie, als könnte sie ein solches Unglück gar nicht fassen. «Hast denn du nicht wenigstens die neuen Strümpfe angezogen? Zum Wechseln der Wäsche hat man euch doch sicherlich immer noch Zeit genug gelassen?»

«Mutter, das hat doch alles nichts mehr zu sagen!» erwiderte er gequält und vorwurfsvoll. «Darum haben wir uns draussen wahrhaftig nicht so sehr gekümmert!»

«Ja, ja, das glaub' ich schon!» erwiderte sie kleinlaut, fast beschämt. «So hab' ich es auch nicht gemeint. Ich wunderte mich nur, was du sonst mitgebracht hast. Dinge, die dir doch gar nicht gehören und dich nichts angehen.» Mit tastender Hand griff sie in die Tasche ihrer Hausschürze. «Was anderes ist doch das nicht, hier!» Ahnungslos reichte sie ihm die Papiere und das Familienbild des Franzosen Gordoin. «Was ist denn das überhaupt für eine Photographie? Wie kommst du zu so etwas?»

Wie ein Ertappter blieb Driessnack mitten auf seinem Gange durch das Zimmer stehen, einen Atemzug lang, dann war er mit einem Satz neben der Mutter und riss ihr wild das Bündel aus der Hand. Das Blut schoss ihm heiss in den Kopf, und eine besinnungslose Wut zudrue einige Augenblicke lang über sein Gesicht. Das Herz stiess ungestüm gegen die Wände der Brust. Sein Atem keuchte.

«Das verflucht – das geht – dich gar nichts an!» gurgelte er zwischen den Zähnen kaum verständlich hervor.

Die Mutter fühlte entsetzt seine Blicke wie Messer auf sich eindringen und wich einen Schritt zurück. Fassungslos stand sie seinem hemmungslosen Ausbruch gegenüber.

Driessnack hatte sofort das zusammengepresste Bündel in seine Hosentasche gedrückt und ging, während die Mutter wie in einer Anwandlung schwindelnder Schwäche aufs Sofa sank, einige Male schnaufend zwischen Tür und Fenster hin und her. Mitten in seinem Aufruhr gewährte er aber ihr erbarmungswürdiges Aussehen.

Sofort hatte er sich wieder gefasst und hielt vor der Sitzenden inne.

«Aber Mutter!» sagte er weich, mit einem inneren Beben und legte den Arm um ihre Schulter. «Das durftest du nicht tun!» Mit grosser Mühe schluckte er weiter nach Worten. «Frage auch nicht! Ich weiss sonst nicht, was ich dir erzählen soll!» Mit einem tiefen Blick flehte er sie an. Ohne ein Wort liess er sich neben ihr nieder und legte die Hände auf ihren Schooss.

Ratlos, in einem hoffnungslosen Sinnen, sah sie ihn an, feuchten Schimmer in den Augen. Kein Wort kam über ihre Lippen, kein Zug belebte ihr Gesicht, es war wie versteinert in untröstlicher Trauer und lautloser Sorge. Langsam zog Driessnack seine Hände aus ihrem Schooss, um sich gefasst aufzurichten.

«Später – Mutter – später!» versuchte er sie zu trösten. «Ich muss erst ruhiger werden – jetzt ist alles noch so nah – so lebendig –»

Aus tiefer Vereinsamung sah sie bekümmert zu ihm auf. Die Angst ihres Mutterherzens glitt in schmerzvollem Beben über ihr Gesicht. Doch zärtlich und wortlos strich sie mit welcher Hand über den Kopf ihres Sohnes.

«Die Hauptsache ist doch, dass ich dich wieder habe», sagte Driessnack beherrscht, und gefestigt stand er auf.

Ein Schimmer von Lächeln glitt aus ihren Augen: «Ja, mein Junge!» Ihr Gesicht verklärte sich, als sie sich langsam erhob.

Während Driessnack nach einem Buch im Schranke griff, ging sie wieder in die Küche hinaus. Gebeugt und mit müden Schritten.

IX

In der Frühe des nächsten Morgens verliess Driessnack das Haus der Mutter. Es war ein schwerer Abschied. In inniger Umarmung hielt sie lange noch den Sohn umfasst, als befürchtete sie, ihn für immer von sich geben zu müssen. Er lächelte unbekümmert und tröstete sie mit leicht hing gesprochenen Worten. Noch niemals hatte ihn ein so starkes Gefühl der Sicherheit erfasst, als gerade in diesen Augenblicken.

«Du kannst es schon glauben, Mutter», versuchte er sie immer wieder zu beruhigen, «an die Front komme ich nicht mehr. Ich kenne jetzt den Dreh und werde mich bei dem Ersatzbataillon schon durchsetzen. Ich weiss es bestimmt, das Ende des Krieges erlebe ich in der Heimat.»

Willig und gläubig schaute sie zu ihm auf; aber als er dann mit einem Lächeln sich noch einmal auf den Treppenstufen nach ihr umschaute und die schweren Tritte seiner Nagelstiefel auf dem Flur unten verhallten, brach auf einmal wieder die Trostlosigkeit und Verzagtheit ihres Herzens in Tränen aus. In der Stube drinnen war es so einsam und leer, genau so wie damals, als er noch draussen in den Gräben lag. Und sie sass wieder in der Edie des Sofas, hingegen nur der Schweigsamkeit ihrer Angst und sinnend über vielen zweifelnden Ahnungen.

Driessnack jedoch fühlte sich vollkommen unbeschwert. Seine Stirn glänzte in Heiterkeit, und die Augen spürten lebhaft und aufnahmebereit in die Landschaft hinter den Abteilfenstern des Zuges, mit dem er die Stadt seiner Heimat verliess. Urlaubstage lodeten in greifbarer Nähe, und diese frohe Zuversicht scheuchte jeden Missmut, noch ehe er in ihm aufstand. Hatte er nicht einen berechtigten Anspruch auf Urlaub? Nach der langen Lazarettzeit und den zehn Monaten Aufenthalt an der Front? Ja, so lange war es schon wieder her seit dem letzten Urlaub. Da konnte doch kein Schreiberling etwas dagegen sagen. Es gehörte sich doch so – es war einfach der Dinge Lauf.

Aber so glatt, wie er sich es gedacht hatte, verlief sein Aufenthalt im Ersatzbataillon doch nicht. Das Leben des Frontsoldaten hing, auch wenn er als Ambulanter in die Garnison zurückgekehrt war, von denselben Tüdien, Zufällen und Notwendigkeiten ab, in die er sonst verstrickt war. Das wurde Driessnack in kurzer Zeit klar. Unmittelbar nach seiner Ankunft hatte er erfahren, dass die Mehrheit des Mannschaftsbestandes in der riesigen Kompanie, der er zugeteilt worden war, aus Drückebergern bestand. Manche von ihnen hielten schon jahrelang ihre Stellung in der Heimat und hatten noch keinen Schuss Pulver gerochen. Sie machten nicht einmal ein Hehl daraus und lächelten nur impertinent, wenn offen darüber gesprochen wurde. Sie fühlten sich, wie es schien, in unantastbarer Sicherheit und betrachteten es als eine Selbstverständlichkeit, dass immer wieder nur die ehemaligen Verwundeten nach kurzer Gastrolle in der Heimat jenen gefürchteten Ersatztrupps zugeteilt wurden, die wöchentlich an die Front abgingen. Auffällig war es, dass sich unter diesen «Unabkömmlichen» vor allem einflussreiche Geschäftsleute, Söhne von Bauern und Handwerksmeister befanden. Unter den Frontsoldaten kreiste darum das hartnäckige Gerede: wer über das nötige «Schmieröl» verfüge, könne mit Leichtigkeit die verschwiegene Gunst des Kompaniefeldwebels erobern. Wer aber keine «Fettbeziehungen» habe, sei und bleibe für das «vollgefressene Mastschwein im Büro» nur eine «kriegsverwendungsfähige Erkennungs-marke», eine Nummer, geeignet nur zur Notierung in einer «amtlichen Verlustliste». Solche Verachtung und Verbitterung klangen durch alle Kantinengespräche, vor allem dann, wenn sich die Verwundeten beim Mittagessen unter sich wussten; denn jeder von ihnen fürchtete die Macht dieses Feldwebels, der inmitten eines Stabes von gepfleg-

ten Schreibern nach Gutdünken über das Schicksal von mehr als tausend uniformierten Menschen entschied. Bei den Generaluntersuchungen der Kv.-Kommission, die in immer kürzeren Zeitabständen angesetzt wurden, sass er hinter den Ärzten, eine riesige Liste in den Händen, und gab unverständlich geflüsterte Auskunft über jeden einzelnen Mann aus der Kompanie. Und so mancher, der von den Ärzten bereits als felddienstfähig erklärt worden war, wurde durch einen geheimen Zwischenruf dieses machtvollen Mannes nachträglich doch noch als unabhkömmlich befunden, weil er nach der ungeprüften Aussage des Feldwebels Bursche oder Pferdehalter eines Garnisonoffiziers sein sollte oder in der Intendantur, in den Lazaretten, Schreibstuben und Handwerkereien eine unersetzliche, eingeübte Kraft darstellte, die man ohne peinlichen Einspruch vorgesetzter Behörden nicht so ohne Weiteres austauschen könnte.

Driessnack stieg die Galle hoch, wenn er aus dem Munde erfahrener Kameraden, die diesen Betrieb schon länger kannten, solche Geschichten vernahm. Aber sie trösteten ihn; denn er sei doch erst seit kurzer Zeit in der Garnison, und ausserdem bestünde für ihn die Möglichkeit, überhaupt dauernd garnisondienstfähig erklärt zu werden. Sie hatten von ihm die aussergewöhnlichen Umstände seiner Flucht aus französischer Gefangenschaft erfahren und glaubten bestimmt, dass seine Eingabe an die Intendantur, die er bald nach seiner Ankunft eingereicht hatte, Erfolg haben werde.

Durch solche Reden ermutigt, wiegte sich Driessnack allmählich in eine geniesserische Behaglichkeit hinein. Ja, es gab Tage für ihn, wo er unbekümmert um die Zukunft sich ganz und gar der wohlthuenden Sorglosigkeit und dem ziellosen Nichtstuertum eines Menschen hingab, für den alles, wonach er sich in schlechteren Zeiten geseht hat, glücklich in Erfüllung gegangen ist. Nur der Gedanke an den erhofften Urlaub verfinsterte manchmal noch sein Denken; aber schliesslich war es doch besser, er machte den Feldwebel durch ein voreiliges Urlaubsgesuch gar nicht erst unnötig auf seine Person aufmerksam. Die ganze Luft, in der er hier atmete, war ja so verpestet von Korruption, Niederträchtigkeit und Heimtücke, dass jeder Appell an die Gerechtigkeit darin ersticken musste. Die Zeiten hatten sich seit Kriegsausbruch gewaltig verändert; alle niederen Leidenschaften der Menschen waren brutal an die Oberfläche des Lebens getreten. Der Hunger peitschte Hunderttausende bereits an die Ränder der Gräber, und die Angst vor dem «Heldentod» entnervte den letzten Mann. Tag für Tag verging, Woche reihte sich an Woche, die Zeit verrann in Gleichförmigkeit und für Driessnack immer mehr in wunschloser Apathie. Er hatte inzwischen wegen Überfüllung der Kaserne ein Privatquartier beziehen müssen, da er vorläufig noch zu keinem Dienst herangezogen wurde. Bei seiner Abneigung gegen den Lärm, das enge Beieinanderleben und den auf die Stunde eingeteilten Ablauf des Tages in der von chaotischem Geruch erfüllten Kaserne war ihm der Umzug ganz willkommen erschienen. Nun brauchte er

doch nur zu den Essenszeiten und aller zehn Tage zum Abheben seiner Löhnung in der Kaserne zu erscheinen. Leider aber war die Schlafstelle, die er bei Frau Questenberg bezog, nur ein kleines einfenstriges Zimmer, das, wie er nach der ersten Nacht feststellen musste, vollkommen verwandt war. Ein Unteroffizier, namens Rothe, im Zivilberuf Fleischermeister in einem kleinen Orte an der Elbe, jetzt aber im Büro eines Proviantamtes als Schreiber tätig, war sein Mitbewohner. Sie sahen sich jedoch nur früh und abends.

Von ihrer geräumigen Wohnung hatte Frau Questenberg, deren Mann seit zwei Jahren in Russland als Landwehrmann stand, drei Zimmer an Soldaten vermietet, für die die Militärbehörde, pünktlicher als es sonst ein Untermieter tut, den Zins bezahlte. Diese Soldaten und Unteroffiziere waren am Tage fast nie daheim, verliessen in der Frühe sehr zeitig die Wohnung und kehrten erst abends von ihren Dienststellen nach Hause. Frau Questenberg überliess den Zimmerbewohnern, die nach ihrer Meinung als Soldaten für peinliche Ordnung, Sauberkeit und häusliche Pflege sowieso keinen dankbaren Sinn zeigten, das Bettenmachen und Säubern der Stuben selbst. Das schloss aber nicht aus, dass sie zuweilen in masslose Wutausbrüche geriet, wenn sie bemerkte, dass wieder einer dieser ungehobelten Vaterlands Verteidiger mit den schmutzigen Stiefeln im Bett gelegen oder ein anderer die plüschene Tischdecke als Schuhbürste benutzt hatte.

Gegen Abend war in den Stuben, die immer von mehreren Soldaten zugleich bewohnt wurden, ein tolles Treiben, ungehemmter noch als in den Mannschaftsstuben der Kasernen. Johlen, Schreien, Lachen, Gesang von Soldatenliedern und zotigen Schlagern, sogar Ziehharmonikagequitsche erfüllten die Räume. Frau Questenberg sass dann meistens verbittert in der Küche zwischen ihren zwei blassen Kindern, schluckte den Ärger herunter, ohnmächtig und niedergedrückt; denn mancher von den Soldaten spendete bei Gelegenheit ein Kommisbrot, ein Kochgeschirr voll «blauen Heinrich» oder gar ein Stück Wurst, das aus irgendeiner Schwarzschlachtung stammte. Gerade die Bauernburschen, die noch die honorigen Herren spielen konnten, erlaubten sich die tollsten Spässe. Gegen diesen schäumenden Lärm, gegen diesen Orgasmus rücksichtsloser Betäubung durfte Frau Questenberg nichts unternehmen. Der Hunger und ein Blick auf ihre Kinder machte die Frau immer wieder klein und demütig. Aber gegenüber Driessnack, der sich bewusst abseits des wüsten Treibens hielt und meistens tagsüber lesend daheim sass, machte sie ihrem Herzen oftmals Luft. Sein Wesen war von einer ganz anderen Art, ihm konnte sie vertrauen, er hörte sie stets mit verständnisvollem Ernst an. Aber helfen konnte er ihr auch nicht. Im guten hatte er schon versucht, die Kame raden zur Vernunft zu bringen; aber ein höhnisches Lachen liess ihn bald verstummen. Und als er gar einmal mit harten Worten in einen Tumult hineinfuhr, schnauzten ihn zwei Unteroffiziere nieder, kraft ihrer hervorgehobenen

Stellung, die ihnen die Tressen verliehen. Für Driessnack war das kein Wunder: es waren Kerle mit dauerhaften Druckposten, die noch keinen Schützengraben gesehen hatten.

Zu dieser Sorte gehörte auch Rothe, sein Bett Nachbar im Hinterzimmer. Trotz seiner Uniform konnte er den behäbigen Familienvater nicht verleugnen; im Gegenteil, er spielte sich sogar oft als treu besorgter Vater seiner Kinder und als liebevoller Ehemann auf, wenn ihn Sonntags seine Familie vollzählig besuchte. Seine Frau, die ihn immer ehrlich bedauerte, weil er nun schon so lange das ungemütliche Dasein eines Soldaten führen müsse, kam niemals mit leeren Händen. Dicke Pakete mit Wurst, Butter, Fett und Brot hinterliess sie nach jedem Besuch.

Jeden Abend und Morgen holte Rothe diese Bündel aus dem verschlossenen Schubfach der Kommode hervor, und Driessnack, der nur von der armseligen Nahrungsrations der Kaserne leben musste, durfte dann dem mit vollen Backen schmatzenden Zimmergenossen zuschauen. Rothes stark gerötetes, fett-schwammiges Gesicht, aus dem die Augen nur noch wie schmale Ritze listig blinzelten, strahlte in breitem Lachen, wenn er Driessnack von seinen guten Beziehungen zu Landwirten erzählte. Sein spitzgewölbter Bauch quoll aus dem geöffneten Uniformrock und stiess bei jeder Bewegung elastisch wie ein Gummiball gegen die Tischkante. Driessnack sah das alles mit sehr klaren und wachen Augen; unterdrückte aber jedes Wort, das den Essenden hätte beleidigen können. Urbehaglich, aufdringlich laut, immer gut gelaunt und gleichbleibend war Rothes Wesen. In der Unterhaltung mit Driessnack mied er jedes Gespräch über den Krieg und seine bitteren Folgen; seine Gedanken kreisten nur um gutes Essen, zotige Witze und Weiber, die er kennengelernt und mit denen er sich amüsiert hatte.

Aber eines Abends, als sie wieder beim Abendbrot am Tisch zusammensassen, erlebte Driessnack eine unbegreifliche Überraschung. Rothe säbelte mit dem Messer eine dicke Scheibe Hartwurst ab, schob dem verdutzten Driessnack lächelnd die Butterdose zu und lud ihn zum Essen ein. Driessnack sah plötzlich in ein gutherzig glänzendes Gesicht, machte nicht viele Worte und griff gierig zu. Während er ass, räusperte sich Rothe einige Male verlegen, als wüsste er nicht, wie er das harmlose Zwiegespräch in eine gewünschte, bestimmte Richtung lenken könnte. Trotz des Eifers, mit dem sich Driessnack einen Bissen nach dem anderen in den Mund schob, war ihm die Verlegenheit des anderen, der ihn so forschend ansah, nicht entgangen.

«Was blicken Sie mich denn so an?» erkundigte sich Driessnack schliesslich lächelnd. «Ich haue wohl ein bisschen zuviel ein? Das hätten Sie wohl nicht gedacht?»

«Ach wo! Gar nicht! – Langen Sie nur zu! Es ist doch genug da!» beschwichtigte Rothe Driessnacks Bedenken. «Ich wollte Sie bloss mal etwas fragen!» Er druckste und hüstelte einen Augenblick lang nach Worten und beugte sich

mit dem Oberkörper näher über den Tisch herüber. «Wir haben uns doch – meine ich – bisher ganz gut verstanden. Und ich glaube, bei unserer Kameradschaft werden Sie es mir auch nicht abschlagen!»

«Was denn?» unterbrach Driessnack neugierig geworden.

«Na, sehen Sie –», Rothe gab sich einen Ruck und legte los, «es handelt sich um ein Mädchen, das ich im Waldschlösschen kennengelernt habe. Ein kleiner, fescher Käfer! Kurz und gut – die Kleine will partout mal hier zu mir auf die Bude kommen. Ich hab’ es ihr ausreden wollen, aber Sie wissen doch auch: die Weiber sind jetzt ja so meschugge. Der lange Krieg – und keine richtigen Männer mehr da – der Teufel – an jeden grauen Tuchfetzen hängen sich jetzt gleich ein paar. Na ja – und da dachte ich, dass Sie mal heute abend verschwinden und ins Städtchen gehen.» Driessnack hatte den Teller mit der Wurst von sich geschoben. Er fühlte, wie sich das Blut in seinem Herzen staute. Das sagte ihm so einer! Ja, draussen wäre das etwas anderes gewesen! Aber hier war es eine Frechheit! Während Rothe noch sprach, schossen diese Gedanken Driessnack blitzschnell durch den Kopf. Gleich darauf aber hatte er sich wieder anders besonnen. Während er sich erhob, antwortete er in einem Ton bewusster Überlegenheit: «Aber nicht die ganze Nacht!»

«Um Gottes willen!» rief Rothe befriedigt aus. «Wenn Sie bis 12 Uhr wegbleiben, klappt die Sache!» In gehobener Laune klopfte er Driessnack jovial auf die Schulter. «Meinetwegen können Sie auch auf meine Kosten ein Glas Bier trinken!»

«Das ist nicht nötig!» wehrte Driessnack brüsk ab und trat einige Schritte zurück. «Aber wenn Frau Questenberg dahinterkommt, geht mich die Sache nichts an!»

«Selbstverständlich nicht!» beeilte sich Rothe zu versichern. «Was denken Sie denn? – Als ich das Zimmer noch allein hatte, habe ich doch immer meinen Budenzauber gehabt. Und immer ohne Zwischenfall! So nach Mitternacht, wenn alles in der Wohnung schlief, schaffte ich dann die Mädels wieder vor die Haustür. Sie mussten sich dann immer ein Paar von meinen wollenen Socken über die Schuhe ziehen, damit man kein Geräusch auf dem Korridor hörte. Und selbst wenn die Alte, die ja nebenan in der Küche schläft, von den Geschichten etwas weis gekriegt hat, so durfte sie mir doch nichts sagen! – Kunststück –.» Rothe zeigte lachend auf seine Essvorräte. – «Damit hab’ ich ihr für immer das Maul gestopft. Das Zeug ist doch heutzutage Gold wert. Die Weiber gehen daran wie die Fliegen auf den Leim.» Er meckerte ein befreites Lachen, dass sein dicker Leib schütterte.

Driessnack fühlte: dieser Mensch war ihm widerwärtig. Aber eine seltsame Hilflosigkeit zwang ihn, zu schweigen. Eigentlich verdiente der Kerl einen Schlag in das dummdreiste Gesicht. So dachte Driessnack. Aber nichts verriet seine Gedanken.

Während Rothe lebhaft weiter plauderte, machte sich Driessnack schon schweigend fertig zum Weggang. Zielloos lief er dann durch die Strassen, wie er es immer tat, wenn ihn nach stundenlangem Lesen am Tage eine unerklärliche Unruhe unter Menschen und in den Lärm der Strassen trieb. Meistens fand er sich dann in einem Theater ein, wo an die vor dem Portal wartenden Verwundeten kurz vor Beginn der Vorstellung Freikarten auf übriggebliebene Plätze verteilt wurden. Unfreiwillig wurde Driessnack Zeuge der Gespräche, die vornehm gekleidete Damen und Herren in den Pausen führten. Und was ihm dabei in die Ohren drang, waren keine Schmeicheleien für einen Menschen, der nur eine abgetragene Muskotenuniform trug. Seit seinem kurzen Aufenthalt in der Heimat hatte er schon oft feststellen müssen, dass der Feldsoldat, von Entbehrung, Strapazen, Verwundung und Kleidung äusserlich unsympathisch gekennzeichnet, für den zivilen Menschen im vierten Jahr des Krieges keinen Pfifferling mehr galt. Der Feldgraue hatte nur noch draussen an den Fronten seinen Wert – wenigstens solange er den Heeresberichten Anlass gab, Siegesmeldungen zu verkünden. Und damit war es in der letzten Zeit recht kärglich bestellt. Die letzte deutsche Maioffensive, die zwischen Soissons und Reims in grossem Stil vorgetragen worden war, hatte sich Mitte Juli, trotz aller beschönigenden Verschleierungstaktik der Presse, langsam in einen verlustreichen Rückzug der deutschen Armeekorps verwandelt, weil sie der Übermacht des Kriegsmaterials und dem riesenhaften Zuwachs der aufs beste ausgerüsteten Amerikaner trotz aller bewundernswerten Zähigkeit keinen dauerhaften Widerstand mehr entgegensetzen konnten.

Jeder einsichtsvolle Mensch, der sich nicht mehr von der skrupellosen Durchhalteparole der Kriegsgewinnler und der stupiden Unkenntnis der Stammtischpolitiker das Gehirn vernebeln liess, sah längst das für Deutschland ungünstige Ende des langen Krieges herannahen. Täglich hörte Driessnack auch aus dem Munde der von den Fronten eben eingetroffenen Verwundeten die bittere Wahrheit, die in den Zeitungen noch immer verkleinert, verfälscht oder totgeschwiegen wurde. Eine immer stärker anschwellende Abneigung gegen die sinnlose Fortsetzung dieses Blutbades kam zum Ausbruch. Demonstrationen für den Frieden, Hungerparaden der Kriegskrüppel, Frauen und Kinder, wenn auch von Polizeigewalt nach Möglichkeit unterdrückt, waren bereits zu einer täglichen Erscheinung in den Strassen geworden.

Und trotzdem zogen noch immer – Driessnack beobachtete es auch an diesem Abend – in der verhüllenden Dämmerung der anbrechenden Nacht neue Ersatztruppen sang- und klanglos durch die Stadt nach den Güterbahnhöfen, wo sie nach den Fronten verfrachtet wurden. Schweigend sah Driessnack ihnen von einer Strassenecke aus hinterher, während sie, von keinem Menschen und keinem Ruf begleitet, im Schatten einer schweigenden Parkallee verschwanden.



den. Zumeist waren es blutjunge, schmalgesichtige Menschen, denen die Uniform faltig um die unterernährten Glieder hing. Ohne Tritt stolperten sie wie eine stumme, wahllos zusammengetriebene Herde über das Pflaster dahin, tief gebeugt unter der Last des schweren Gepäcks. Nein, Driessnack zweifelte nicht: diese Achtzehnjährigen waren das letzte Aufgebot, das der Krieg nicht zum Kämpfen, sondern nur noch zum Sterben auf seine blutgedüngten Felder rief. Driessnack ging mit schweren Gedanken durch die schwarze Stille eines erstorbenen Strassenviertels. Früher, als er mit seinem Regiment die Garnison verlassen musste, waren sie noch mit Blumen in den Gewehrläufen und Knopflöchern hinausgezogen, und keiner hatte damals, als sie in singenden, grauen Kolonnen aus der Stadt marschierten, daran gedacht, dass man auch den Toten auf ihrem letzten Wege zum Friedhof diese blühenden Grösse mitzugeben pflegt. Heute jedoch erschien es Driessnack, als wäre es ein Aufmarsch der Toten gewesen, der schattenhaft an ihm vorübergezogen war. Driessnack hatte plötzlich den Wunsch, lebenden Menschen näher zu sein. Er beeilte sich und überschritt bald die grosse Brücke, die am Schloss in die Hauptstrasse der inneren Stadt mündete. Auf gut Glück steuerte er, von Lampenlicht angelockt, einem grösseren Bierhaus zu. Beizende Tabakwolken wehten ihm an dem Eingang des Portals entgegen. Aus einer Gruppe von Johlenden schob sich

ein junges Mädchen an ihn heran, hakte ihn unter und lächelte dreist in sein Gesicht. Unwillig entzog er sich ihrem Griff und ging auf einen Ecktisch zu. Eine Kapelle mit Blasinstrumenten schmetterte zackige Militärmärsche in den Bierdunst. Soldaten, Zivilisten, Dienstmädchen, Verkäuferinnen, getröstete Kriegerwitwen, dazwischen «bayrische Dirndeln», die als sächselnde Kellnerinnen mit Kränzen von Bierseideln durch das Gedränge steuerten, sassen in der Runde; manche innig umschlungen, die Gesichter gerötet, andere lärmend und in wüstem Streit, als hätte der Nachbar seine Ohren mit Wachs verstopft. Driessnack schaute angeregt in das Treiben, paffte befriedigt den Tabakrauch über das Glas mit Dünnbier und fühlte sich wieder wohl. Das war doch jene Stimmung, die sie alle liebten, wenn sie nach den Tagen im Schützengraben in den Etappenkantinen sassen. Alles schien vergessen, überschrien von ungehemmter Lustigkeit, und das Herz schlug nur noch in frohem Takt. Man lebte – wollte leben, schäumend, jung, ungebunden. Und sie grölten sich heiser im Gesang:

Wenn mich die Welt nur heute mag,
Morgen ist auch ein Tag...
Heute ist heut!

Driessnack leerte manches Glas, schwatzte sich selig in das Gespräch einer Tischrunde hinein und lobte die Stunden, die gedankenlos schwanden. Noch vor Mitternacht aber verliess er das Lokal. Er hatte kein Nachtzeichen und durfte nach zwölf Uhr keiner Patrouille begegnen. Auf der Brücke wehte ihm ein kalter Wind entgegen. Das tat gut, aber die Kühle der Nacht ernüchterte ihn. Von der Lutherkirche schlug es in harten Schlägen zwölf Uhr, gerade, als er sich seinem Quartier in der Böhmischen Gasse näherte. In seinem Zimmer angekommen, zog er sich leise im Dunkeln aus. Das Gaslicht nach 10 Uhr abends anzuzünden, war verboten. Frau Questenberg sah streng darauf, dass ihr schmaler Geldbeutel durch keine Übertretung geschröpft wurde. Driessnack trat in den schmalen Gang zwischen den Betten, die längs der Wände standen. Als er schon nach der Bettdecke griff, stutzte er jäh. Im schmalen Lichtfächer des Mondscheins, der sich über Rothes Bett breitete, lag ein Mädchen, regungslos, mit geschlossenen Augen und schien nicht einmal zu atmen. Daneben der schlafende Unteroffizier, der, dem holden Wesen den Rücken zugekehrt, gegen die Wand schnarchte. Driessnack musste, nachdem er sich von der ersten Überraschung erholt hatte, still in sich hineinlächeln. Der Gegensatz zwischen dem schlafenden Paare war erheiternd. Ein lieblicher Anblick!

Vorsichtig beugte sich Driessnack näher über die Schlafende. Ihre entblösten Arme lagen weich in den Falten der Bettdecke und schimmerten in schneeiger Blässe. Blondes Haar rann gelöst über das schwellende Fleisch der Brüste, die sich zur Hälfte unter dem Spitzenansatz des Hemdes verbargen. Eine Ruhe tiefer Erschöpfung lag über dem schmalen Mädchengesicht wie ein Hauch;

aber in die Mundwinkel hatten sich zwei scharfe Schattenstriche wie feine Furchen gegraben.

Driessnack wendete sich lautlos ab und liess sich langsam auf dem Rand seines Bettes hernieder. Mit bedächtigen Bewegungen zog er die Bettdecke über seinen Körper. Als er endlich lag, hörte er das Herz in seiner Brust ganz deutlich hämmern. Er sah und lauschte aus dem Kissen zu dem Bett hinüber. Wenn er die Hand hinüberstreckte, hätte er den rechten Arm des Mädchens berühren können. So nahe lagen sie beieinander. Manchmal, wenn der Mond für Augenblicke hinter kleinen Wolken verschwand und das Zimmer völlig verdunkelte, sah er die Liegende trotzdem, als schlafe sie im Lichte eines Leuchtens, das aus seinem Innern über sie hinfloss.

Sein Blut fing an, zitternd zu singen. Das Herz schlug in schnellerem Takt. Sein ganzer Körper spannte sich in allen Fasern. Willenlos gehorchte er der Stimme seines Blutes und streckte den Arm aus dem Bett. Langsam näherten sich seine Finger dem lockenden Weiss der fremden Haut. Und plötzlich berührten seine tastenden Fingerspitzen mit ängstlicher Zärtlichkeit die straffe Rundung des Mädchenarmes. Erschrocken zog Driessnack die Hand zurück. Das Mädchen hatte aufgeschrien. Gedämpft nur und erstickt. Aber mit einem Ruck sass sie hoch, verstört, tief aufatmend. Driessnack schloss die Augen. Aber er hörte, wie das Mädchen Rothe weckte, der brummend zu sich kam. Er zischte ärgerlich; aber mit leiser, unverständlicher Stimme. Driessnack lag ruhig und wagte kaum einen Atemzug. Neben ihm knisterte es, die beiden erhoben sich und traten in das Dunkel an den Fussenden der Betten. Flüsternd kleideten sie sich an. Sie schienen zu glauben, dass Driessnack fest schlief und nichts wahrgenommen habe. Nach einer langen Weile, während der Driessnack jeden gedämpften Laut lauernd in seinen Ohren auffing, verliessen sie das Zimmer. Sofort drehte sich Driessnack der Wand zu und wartete.

Wieder ging leise die Klinke der Tür, die in den Angeln fein quietschte, und Rothe zog sich gleich darauf die Hosen herunter. Auf nackten Sohlen tastete er sich an sein Bett. Ganz deutlich hörte Driessnack das Fiepen seines asthmatischen Atems, als er sich niederlegte ...

Rothe war dock wirklich naiv, bei aller Frechheit dock ein dummer Kerl. Mit diesem Gedanken schlief Driessnack ein.

X

Täglich traf Driessnack in der Kaserne Leute seines Regiments, die aus den Lazaretten entlassen worden waren. Er sah unter ihnen auch bekannte Gesichter. Wenn er sich aber kurz darauf wieder einmal nach einem der Namen erkundigte, hiess es auch schon: «Der ist mit dem letzten Transport wieder hinaus!» In den Bürostuben fielen sie der Reihe nach fast ausnahmslos der Kv.-Kommission, der gefürchteten «Mordkommission», schnell wieder zum

Opfer. Aber Driessnack fühlte sich sicher. Seine Eingabe an das stellvertretende Generaloberkommando lief noch immer auf dem Instanzenweg. Vier Wochen bereits.

Eines Abends jedoch, nach dem Löhnungsappell und der Dienstaussage, liess ihn der Feldwebel aus der Front der angetretenen Kompanie herausrufen. Driessnack lief eiligst über den Hof auf das Verwaltungsgebäude zu. Jetzt musste er erfahren, dass er für dauernd garnisondienstfähig erklärt worden war. Etwas anderes konnte es gar nicht sein. Heftig atmend trat er in das Büro und stand, die vom Kopf gerissene Mütze in den Händen drehend, in unbeherrschter Erregung vor dem Feldwebel, der ihn im Augenblick wütend anglotzte.

«Mensch, nehmen Sie die Knochen zusammen!» brüllte der Dicke los. Driessnack fuhr zusammen und gehorchte dem Befehl. Der Feldwebel sah ihn schon nicht mehr an und peitschte in Haufen beschriebenen Papiers. Zwei gegenüberstehende Schreiber duckten sich tiefer und schielten von unten vorwurfsvoll nach Driessnack.

«Sie gehen mit dem nächsten Transport zu einem Feldrekrutendepot! Sie sind doch Gefreiter Driessnack?» stiess der Feldwebel endlich kurz hervor.

Für Sekunden war der Angeredete erstarrt.

«Jawohl – Driessnack – Herr Feldwebel!» stammelte er dann. Seine Hände glitten suchend und in nervösem Zittern an seinem Rock auf und ab. «Aber ich bin doch nicht felddienstfähig, Herr Feldwebel! Von mir liegt noch eine Eingabe bei der Intendantur, worin ich...»

«Weiss ich! Brauchen Sie mir gar nicht zu erzählen! Auf die Antwort können wir lange warten!» unterbrach ihn der Vorgesetzte mit rohem Auflachen.

«Aber Sie sind auch nicht d. gv. – Also was wollen Sie?»

«Auf meinen Bescheid warten!»

«Bestimmen das Sie?» Der Feldwebel lief rot an. «Was haben Sie überhaupt getan bisher, seitdem Sie bei uns sind?»

«Ich wurde zu keinem Dienst herangezogen!» antwortete Driessnack achselzuckend und ruhig, in jäher Beherrschung.

«Schlagen Sie mal einen anderen Ton an, Sie –», drohte der Feldwebel mit einem heimtückischen Seitenblick. Wieder fuhren seine geschwollenen Hände wie Maulwürfe in Akten und Listen auf der Tafel des Tisches herum. Driessnack war verstummt, und auch der Feldwebel schwieg, als wäre für ihn die Angelegenheit erledigt. Nach einer ganzen Weile erst, während der nur die raschelnden Federn der Schreibenden zu hören waren, blickte sich der Feldwebel wieder nach dem noch immer hinter ihm Stehenden um und spielte den Überraschten.

«Was wollen Sie noch?» – Diese Worte klangen schon beruhigt, und Driessnack schöpfte schnell neuen Mut.

«Ich möchte Herrn Feldwebel bitten, mir doch noch so viel Zeit zu geben, bis ich einen Bescheid erhalten habe. – Ich war doch in französischer Gefangenschaft –»

«Mein Gott, hören Sie doch bloss mit dem Kram auf!» schnitt ihm der Feldwebel, bereits wieder ärgerlich geworden, die Rede ab. «Das weiss ich ja! Haben Sie mir schon mal erzählt! – Für mich gilt aber nur, was in Ihren Papieren steht. Sie sind nach Ihrer Verwundung für gv. erklärt worden, aber nicht für dauernd in der Heimat. Und als Garnisondienstfähiger, dazu als aktiv gedienter Soldat und Gefreiter, kann man Sie in einem Rekrutendepot hinter der Front gut zur Ausbildung gebrauchen. – Ja, ich muss Sie sogar hinaus-schicken. Leute, wie Sie, werden von draussen direkt angefordert. Und die Geschichte mit Ihrem Gesuch wird dann schon draussen erledigt werden. – Das Rekrutendepot in der Etappe ist doch kein Schützengraben.»

Driessnack schluckte diese Worte wie übel schmeckende Beruhigungspillen. Aber in seinem Innern revoltierte es weiter. – Jedoch, was konnte es nützen, wenn er laut auf beehrte? Er bekam kein Recht. Das wusste er aus langer Erfahrung. Gegen diese papierne Maschine half kein Widerstand. Wieder einmal diktierte der militärische Zwang – ein Befehl hatte ihn gepadct, ein Befehl, der zum Schicksal wurde, vor dem es kein Entrinnen gab. Und war es denn Furcht, was ihn jetzt erfüllte? Nein – nicht mehr! Der Tod war ihnen draussen längst zu einer Gewohnheit geworden.

Driessnack überlegte und wunderte sich, mit welcher Kühle er dann die Worte sprach: «Herr Feldwebel, ich habe noch keinen Urlaub gehabt. Darf ich darum noch bitten?»

Der Feldwebel nickte, befriedigt von der Wandlung, die er an Driessnack feststellte: «Sollen Sie haben. – Also drei Tage! – Morgen treten Sie den Urlaub an! Und in fünf Tagen geht der Transport ab! – Verstanden?»

Driessnack verliess den Raum, ohne noch ein Wort zu sagen.

«Wenigstens diese Galgenfrist noch», seufzte er für sich hin, als er über den Kasernenhof schritt, um mit ohnmächtigen Gedanken heimzugehen.

XI

Der Urlaub war kurz. Die Mutter hatte viel geweint, gepeinigt von Schmerz, dass der Sohn wieder in das Verderben hinaus musste. Und Driessnack hatte sie viel getröstet. Während der drei Tage hatte er auch die Wohnung nicht ein einziges Mal verlassen, als hätte er sich vorgenommen, die Mutter in keiner Stunde allein zu lassen. Seine Militärsachen hatte er während der Zeit abgelegt und einen Zivilanzug angezogen. Mit aller Macht sollten die Erinnerungen an die Vergangenheit, an das Zusammenleben daheim, wieder auferstehen und

die Gedanken an die Zukunft, auch im Herzen der Mutter, verwehen. Aber es hatte alles nichts genützt. Die Stunde des Abschieds lag wie ein Schatten über jedem Gespräch zwischen Mutter, Sohn und Schwester. Und als sie endlich schlug, war es eine Trennung voll tiefster Wehmut und Bitternis.

Driessnack atmete befreit auf, als das alles hinter ihm lag und der Zug in den Bahnhof der Garnisonstadt einfuhr. Als er durch die hohe Vorhalle zum Strassenausgang schritt, sah er vor einem Fahrplan an der Wand einen lesenden Feldgrauen stehen, der neben sich zwei grosse, lange Pappkartons abgestellt hatte. Driessnack stoppte, starrte sekundenlang auf den breiten Rücken des Soldaten und näherte sich ihm langsam von der Seite. Wirklich! Das war doch Blohm! Der leibhaftige Blohm! Derb schlug ihm Driessnack mit der flachen Hand von hinten auf die Schulter. Blohm fuhr zusammenschreckend jäh herum. Aber sofort hatte sich sein Gesicht auch schon wieder erhellt.

«Junge, mach keinen Spass! – Paul, bist du's tatsächlich?» Sein Gesicht glänzte in aufrichtiger Freude.

Driessnack legte in einer stürmischen Aufwallung den Arm um die Schulter des alten Kameraden.

«Ich hab' mir es doch immer gedacht, dass wir uns mal wiedersehen», jubelte er laut. «Aber was machst du denn Gutes?»

Blohm blickte auf einmal ganz verfinstert vor sich hin.

«Beschissen, Mensch! – Bin schon wieder dran! Parti à Paris! – Übermorgen!»

«Du auch? – Übermorgen? – Mach keinen Witz!» Driessnack war blass vor Erstaunen.

«Ja, und ich hatte so einen schönen Posten!» bedauerte Blohm mit fast weicher Stimme. «War abkommandiert in eine Lebensmittelstelle. Ganze sechs Wochen hat der Spass gedauert, und nun ist's aus!» Driessnack sah den Kameraden an.

«So schaust du auch aus. Hast richtig Fett angesetzt!»

Blohm lächelte. «Junge, wenn ich dir das erzähle! Es war ein Schlaraffenland. Bloss dieser Hund von einem Leutnant...aber ich glaube, wir gehen am besten mal rüber in den Wartesaal. Bier trinkst du doch noch? Was, Paul?»

Selbstverständlich trank Driessnack Bier, selbstverständlich war er sofort einverstanden. Dieses Zusammentreffen war doch ein Lichtblick. Sonderbar, wie sich sein ganzes Wesen auf einmal erwärmt hatte.

In der Ecke des grossen Wartesaals schütteten sie sich bei Bier und Buchenlaubgequalm gegenseitig ihre Herzen aus. Von der Vergangenheit ihrer gemeinsamen Fronterlebnisse sprachen sie nur wenig, auch über der Erzählung von ihrer Lazarettzeit verloren sie nur geringe Zeit. Was sie beide am heftigsten bewegte, war das Neue, die drohende Abfahrt beider nach Frankreich. Blohm staunte masslos, als Driessnack ihm erklärte, dass sie beide eigentlich gar nicht wieder hinausgeschickt werden dürften, und mit unbändiger Wut

schilderte Driessnack dem gespannt horchenden Kameraden den Auftritt mit dem Feldwebel der Genesungskompanie, in deren Liste, wie sich herausstellte, auch Blohm geführt wurde. Da Blohm aber abkommandiert gewesen war, hatte sich niemals eine Gelegenheit zu einer Begegnung zwischen beiden gefunden.

Blohm war, wie er erzählte, nicht ganz ohne eigene Schuld um die Gunst eines Vorgesetzten gekommen; aber er bereute sein Verhalten durchaus nicht, trotzdem er gerade darum ebenfalls jenem Trupp zugeteilt worden war, der als Ausbildungsersatz in ein Feldrekrutendepot geschickt werden sollte.

«Glaub mir, mein Lieber», beteuerte Driessnack, «mit dir zusammen fällt mir der Rutscher an die Front nun gar nicht mehr so schwer!»

«Ist schon richtig! – Das sage ich auch», stimmte Blohm zu. «Aber die Hauptsache ist und bleibt, dass die Geschichte mit dem Rekrutendepot keine Finte ist. Bei Landsers erlebt man doch allerhand. Meistens kommt es anders, als du denkst! – Aber das sage ich dir: ein zweites Mal schmeissen sie mich nicht wieder in den Schlamassel!»

Driessnack zog die Stirn in Falten und riss die Augen gross auf.

«Denkst du etwa, ich hätte Lust? – Aber zweie, wie wir beide, werden sich schon durchhauen.»

Die Gewissheit gemeinsamen Schicksals verband sie wieder innerlich und liess ihre Herzen nun im gleichen zuversichtlichen Takte schlagen. Sie protesteten sich immer wieder fröhlich zu, begannen immer wieder dieselben Gespräche und waren sich einig in ihrer Verachtung und Wut. O dieses Drückbergertum der Heimkrieger!

«Aber das ist noch gar nicht das Schlimmste. Ich wenigstens kann mich darüber nicht ehrlich entrüsten», versicherte Blohm mit Offenheit. «Weisst du, Paul, die Schiebung, der Betrug – das ist es, was so gemein ist. Kannst du dir Leute denken, die Kartoffeln waggonweise an Gastwirte verschieben, Säcke voll Mehl verschwinden lassen, Margarine, Butter und Konserven verramschen, während die Landser draussen Kohldampf schieben und hier die Menschen auf den Strassen vor Hunger Umfallen? Ich kenne diese Schwarzfahrer mit Portepee und Tressen. – Ich selbst habe ihnen bei diesen Geschichten helfen müssen – Befehle sind heilig – und habe nicht mucksen dürfen. Alles bloss wegen der verdammten Angst, sonst ins Feld geschickt zu werden. – Hat mir's aber geholfen? – Eine Schweinerei ist das, sage ich dir! Von unten bis oben ist alles faul. Du weisst, wo der Gestank herkommt – kannst aber nichts dagegen machen.» «Ich glaub' schon, dass es so ist», nickte Driessnack, «die Spatzen pfeifen es ja von den Dächern. Aber sie haschen nur die Kleinen, die armen Weiber, die sich auf Hamsterfährten ein bisschen Milch oder ein Säckchen Kartoffeln ergattern.»

«Siehst du, da hast du es!» erregte sich Blohm. «Aber da fällt mir was ein.» Mit einem listigen Blinzeln kniff er die Augen zusammen und zeigte auf sein

Gepäck neben dem Stuhl. «Was denkst du wohl, was in den beiden Kartons da drin ist?» Er lachte und verzog den Mund zu einer seltsamen Grimasse.

Driessnack zuckte uninteressiert mit den Schultern.

Blohm schielte ihn spitzbübisch an.

«Alte Wäsche von meinem Feldwebel!» Ein Lachen unterbrach seine Worte. «So sagte er, als ich die Pakete bei ihm abholte. Ich soll sie zu seiner Frau bringen und einen schönen Gruss bestellen. Der Halunke! – Aber diesmal hat er kein Glück mit mir. Seitdem ich weiss, dass ich abgelöst bin und wieder hinaus muss, ist mir alles Wurscht. Ich habe die Kartons heut nachmittag erst mal zu meiner Frau geschafft, und dort haben wir hineingeguckt. Mensch, Paul, was denkst du wohl, was meine Augen sahen?»

Driessnack horchte gespannt und hielt den Mund vor Neugier offen.

«Speckseiten, Kaffee, Butter, Reis – Fressalien, alles geklaut aus dem Militärdepot.»

«Tatsächlich?» Driessnack schöpfte erregt nach Luft. «Und was hast du da gemacht?» stotterte er flüsternd.

Blohm sah sich vorsichtig in der Nachbarschaft des Tisches um und beugte sich näher an das Ohr des Horchenden.

«Selbstverständlich geteilt, alles halbiert! Was anderes gab es doch nicht! Mensch, meine Alte hättest du sehen sollen!»

Driessnack runzelte die Stirn. «Wenn man dich nun aber dafür sackt?»

«Junge, das soll er mal wagen!» grollte Blohm mit einem Drohen im Gesicht.

«Ich hab’ doch nur einen Dieb bemaust. So dumm ist der nicht. Der hält hübsch die Klappe.»

«Allerdings», lächelte Driessnack, «es bleibt ihm gar nichts anderes übrig.»

Blohm stiess den Kameraden schroff mit der Faust in die Rippen. «Und weisst du, Paul, jetzt schnüren wir das Zeug noch einmal auf. – Du sollst auch deinen Teil bekommen.»

Ganz ruhig, als sei es eine Selbstverständlichkeit, hatte Blohm seine Absicht geäussert. In Driessnacks Kopf wirbelten ein paar Gedanken durcheinander. Aber nur wenige Sekunden.

«Meine Mutter wird nicht böse sein, wenn ich ihr noch so etwas schicke!» schloss er laut seine Überlegung. «Aber hier geht es nicht!»

Blohm reckte sich und sah nach der grossen Uhr an der Wand.

«Es wird Zeit, Paul. Die Frau Feldwebel wird schon lauern, wo ich herkomme. – Also los, trink aus! – Am besten, wir gehen in einen Abort, wo wir uns einschliessen können. Messer hab’ ich, und deinen Mantel gibst du mir mit. Ich packe dir alles hinein.»

Sie hatten es auf einmal sehr eilig, riefen die Kellnerin und zahlten. In einem der grossen Waschräume gegenüber den Bahnsteigen verschwand Blohm in einer Abortzelle, nachdem Driessnack dem Kameraden in einem unbeobachteten Augenblick seinen Mantel gegeben hatte. Blohm hatte die Tür von innen

verriegelt, und Driessnack wartete davor mit grosser Ungeduld, unaufhörlich mit dem Ordnen seiner Kleidung beschäftigt, um so seinen längeren Aufenthalt in dem Raum unauffällig erscheinen zu lassen. In einem günstigen Moment, den Driessnack dem Kameraden durch leises Pochen an die Tür verriet, trat Blohm mit den verschnürten Kartons wieder heraus, indem er rasch den Mantel an Driessnack zurückgab. Ohne jede Hast verliessen sie den Ort. Vor dem Hauptportal an der Strasse, neben der Haltestelle der Droschken und Dienstmänner, standen sie noch eine kurze Zeit schwätzend und lachend beisammen. Mit einem kurzen «Servus! Also übermorgen!» trennten sie sich schliesslich.

Driessnack begab sich sofort auf kürzestem Wege in sein Quartier. Im Zimmer der Questenbergischen Wohnung angekommen, verriegelte er die Tür. Dann packte er die seltenen Reichtümer aus allen Taschen des Mantels aus. Mit erstaunten und glänzenden Augen mass er ein mindestens zwei Pfund schweres Stück Speck, eine Tüte Kaffee, ein Stüde Butter, drei Büchsen Konservenfleisch und ein Säcklein voll grosskörnigen Reis. Nachdem er alles in ein festes Paket verschnürt hatte, verstaute er das kostbare Geschenk unter der Bettdecke seines Lagers, schloss wieder die Tür auf, setzte sich an den Tisch und schrieb an die Mutter einige Zeilen. Ohne gestört worden zu sein, beendete er den kurzen Brief mit den Worten:

. . . und diesen letzten Gruss aus der Heimat schickt Euch mit aller Herzlichkeit
Euer Paul.»

Am frühen Vormittag des nächsten Tages brachte er dann die Sendung auf ein Postamt.

Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen ...

(Soldatenlied)

I

Eine solche Abfahrt an die Front hatten Driessnack und Blohm noch nicht erlebt. Im Dunkel der Nacht waren sie mit dreihundert Mann durch die menschenleeren Strassen der Garnisonstadt marschiert. Von den schweigenden Häuserwänden hallte nur der Tritt der schleifenden Nägelstiefel als Echo zurück, keine Hand winkte, kein Ruf ging hinter ihnen her. An der Rampe des Güterbahnhofes in der Neustadt wartete eine lange Kette schwarzer Wagen. Sie waren schnell gefüllt. Niemand hielt sich bis zur Abfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig auf. Die Fenster aller Abteile blieben geschlossen. Die Nacht war kalt. Ein feuchter Nebel rieselte und dämpfte das Licht der wenigen Bogenlampen. Die Lokomotive piffte, der Zug setzte sich ächzend und stossend in Bewegung. Die lange Nachtfahrt durch Deutschland begann.

Am Abend des nächsten Tages erst fuhren sie in Trier ein. Hier wurden sie noch einmal verpflegt. Dann ging es weiter. Zwischen den Rebhügeln des Moseltales keuchte nun der Zug durch eine stille Mondnacht. Nach Stunden kamen sie in Diedenhofen an. Gegen Mittag hatten sie Longuyon erreicht. Auf dem Bahnhof war Leben. Sie warteten lange; plötzlich hiess es: «Alles aussteigen!» Kaum hatten die ersten mit ihrem Gepäck die überfüllten Wagen verlassen, als auch schon ein wildes Geheul ausbrach, Flakgeschütze bellten und weisse Geschosswölkchen am blauen Himmel unsichtbare feindliche Flieger verrieten. Bestürzt rettete sich alles wieder in die Deckung der Wagen. Lauernd sassen sie wieder auf den Bänken der Wagen. Ein Lazarettzug mit verhängten Fenstern fuhr in langsamem Tempo auf einem Nebengleis vorbei – nach Osten. Keiner wagte es, hinauszusehen. Die Bahnhofshalle, eben noch von laufenden Menschen erfüllt, war plötzlich ganz ausgestorben. Nur der Zug mit dreihundert Menschen stand auf den Schienen. Verlassen, verloren, preisgegeben dem krackenden Tode aus den Lüften. Aber es geschah nichts. Niemand hörte den Einschlag einer abgeworfenen Bombe. Das wütende Belfern der Abwehrgeschütze liess nach und verstummte bald ganz. Ein Leutnant rannte schon wieder draussen am Zug entlang. Türen öffneten sich. Gruppen überschritten eiligst die Gleise und formierten sich schreiend auf dem Platz vor dem Bahnhofsgebäude zur Kompaniekolonne. Ohne Tritt ging es weiter durch den Ort, in die Staubwolke einer endlosen Landstrasse hinein. Ein mühsamer Marsch auf schlechten Wegen begann. Die Strassen waren zerfahren und voll Löcher, und langgestreckte Hügelreihen reihten sich aneinander. Nach dem langen Sitzen und Kauern in den engen Eisenbahnwagen waren die Glieder steif geworden, der Marsch ohne Halt wurde allen zur Qual. Endlich erreichten sie das stark zerschossene Dorf Villers, wo in wenigen unversehr-

ten Scheunen und Gehöften Fuhrparkkolonnen, Artilleriemannschaften und Kompaniebüros untergebracht waren. Aber die Hoffnung, dass hier die Wanderung ein Ende habe, wurde zunichte gemacht. Ohne Aufenthalt verliessen sie den Ort am anderen Ende. Bald aber, hinter Mangiennes, wohin sie nach einer Stunde kamen, bog die Spitze der Kolonne von der Landstrasse ab. Auf einem breiten Wiesenweg näherten sie sich der fernen Wand eines riesigen Waldes, dem Bois de Moraigue. Durch dichtes Untergehölz erblickten sie im Schutze hoher Bäume eine kleine Barackenstadt. Neugierig kamen ihnen Soldaten entgegen und grüssten sie mit Schweigen. Das Rekrutendepot II hinter der Verdunfront nahm sie auf.

«So, nun kann das Gipsverladen beginnen!» meinte Blohm missmutig, als er sich neben Driessnack in einer der Baracken sein Lager bereitete.

«Ach, weisst du», antwortete Driessnack ruhig, «ich will es mir gern gefallen lassen, wenn sie uns nur bis zum Friedensausbruch hier liegenlassen.»

Blohm hatte sich bald orientiert und genügend erkundigt. Die Antworten der «Alten», die schon länger hier lagen, hatten ihn einigermassen befriedigt. Natürlich gab es «Gips»; aber das war noch lange nicht so schlimm wie auf den Kasernenhöfen der Heimat. In der Nacht fror Driessnack, trotzdem er eine brauchbare, dicke Decke sich übergezogen hatte. Auch Blohm warf sich unruhig auf seinem Lager herum, als könnte er ebenfalls nicht einschlafen. War es das Grollen der fernen Front, der sie sich auf einmal wieder so nahe wussten, oder war es nur die schauernde Kühle der Herbstnacht, die durch die Ritzen der Bretterwände drang, dass sie eine so fremde Kälte bis unter die Haut spürten? Sie wussten sich keine Antwort; grübelten aber noch lange für sich hin, ehe sie endlich übermüdet in Schlaf sanken.

So, wie sie es erwartet hatten, war es auch. Die nächsten Tage wurde viel exerziert, auf Übungswerke gestürmt, Arbeitsdienst verrichtet, Sachen gereinigt. Und nachts war Ruhe. Die Verpflegung war leidlich; denn sie wurde wenigstens regelmässig, zu den gewohnten Tagesstunden, ausgegeben.

Der dritte Tag nach ihrer Ankunft war ein Sonntag. Der Feldweibel behauptete es wenigstens bei der Dienstaussgabe am Abend vorher. Exerzieren und Arbeiten war nicht angesetzt worden. Ein Teil der Kompanie wurde nur zum Gottesdienst in die Kirche eines rückwärts gelegenen Dorfes abkommandiert. Driessnack und Blohm sollten mit ihren Gruppen ebenfalls daran teilnehmen. Pünktlich stand die Abteilung der Kirchgänger am nächsten Morgen, als die Sonne noch im Tau der Gräser glitzerte, vor den Baracken. Ein Feldweibel übernahm das Kommando. Im Schutze wehender Nebelstreifen, die über den Boden hinkrochen, hielt sich die Kolonne in geschlossenem Zuge dicht zusammen, als sie über Wiesen und längst abgestorbene Felder in den baumbe-

wachsenen Grund eines Bachtals wanderte, das direkt zum Dorfe führte. Aber die Sonne stieg am klaren Oktoberhimmel langsam höher. Mit müder Kraft erwärmte sie die Luft. Die Nebelschwaden wurden dünner und verflüchtigten sich. Ein dumpfes Summen zog über den Köpfen der Marschierenden hin. Ängstlich hoben sie die Augen. Ein Flieger, winzig klein, kreiste in seltsamen Spiralen ununterbrochen über ihrem Standort. Sie wussten, dass er sie trotz der Höhe, in der er sich befand, erspäht hatte, aber sie schritten weiter, nur bemüht, im Schatten der hohen Bäume sich zu halten. Nach wenigen Minuten hatte das Flugzeug kehrtgemacht, um in grösster Geschwindigkeit zu verschwinden. Driessnack und Blohm verstanden dieses Manöver des Gegners.

«Er hat uns bemerkt!» meinte Driessnack lakonisch.

Blohm nickte. «Vielleicht ist starker Verkehr im Dorfe unten! Auf uns paar Stoppelhopper wird es ihm nicht ankommen!»

Der Ort, den sie eine halbe Stunde nach dem Vorfall erreicht hatten, war ein sauberes, unversehrtes Nest, in dem sich sogar noch einige Zivilisten aufhielten. Der Feldwebel liess seine Leute an der Mauer des Friedhofes, dicht hinter der Kirche, an einem Strassenausgang halten. In der Nähe befand sich ein Pionierpark. Auf einem Bretterstoss sassen Driessnack und Blohm mit einigen jungen Reservisten ihrer Gruppen in unterhaltsamer Runde.

«Es ist jetzt wie in dem alten Frontwitz», lachte Blohm, «kennt ihr den schon?»

Er sah die jungen Gesichter an, und als keiner bejahte, legte er los: «Es war einmal ein Feldwebel an der Westfront, der schickte auch an einem so schönen Sonntagmorgen seine Leute zum Gottesdienst. In seinem Befehl sagte er: ‚Mal herhören, Leute! Die Kompanie tritt vor der Kirche hinter der Kirche und hinter der Kirche vor der Kirche an.‘ Ist das nicht hübsch? Seht ihr, uns hat das keiner gesagt; aber bei uns klappt die Sache trotzdem. Jetzt stehen wir auch hinter der Kirche vor der Kirche!»

Ein stummes Grinsen dankte ihm verständnisvoll. Blohm bekam darüber Mut und erzählte gleich noch eine ganze Reihe ähnlicher Spässe. Driessnack beobachtete währenddessen lächelnd Blohm und war ebenfalls befriedigt von der fröhlichen Anteilnahme der neuen Rekruten, die anscheinend noch nichts von diesen Geschichten gehört hatten.

Plötzlich kam unter die Wartenden Bewegung. Auf der Strasse nahte ein zweirädriger Jagdwagen. Auf dem schmalen Sitz sass hinter dem Kutscher, der die Zügel straff in den Händen hielt, ein Mann in der Uniform des Feldgeistlichen und grüsste militärisch zu den aufgesprungenen Soldaten herüber. Vor dem Portal der Kirche hielt der Wagen. Noch ehe der Geistliche, begleitet von einem Offizier, in dem Gotteshaus verschwand, hatte Driessnack auf der Uniform des Pfarrers das Eiserne Kreuz erster Klasse bemerkt.

«Auch so ein Frontoffizier! Habt ihr es gesehn?» wandte sich Blohm an alle,



die ihn umstanden. Er winkte sie näher zu sich heran. «Da muss ich euch schnell noch einen Witz erzählen. Er ist aber wahr! – Ihr habt es doch gesehen, der Pastor trug das E. K. I. – Ich schätze, es war aber nur das Kreuz 3. oder 4. Klasse. So genau kann ich es leider nicht sagen. Es gibt nämlich vier Klassen von Orden: erstens: verdiente Orden; zweitens: erdiente Orden; drittens: erdinierte Orden; und viertens: erdienerte Orden.»

Noch ehe sie recht den Sinn dieses heiteren Wortspieles erfasst und belacht hatten, riss sie der plötzliche Befehl zum Antreten auseinander. Der Feldwebel liess in Eile die Gruppenführer melden, und schon ging es ohne Tritt in die Kirche hinein, die bereits von Abteilungen anderer Truppenformationen gefüllt worden war.

Nach Orgelspiel und Cboralgesang trat der Geistliche aus einer Seitenkapelle. Stramm aufgerichtet nahm er seine Stellung hinter zwei Gewehrpyramiden ein, die vor ihm unterhalb der Altarstufen aufgestellt waren. Ein schwacher Goldhauch von Sonnenlicht, das durch verstaubte Fenster brach, schimmerte auf den Bajonetten der Gewehre. Ein Frösteln stand in dem hohen Raum und liess alle, die hier dichtgedrängt sassen oder standen, erschauern. Wehte die Kälte von den kahlen Steinen der dicken Wände her, oder stieg sie aus den

glatten Fliesen des Fussbodens auf? Driessnack und Blohm sahen sich lange schweigend an und flüsterten sich gegenseitig manchmal ein verstohlenes Wort zu. Als aber des Geistlichen Stimme sich immer mehr zu einem hohen, schrillen Diskant steigerte, horchten sie doch, zur Aufmerksamkeit gezwungen, in den hohlen Raum, der jedes Wort in doppeltem Echo an ihre Ohren zurückwarf. Die Gestalt hinter den Gewehrpyramiden schwankte in lebhaften Bewegungen hin und her, und Hände fuhren zuckend, als schwängen sie unsichtbare Peitschen, durch die Luft.

«Ja, Kameraden», kreischte die Stimme des Pfarrers voll Anstrengung, «deutsch seid ihr und deutsch bleibt ihr, das walte Gott und kalt Eisen! So hat unser Kaiser einmal zu den Lothringern gesprochen. Dem Soldaten ist das kalte Eisen in die Hand gegeben, und er soll es führen ohne Schwächlichkeit und Weichlichkeit. Das ist der grosse Befehl. Der Soldat soll totschiessen, soll dem Feind das Bajonett in die Rippen bohren, soll die sausende Klinge auf den Gegner schmettern, das ist seine heilige Pflicht, ja, das ist sein Gottesdienst. Denn der ihn auf seinen Platz gestellt hat, das ist Gott. Wer nicht schießt, wenn er schießen sollte, handelt als ein Schurke. Und wir haben nur ein Mittel, das uns einen baldigen und dauerhaften Frieden verschafft. Das Mittel heisst: Kalt Eisen! Die schärfste Kriegführung ist auch immer die barmherzigste. Denn sie kürzt den Kampf ab und verhütet eine alsbaldige Wiederholung. Ein Krieg, der ordentlich geführt wird, bewahrt vor dem zweiten, dritten und vierten. Kriegführen heisst Blut vergiessen, und je ausgiebiger es geschieht, umso rascher werden unsere Gegner den Frieden suchen, umso sorgfältiger werden sie sich hüten, den Frieden wieder zu brechen. Die Welt hat eine Eisenkur nötig, gebt ihr deutschen Stahl zu kosten! Trotz allem Friedensgefasel wird ein Volk nur so weit geachtet, als es imstande ist, seinem Willen mit den Waffen in der Hand Nachdruck zu geben.»

Der Pfarrer machte eine Pause, und auch die Soldaten zwischen den Bänken horchten auf. Ein dumpfer Stoss drang durch die Erde, und ein gedämpfter Krach wummerte von fern her in den geschlossenen Kirchenraum. Der Geistliche wischte sich ängstlich mit einem Tuch über die Stirn und sah sich fast ratlos im Kreise seiner unruhig flüsternden Zuhörerschar um.

Schliesslich fand er aber doch wieder seine Fassung, als kein Geräusch mehr von draussen zu hören war, und so fuhr er, erst verhalten, dann aber doch wieder in der gewohnten Härte, fort: «Wir kämpfen natürlich nicht gegen Wehrlose, gegen Frauen und Greise. Das tut der deutsche Soldat nicht. Aber wo es gilt, bewaffneten Widerstand niederzuwerfen oder hinterlistige Gewalt zu sühnen, darf es keine Schonung geben. Furcht und Schrecken muss vor euch hergehen. Es ist gewiss furchtbar, dass Menschen, die sich persönlich nicht kennen und sich nichts zuleide getan haben, einander das Leben nehmen. Das ist der Krieg. Gott hat es zugelassen, dass diese Prüfung die

Menschheit trifft. Ihr habt sie nicht zu verantworten. Ihr habt nur, ein jeder an seiner Stelle, eure Waffe mit allem Nachdruck zu gebrauchen. Ihr Amerikaner, ihr Franzosen, ihr Belgier und vor allem ihr englischen Canaillen, da habt ihr, was euch zukommt: kalt Eisen!» Das Echo dieser letzten Worte des Pfarrers traf keines Menschen Ohr mehr. Eine unheimliche Wolke rotsprühender Stichflammen und erstickender Staub- und Steinmassen, krachendes Kollern und Durcheinanderstürzen von Mauerwerk rasten in wildem Wirbel vor entsetzten Augen auf. Der Einschlag einer schweren Granate, die wie ein aus wilder Riesenfaust geschleuderter Blitz das hohe Bogenfenster der Altarwand durchschlugen und schwarzwolzig zwischen Säulen, Bänken und dichtgedrängten Menschenhaufen explodiert war, verwandelte alles in einen Trümmerberg, aus dem minutenlang nur Rauch, gellende Schreie, sterbende Seufzer stiegen.

Driessnack und Blohm, die seitwärts hinter einer Säule gestanden hatten, wühlten sich aus schmerzhaften Umklammerungen, rieben die von Staub blind gewordenen Augen und wollten wie alle, die unversehrt oder nur leicht verletzt waren, durch stossendes, würgendes Gedränge brüllender Menschen den Ausgang gewinnen. Unter dem Portal aber, im Anblick des klaren Himmels und der Strasse im Sonnenlicht, kamen sie auch schon wieder zu sich. Blutende Gesichter, Gestalten mit zerrissenen Uniformen stürmten heulend an ihnen vorbei. Die beiden Kameraden hielten sich fest an den Armen gefasst und schnauften an einer Mauer in wilder Erregung. Währenddessen rasten Verwundete schreiend ins Freie. Da kamen aber auch schon Mannschaften aus den Dorfhäusern gelaufen, Sanitäter, zwei Ärzte und eine Schar Pioniere mit Hacken und Spaten.

Durch das Dorf gellte lauter Alarm. Schwarzer Qualm zog durch die Kirchentür ins Freie hinaus. Und immer wieder tauchten aus den Gasschwaden im Innern bleiche Gesichter, blutbespritzte Gestalten mit zerfetzten Kleidern und blutenden Gliedern auf. Manche mussten von Kameraden, die besonnen die Lage erkannt hatten, wie formlose Knochenbündel davongetragen werden. Einer, der vollkommen unverletzt war, hatte ein viehisches Aussehen, lachte in wahnwitziger Verzweiflung und brach vor der Kirche wie ein sterbendes Tier mit langgezogenem Heulen zusammen.

Endlich wagten es die ersten, wieder in das verqualmte Gotteshaus einzudringen. Männer mit Bahren folgten in Eile. Das Schreien erstarb in Klagen und Seufzern. Befehle und harte Rufe hallten durch die verstaubte Luft, die allmählich wieder durchsichtig wurde. Auch Blohm und Driessnack beteiligten sich an dem Rettungswerk. Sie fanden noch manchen, der schwache Zeichen des Lebens von sich gab. In jedem Winkel des grossen Trümmerhaufens hielten die Helfer Ausschau, bis sie zuletzt nur noch die zerfetzten Reste von drei Getöteten fanden, die keiner ins Freie zu tragen wagte. Es waren nur blutige Knochen, zerfetzte Fleischstücke.

Sanitäter lasen diese Reste zusammen und legten sie neben zerrissene Koppelriemen in eine Kiste.

Eine Stunde später, nach dem Appell aller an dem Gottesdienst beteiligt gewesenen Abteilungen, wurde festgestellt, dass an Verlusten 34 Tote und 26 Leicht- und Schwerverletzte zu verzeichnen waren. Vom Rekrutendepot hatte es 13 Mann getroffen.

Als der Feldwebel seine Leute vor der Kirche zum Abmarsch aufstellen liess, und Driessnack und Blohm sich gerade in die Gruppenkolonne ihrer Korporalschaften begeben wollten, fuhr in schnellem Tempo der Wagen des Geistlichen vorbei, der sich inzwischen in dem Quartier des Ortskommandanten einigermassen von seinem Schrecken erholt hatte.

«Zwei oder drei Schuss nur waren es aus einem Langrohr!» stellte Blohm auf dem Heimmarsch fest.

«Das stimmt», bestätigte Driessnack, «und die eine Granate sass! – Mitten durch das Fenster über dem Altar ist sie gesaut! Gottes Gedanken sind unerforschlich.»

In eintönigem Schweigen trottete die Schar den Baracken zu.

II

Im Ruhequartier war es bedrückend still. Kein Lachen, kein Gebrüll, kein Gesang kam auf. Die Erzählungen der Kirchgänger geisterten noch nach dem Mittagessen durch alle Unterkunftsräume. Die Luft stand unbewegt und klar vor dem Rande des Barackenwäldchens. Müde nur kieselte ab und zu ein welkes Blatt von den Bäumen, blitzte golden im kraftlosen Sonnenschein. Von der Höhe des Lagers schweifte der Blick in ein hügel- und waldreiches Gelände, das von einsamen Strassen durchzogen wurde. Nur einige Flieger zogen wie bläuliche Punkte in schwindelnder Höhe dahin und verschwanden wieder in verschleierter Ferne. Hin und wieder rollten einige Salven irgendwo aus fernen Schluchten. Aber das traumhaft dunkle Röhren störte nicht den Frieden dieser Sonntagsstunden. Lange Zeit war es wieder ganz ruhig. Driessnack und Blohm lagen unter stillen Birken am Waldrand, hatten Briefe geschrieben und dämmerten für sich hin.

Da brach es auf einmal los. Erst waren es nur wenige Schüsse gewesen, die wie feurige Signale die Stille zerschmetterten. Vorn, im Abschnitt Maas-Ost, erwachten plötzlich unzählige Mörser zum höllischen Tanz. Aufgeschreckt beobachteten die beiden Kameraden die massierten Einschläge der französischen Artillerie in zehn Kilometer Entfernung.

Das Getöse wuchs zu einem ununterbrochenen Rollen an; es hämmerte mit tausend eisernen Schlegeln auf einer Riesentrommel. Am Horizont begann sich der Himmel zu verschleiern, schwarz und gelb zogen Schwaden von kriechenden Wolken über Waldstücke und Höhenrücken aus Schluchten und unsichtbaren, zertrümmerten Dörfern herauf.

In den Baracken wurde es lebendig. Alle eilten an den Waldrand und beobachteten das grausige Spiel in der Ferne. Ihre Gesichter waren gespannt, wie von quälenden Gedanken zerfurcht. Jeder hoffte, dass der Spuk bald wieder vergehen sollte. War denn der Franzose toll geworden? Auf einmal, so urplötzlich, am hellichten Tage, schickte er einen solchen Segen.

Die Zeit verrann. Gerüchte kreisten von Gruppe zu Gruppe. Die Franzosen greifen vorn an, sie haben schon angegriffen, sie sind schon in die erste Linie der deutschen Gräben eingedrungen. – Ja, jetzt legten sie auch hier, vor Verdun, los. In der Champagne bis hinauf nach Norden war ja längst schon das deutsche Heer in einen langsamen, zähen Rückzug verwickelt. Das war bekannt. Und schon hiess es: der Schlag sei bereits seit Tagen auch hier im Maasabschnitt erwartet worden. Vermutungen, Behauptungen, Zweifel, verbissenes Gelächter – alles schwirrte durcheinander.

Zwei Stunden schon waren vergangen. Das Toben hatte aber nur zugenommen; denn die deutsche Artillerie war dem Gegner die Antwort auf seine Herausforderung nicht schuldig geblieben. Ein Befehl raste plötzlich durch das aufgestörte Lager; gellend flog der Ruf von Mund zu Mund: «Alarmbereitschaft!» Alles lief in Eile in die Baracken. Unteroffiziere, Feldwebel und Zugführer rasten durch das Gedränge und Geschiebe, stürzten über Säumige und Zaudernde her, schnauzten und waren plötzlich wieder voll eiserner Ruhe. Melder zu Fuss und zu Pferde preschten in das Lager herein. Aber sie gaben auf keine Fragen der Soldaten Antwort. Schwitzend und aufgereggt verschwanden sie in den Offiziersbaracken.

Im Westen sank bereits die Sonne. Der Himmel brannte nun wie ein rotes Meer. Manchmal flatterten Fetzen dicker Rauchscheiter über den feurigen Ball des untergehenden Gestirns. Drüben auf der grossen Strasse keuchten schon Lastwagen und Munitionskolonnen nach vorn, umwölkt von wirbelndem Staub. Nun wussten sie es auch im Depot: es war ein Grossangriff der Franzosen und nicht nur ein Feuerüberfall.

Langsam versickerten die Stunden. Die Zeit des Abwartens wurde zu einer unerträglichen Spanne der Ewigkeit. Die Finsternis kroch gespenstisch zwischen den Baumstämmen und legte sich schwer auf die Hütten der Baracken, die nur von Stümpfen flackernder Kerzen dürftig erhellt wurden. Mit Lappen und Säcken waren die Fenster abgeblendet worden. Motorengesumm brummte in den Lüften. Flüsternd lagen die Soldaten auf ihren Lagern neben dem gepackten Sturmgepäck. Driessnack und Blohm waren zusammengesunken und kümmerten sich um niemand mehr. Driessnack schüttelte eine ohnmächtige Verzweigung. Blohm sass mit zusammengebissenen Zähnen neben dem Kameraden. Jetzt hatte es sie doch gepackt. Sie rissen sich gegenseitig die Worte vom Munde und erwarteten einer vom andern einen rettenden Ge-

danken. Nein, man durfte sie nicht wieder in die Gefahr hineintreiben. Sie hatten ja ein Recht, sich zu weigern. Aber was sollten sie denn tun? Keiner in ihrer Nähe hörte, was sie sprachen und wie sie sich sogar stritten. Jeder war nur mit sich selbst beschäftigt.

Da schritt der Leutnant der Kompanie durch die Baracke. Er war schon fertig zum Abmarsch gerüstet. Als er in der Nähe von Driessnack und Blohm stehen blieb, sprang Blohm vor ihn hin: «Herr Leutnant, wir zwei hier waren schon einmal in französischer Gefangenschaft . . . Wir bitten Zurückbleiben zu dürfen ... es ist uns gesagt worden .. »

Für einen Moment stutzte der Offizier, dann zuckte es verächtlich über sein ganzes Gesicht: «Sind Sie toll geworden? Sind Sie verrückt?»

Blohm wollte ihn unterbrechen und gab den Widerstand nicht auf. Aber die Worte, die er noch hervorgurgelte, schien der Leutnant überhaupt nicht mehr zu hören.

«Feldwebel, passen Sie auf die beiden da auf», schrie er noch in grosser Aufregung dem Zugführer an seiner Seite zu, «das sind Drückeberger, elende Feiglinge!»

Und schon war der Feldwebel bei den beiden, die, niedergebroschen, unter den verwunderten Blicken der aufmerksam gewordenen Soldaten bereits wieder nebeneinander am Boden lagen.

«Menschenskinder, macht keinen Unsinn!» meinte er gutmütig, als er den Leutnant davoneilen sah. «Ich kenne ja eure Geschichte. Aber wartet's doch mal ab. Ihr seid doch schon durch manchen Schlamassel gekommen.»

Driessnack starrte wie in brennender Scham vor sich hin, und auch Blohm vermochte nichts zu entgegnen. Der Feldwebel entfernte sich. Damit war der Vorfall schon wieder vergessen.

Draussen wummerte das Unwetter ununterbrochen. Seit sechs Stunden schon trommelte der Tod. Das Glas in den kleinen Barackenfenstern klirrte von schon näher liegenden Einschlägen. Endlich fuhr der Befehl zum Antreten in die Haufen der wartenden Menschen und scheuchte sie auf. Sie traten ins Freie. Die Finsternis wetterleuchtete. Die Luft bebte von dumpfen Erschütterungen. Auf den Knüppelrosten der Wege zwischen den Baracken formierten sich die Gruppen. Auch Blohm und Driessnack reihten sich schweigend ein. Ihre Herzen waren ausgebrannt und leer. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Sie stolperten über unebenes Gelände bis hinüber zu der Landstrasse. Dort wurden sie bereits von Lastwagen erwartet. Blohm und Driessnack hielten sich eng zusammen und wurden mit ihren Gruppen auf dem ersten Wagen verstaubt. Eng aneinandergepfercht standen sie auf dem Fahrzeug, kein Schimpfwort half, immer wieder wurden andere noch heraufgepresst. Ein Umfallen während der Fahrt war ausgeschlossen. Zwischen Handgranatensäcken, Waffen, Gewehrgranaten, Hacken und Spaten quetschten sie sich eng zusammen. Ein Treffer dazwischen oder nur das ungewollte Reißen an einer

Handgranate konnten den Wagen mit fünfzig Menschen in die Luft sprengen. Aber daran dachte jetzt keiner.

«Wenn wir doch nur bei unserem Regiment wären! Es wäre halb so schlimm», seufzte Driessnack.

«Unsinn!» knurrte Blohm, als wehre er sich gegen einen unangenehmen Gedanken. «Für uns ist das gleich. Wir fahren überall in den Tod!» Driessnack schwieg; aber er konnte seine Zweifel doch nicht vergessen.

Das Fahrzeug ratterte mit Klirren und Stossen durch die Schlaglöcher der unsichtbaren Strasse. Die Spiraleisenbereifung der Räder verursachte einen Lärm, als knirsche das Lastauto durch Scherben und Glassplitter. Manchmal krachte der Motor, als wäre ein Geschoss vor dem Wagen explodiert. Von jähem Erschrecken geschüttelt, versuchten die Menschen auf der Plattform sich zu ducken. Aber in dem fürchterlichen Gedränge war ein solcher Versuch eine Unmöglichkeit. Immer wieder schrie der Feldwebel bei jeder unruhvollen Bewegung des zusammengeknäulten Menschenhaufens: «Vorsicht! Die Handgranaten!» Sie hörten es alle, rissen sich zusammen, beschimpften sich gegenseitig und schienen doch alle schon die Nerven verloren zu haben.

Schatten von Bäumen peitschten an ihnen vorüber. Die Strasse lief jetzt durch einen Wald. Die Finsternis wurde zum Greifen dick. Aus Untergehölz schimmerten schwache Lichtpünktchen. War es eine Batterie? Ein Materialdepot? Eine Verbandstelle? Eine Stapelstelle für Munition? – Der Wagen fuhr langsamer. Stimmen riefen aus dem Dunkel, blieben aber im Rattern der Räder und des Motors unverständlich. Plötzlich sahen sie in den Gräben auf beiden Seiten der Strasse lagernde Truppen, alarmierte Reserve. Vielleicht blieben sie nun hier liegen? Vielleicht hatten sie das Glück, gar nicht weiter nach vorn rücken zu müssen? – Aber das Fahrzeug zog schon wieder schärfer an. Die nachfolgenden Autos hatten es bereits eingeholt. Fluchen und Schimpfen wirrte durch das Dunkel. Bald verstummten alle Rufe. Das Auto keuchte wieder einsam durch schwarze Nacht und hallenden Wald. Der zerbrochene Mond schob sich durch einen schmalen Spalt der Wolkendecke und schwamm zwischen fliehendem Geäst vorbeifegender Bäume. Einschläge krachten schon in verdächtiger Nähe. Aber das Auto fuhr rücksichtslos weiter. Feuerschein zuckte immer wieder durch das Gehölz. Im Blitzschein der Abschüsse und Explosionen leuchteten alle Gesichter auf. Von Furcht und Beklommenheit waren sie schreckhaft versteint. Das Donnern der grossen Schlacht wuchs immer mehr zu einem betäubenden Krachen und wilden Getobe an. Granaten fegten bereits in niedriger Höhe über sie hinweg. Es war ein wütendes Durchstechen der Luft knapp über den Bäumen und dicht über der unheimlichen Strasse, der dieses Streufeuergalt.

Einmal schnitt es ihnen fast die Luft vor den Köpfen weg, als eine Salve über ihren Wagen rasend in den Grund des weichen Waldbodens sich einbohrte und zum Glück nicht in zuckender Lohe platzte. Der Wagenführer hatte die

Gefahr erkannt und riss an den Hebeln. In teuflischer Fahrt versuchte er die unheimliche Stelle zu passieren. Die Augen der lauenden Soldaten hinter ihm drangen in das Pechdunkel, das von keiner Lampe erhellt wurde. Aber niemand konnte den Weg erkennen. Das Auto jedoch raste ungehemmt wie ein blindes Ungetüm in den schaurigen Abgrund der Nacht, stockte in keinem Augenblick und riss sie alle ohne Widerstand mit sich. Driessnack hatte in ohnmächtiger Ergebung die Augen geschlossen, als wollte er im Stehen einschlafen. In seinen Ohren nur dröhnte es, als brächen alle Wogen des Unterganges schon über ihn herein.

Plötzlich zerriss das wirbelnde Trommeln in der erschütterten Luft, ein Fauchen und Heulen schnitt messerscharf über ihren Köpfen hin, die sich wie unter dem Schlag einer Riesenfaust duckten, und dicht neben dem fahrenden Wagen schmetterte eine blendende Feuerlohe hoch. Schreie gellten. Aber das sprühende Blitzlicht war schon wieder verzückt. Die Finsternis hatte alles verlöscht. Der Autoführer gab Vollgas; in wilden Stößen raste der Wagen mit Gekrach über die schauerhaft zugerichtete Strasse. Leib an Leib gepresst, mit hämmernden Herzen, warteten sie alle, ohne dass ein Wort über ihre Lippen kam, auf das Anrollen der nächsten Salve. Sie warteten minutenlang, immer nur umtost von dem Lärm des Wagens. Die Einschläge der französischen Feldgeschütze lagen nun abseits im Bereich des Waldes, links und rechts von der Strasse.

Plötzlich ging ein Flüstern von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr. Erst war es nur ein ängstliches Getuschel, dann schwoll es zu Rufen an. Zwei Worte, zwei Namen wurden genannt. Immer wieder. Der Lärm der Räder und das Gestöhn des Motors konnten die Schreie nicht unterdrücken.

«Matkowitz! – Sieburg!» –

Alle verstanden. Alle horchten. Aber niemand antwortete. Der Wagen raste in unverminderter Geschwindigkeit weiter.

Der Feldweibel vorn erkundigte sich: «Was ist denn los?»

Es dauerte eine ganze Weile, ehe eine Antwort kam. Eine spitze Stimme aus der dunklen Masse rief: «Sie sind vom Wagen gefallen! – Verwundet! – Vielleicht auch tot! –»

Der gemisshandelte Motor knatterte, puffte und spie vor Wut.

«Sie standen neben mir», meldete sich einer.

«Ich habe nichts gemerkt!» fügte ein anderer, der neben dem Sprecher stand, hinzu.

Dann wurde es zwischen ihnen ruhig. Im Tosen der Fahrt sannen sie über schweren Gedanken. Weit hinter ihnen schon, auf der dunklen Strecke, dort, wo die Granate neben sie herniedergefahren war, mussten die beiden Vermissten liegen. Sicherlich waren nun schon die nachfolgenden Lastwagen über ihre Leiber hinweggefahren, ohne dass es jemand in dem grauenhaften Dunkel der Nacht gemerkt hatte.

Inzwischen hatten sie den Wald verlassen. Es war, als hätte sich die Nacht

ein wenig erhellt. Sie ahnten weites Gelände und merkten bald, dass neben der Strasse eine Kleinbahn hinführte. Wagen rollten, Geklirr von Eisen drang an ihre Ohren, Gestalten tauchten im Blinkfeuer des Geschützdonners auf. Auf der Strasse war Leben. Karren, Kolonnen, klappernde Feldküchen begegneten ihnen ununterbrochen. Diese lauten Geräusche erweckten in den Fahrenden fast ein Gefühl des Frohsinns. Die Einsamkeit bedrückte auf einmal nicht mehr die Gemüter. Endlich wurde gehalten. Es war an einer Strassenkreuzung. Ein schmaler Weg bog links zu dem Dorfe Moirey ab. In kurzer Zeit waren sämtliche Lastwagen eingetroffen. In beschleunigter Eile traten die entleerten Transportwagen die Heimfahrt ins Hinterland an.

Die Truppe der Rekruten formierte sich zum Weitermarsch in das unbekannte, trostlose Gelände vor Moirey. Über die schwarzen Felder zogen noch andere Infanteriekolonnen in schweigendem Trott. Gespensterhaft schlängelten sich die langen Ketten der Schatten den flammenden Frontabschnitten der Wavrille-Höhen zu. Auf dem Dorfe Moirey lag schwerster Beschuss. Der Himmel flammte von Brand und krachenden Lohren. Melder der abgekämpften Regimenter stiessen zu den vorgehenden Truppen und übernahmen die Führung. Moirey wurde in weitem Bogen umgangen. Auf sumpfigem Wiesengelände versanken die Stiefel bis zu den Knöcheln in saugendem Schlamm. Keuchend bemühte sich jeder in der Finsternis, den Anschluss an den Vordermann zu halten. Als sie endlich den Dorfrand des zerschossenen Ortes Crépion erreichten, stand wieder die Sichel des Mondes am Himmel. Ein bleicher Schimmer lag über den Mauerresten der ersten Häuser, und es war wie eine Verklärung des Grauens. In Laufgräben wurde der Ort, der ebenfalls unter Qualm und Feuer lag, schnell durchquert. Rufe nach den Sanitätern wurden zum ersten Male laut. Tote lagen überall herum. Durch diese Gräben waren schon Tausende nach vorn gedrungen.

Endlich war der Spreegraben, die direkte Verbindungslinie nach den Stellungen, erreicht. Er führte durch die Crépion-Schlucht, wo in waldigen Verstecken die letzten feuernden Batterien einen Höllenlärm vollführten. Feindliches Störungsfeuer brandete überall auf, tatzte mit wütenden Geschossen auf Hänge und Talsohle, und dick wälzte sich der Rauch und Nebel im ununterbrochenen Aufleuchten der Detonationen am Boden hin. Nur selten gab es eine Stockung. Dann prallten sie mit den Stahlhelmen gegen die Kochgeschirre, sanken in die Knie, erhoben sich fluchend und stiessen wieder vorwärts in langer unsichtbarer Kolonne. Verwundete keuchten ihnen entgegen, manche liefen im Eilschritt oben auf der Berme des Grabens entlang. Es waren Leute von vorn, Menschen ohne Gehör, die auf keine Frage der anrückenden Hilfstruppen Antwort gaben. Sie hatten nur noch ein Ziel: aus dem Verderben des Schlachtfeldes in die stilleren Bezirke der Verbandstellen zu gelangen. Die Sehnsucht aller, die immer wieder von Befehlen nach vorn ge-

peitscht wurden, rannte hinter den Glücklichen her. Aber so manchen von ihnen schlug es noch unterwegs nieder.

Der Himmel brannte an allen Enden. Das Artilleriefeuer lag wie eine dröhnende Riesenglocke über dem weiten Gelände, durch das sich in dünnen Fäden die Kompanien jetzt im Eilschritt bewegten. Im Wald von Etrayes prasselte, hämmerte und zischte es, rauschten und krachten die Bäume, die im Flammenmeer der unzähligen Explosionen und Leuchtraketen als gespenstisch zuckende Schattenrisse vor den entsetzten Augen geisterten. Schwer war es für die auseinandergerissenen Gruppen, in der Verwirrung des Trommelfeuers und beim Umherirren durch das Untergehölz die Verbindung aufrechtzuerhalten. Überall war der Wald zertrichtert, und unaufhörlich rauschten die Granaten aus dem Nachthimmel in das durchlöchernte Revier. Mancher sank hin, lautlos, unbemerkt, und verschwand in Gestrüpp und schilfigem Gras. Oftmals schrie auch einer der Getroffenen wie ein Tier vor Schrecken und Grausen, weil ihn die Angst überrannte, er müsse hilflos im dunklen Dickicht liegenbleiben.

Endlich stürzte alles hinter lauten Rufen her. Irgendeiner hatte ein Grabenstück entdeckt, eine schmale, zerschossene Erdmulde, aber es war doch wenigstens ein Graben, der gegen Eisensplitter schützte. Ganz nah rasten schon die französischen Leuchtraketen in die Höhe. Der Gegner konnte nicht mehr weit liegen. Viereckige Löcher in dem zertrichterten Graben tauchten im Schein der über dem Wald hinschwebenden Magnesiumlichter auf. Es waren Eingänge zu Unterständen und Stollen. Einige waren schon zertrümmert, von Volltreffern verwüstet. Aber noch immer gab es kein Halt. Hier und da kauerte ein Mensch in einer Ecke oder Nische. Zerbrochen und ganz verstört. Leute der alten Grabenbesatzung, die in stundenlangen Kämpfen weiter vorn in der Brabanterstellung aufgerieben worden waren. Schwaden süßlich riechenden Gases und beizender Gestank von Rauch und Qualm sassen dick in allen Vertiefungen, Rinnen und Trichtern, wo sich endlich die Kolonnen einnisteten. Keiner wusste Bescheid über die Lage des durchgebrochenen Gegners. Abwarten, in die Erde eingraben, ohnmächtig unter der Feuerwalze sich ducken – das war alles, was der Einzelne noch tun konnte.

«Jetzt in der Nacht werden sie kaum noch weiter vorstossen», schrie Blohm im Feuerlärm Driessnack zu, der sich während des Anmarsches krampfhaft neben dem Kameraden gehalten hatte, «aber morgen früh, wenn es hell wird, Paul, da geht es los!»

Sie lagen auf dem Bauche am Hange eines Trichters. Andere kauerten zusammengekrümmt in ihrer Nähe und sahen schon aus wie Tote. Gestalten sprangen von Trichter zu Trichter und verteilten Handgranaten. Dazwischen zuckte das Schattenspiel der Bäume, blitzte und blendete das grelle Licht der tanzenden Leuchtkugeln. Und die Minuten verrannen zu Stunden. Grausam langsam war dieses Fließen der Zeit. Und was kam am Ende? – Wehrlos, ohne jede Erbitterung, lauschten sie in ihre gepeinigten Herzen hinein. Wenn es schon

sein musste – so flehten ihre innersten Gedanken –, dann nur nicht mit aufgerissenem Leibe langsam verbluten, hilflos und vergessen, um in dieser Wüstenei tagelang zu sterben. So dachte auch Driessnack, als sich überraschend die Feuerwalze nach hinten entfernte. Er war auf einmal bei hellem Bewusstsein. Erstaunte Gesichter erschienen über den gezackten Rändern der nächsten Trichter. Alle waren sie aufmerksam geworden. Jetzt krachten nur noch die Minen.

«Alles fertig machen! – Scharf aufpassen!»

In wilder Hast jagten die Rufe durch den Wald. Auch Blohms Sinne waren gespannt; aber mit eiserner Ruhe schob er Gewehr und Handgranaten zurecht. Wie rasselnde Eisenbahnzüge rollten die Salven schwerer Granaten über den Wald dahin. Nun hatten sie drüben das Feuer verlegt.

Aber nichts geschah. In den Trichtern warteten sie weiter. Es rührte sich nichts. Manche reckten sich schon wieder auf und sprangen in andere Trichter. Die Zeit versickerte. Selbst die Leuchtkugeln stiegen nicht mehr so häufig auf, ihr Licht verblasste. Schon graute der Tag. Der Himmel schimmerte in fahler Blässe durch zerrissenes Gezweig. In der Dämmerung weitete sich der Blick. Sie sahen, dass sie in einer Waldblösse, in einer breiten Schonung lagen.

«Wir können hierbleiben, Paul!» flüsterte Blohm. «Das Schussfeld ist gut.»

Driessnack fühlte mit Befriedigung, wie ihn die Nähe des Kameraden seltsam beruhigte.

Plötzlich horchten sie beide auf. Wütendes Belfern von Maschinengewehren hatte eingesetzt. Schon krachten Gewehre dicht in ihrer Nähe. «Sie kommen!» Der Schrei gellte in verstärkter Heftigkeit immer wieder. Hände krallten nach den Handgranatensäcken, Finger legten sich zitternd um die Abzugsbügel der Gewehre, und aus den Löchern der Erde wuchs Stahlhelm an Stahlhelm. Eine dünne Kette von Menschenleibern rüstete sich, den Tod zu empfangen. Den Tod, der aus dem gegenüberliegenden Waldstück brach, in geballten, lebenden Haufen.

Noch einmal schrie Blohm: «Ruhig abziehen! – Alles ruhig werfen!» Dann sagte er nichts mehr.

Amerikaner und Franzosen, Mäntel in Braun und Blau, hoben sich in verschwommenen Umrissen drüben am Rande des Gehölzes ab. Sie kamen langsam, Schritt für Schritt, als zögerten sie noch. Die Erde war ja vor ihnen noch nicht erstorben. Sie war wohl von stundenlangen Stahlgewittern zerklüftet, zerborsten und in einen wüsten Kräteracker verwandelt worden; aber aus vielen Trichtern und Mulden, hinter gefällten Baumstämmen hervor, reckten sich noch immer den angreifenden Wellen viele Gewehrläufe entgegen, die bellten. Und durch die nebelige Luft flogen wie ein Steinhagel die Handgranaten, die aufblitzend ihre Eisensplitter verspritzten. Zwischen ausgebluteten Leichen

und schreienden Verwundeten wälzte sich stets noch einer, der lebte und der wie eine automatisch in Gang gesetzte Maschine lud, schoss oder abriess und warf. Blohm und Driessnack sahen und hörten nichts mehr, was in ihrer Nähe vorging. Sie hatten die Augen nur nach vorn gerichtet, schossen und warfen abwechselnd die Sprenggeschosse in das Vorfeld. Das donnernde Krachen drang nicht mehr in ihr Bewusstsein. Der Schweiss rann kalt über die Stirnen in ihr Gesicht. In keuchenden Stössen pressten sie den Atem durch den geöffneten Mund.

Verzweifelt rannte der Gegner in den unerwarteten Feuersturm hinein. Die dichte Linie der ersten Sturmwelle zerbröckelte. Der Tod raste mit unsichtbarer Sense dazwischen und hieb die Menschen um wie fallende Schwaden. Aber von hinten drangen sie in immer stärkeren Kolonnen nach, kühn, verwegen, rücksichtslos, und füllten die Lücken. Der Angriff verdichtete sich zu einer unheilvollen grauen Wolke, die langsam und stockend in der verzweifelten Gegenwehr einer hoffnungslosen Minderheit nach vorn walzte und unaufhaltsam an Boden gewann.

Immer noch warfen Blohm und Driessnack Handgranate auf Handgranate. Dicht vor ihnen hatte sich eine Gruppe von Amerikanern in die Erde festgebissen. Sie wankten und wichen nicht. Keiner von ihnen wagte jedoch, den Trichter, in dem sie seit Minuten schon in Deckung gehockt hatten, zum letzten Sprung auf die beiden Deutschen zu verlassen. Sie sassen fest, mochten auch links und rechts schon andere ihrer Kameraden über die deutschen Verteidigungsnester hinweg durchgestossen sein.

Plötzlich kippte Blohm zur Seite. Haltlos sank er zusammen, gerade als er mit gezieltem Wurf eines der eisernen Eier in den Trichter der Amerikaner geschleudert hatte. Weisses Dampf wölkte aus dem Erdloch wie aus einem Topfe voll siedenden Wassers. Einige Gestalten in brauner Khakiuniform erschienen in den schwelenden Schwaden, schrien entsetzt auf und retteten sich mit besessenen Sprüngen im Schutze des verhüllenden Geschossnebels. In wenigen Sekunden waren sie in Richtung auf den gegenüberliegenden Waldrand vor Driessnacks Augen verschwunden.

Driessnack wälzte sich jäh herum, griff nach Blohm, der mit geöffneten Augen an der Böschung lag und nur noch schwach mit der rechten Hand zuckte. Aus seinem verwilderten Gesicht war alle Strenge gewichen, und seine Augen waren von einer schweigenden Furcht erfüllt, als schrecke ihn die Stimme Driessnacks, der, alles um sich herum vergessend, hastig und mit verzweifelten Blicken auf ihn einsprach.

Immer wieder regneten Erdbrocken, von nahen Einschlägen hochgewirbelt, prasselnd in den Trichter, schlugen brüllende Flammensäulen im Walde empor, denen das Rauschen zerrissener Büsche und geköpfter Baumkronen folgte. Driessnacks Fragen an den Kameraden wurden lauter und beschwörender, als Blohm plötzlich die Lippen bewegte. Aber es war nur ein unverständliches Gemurmel, ein leises Gurgeln hinter den Zähnen, das Blohm als Antwort gab. Und plötzlich verstummte der Schwerverwundete, sein Gesicht

verwandelte sich und bekam einen fremden Ausdruck. Driessnack vermochte nichts mehr in den Zügen dieses Antlitzes zu erkennen, keine Angst, keinen Schmerz; es war nur noch ein blinder Spiegel, der kein Bild des Lebens mehr auffing. Über die Augen rann langsam eine dünne, glasige Schicht, die sich wie ein feiner Schleier zwischen die Welt des Grauens und des Bewusstseins trennend stellte. Unmerklich fast flossen dann kleine Schatten in das Gesicht, bei deren Anhauch sich die harten Linien um Mund und Wangen lösten wie unter dem sanften Zwange eines letzten Gedankens voll kindlicher Einfalt. Noch immer starrten Blohms Augen wie sehend in den Himmel, den Rauchfahnen überschatteten, die wie schwarze Trauertücher über dem stöhnenden Walde zerrissen.

Behutsam drückte Driessnack dem Toten die Augen zu. Unverwandt blickte er in das erloschene Gesicht des Kameraden, der ihm so nahe lag, dass er ihn noch immer mit den Händen berühren konnte. Langsam begann Driessnack zu begreifen: ich bin allein, denn dieser Leib ist Blohm nicht mehr. Der Kamerad war gegangen, wie ein Flüchtender, ohne Gruss, ohne Abschiedswort. In eine Ferne jenseits der Welt. Und das, was er bei seinem plötzlichen Entschwinden nicht hatte mitnehmen können – sein Leib – war von ihm abgefallen, wie wertloses Gepäck, um dessen Schicksal er sich nicht mehr bekümmerte. Das ist uns beschieden, dachte Driessnack, so grausam und unerbittlich schnell erfüllt es sich ...

Die Sonne war hinter den hohen Stämmen des Waldes langsam verschwunden. Fühlbar kroch kühl und grau der Schatten des Waldes über das Erdloch, in dem Driessnack neben dem Toten kauerte. Driessnack bemerkte die Verwandlung des Lichtes zuerst in des Toten Gesicht, das unter bleifarbenen Schatten gefror. Die Ränder unter den Augen, die Buchtungen an den Schläfen, die Furche zwischen Mund und Kinn vertieften sich.

Driessnack neigte seinen Kopf und schaute näher in das Gesicht der Leiche. Sein Mund berührte fast die Stirn, die wie grauer Stein schimmerte. Hauchleise, wie aus unbewusst gesprochenen Gedanken aufsteigend, sprach er die Worte für sich hin: «Sei ruhig, Blohm! – Du hast es getan, wie ich, wie wir alle. – Auch drüben haben sie es getan. – Was hat uns dazu getrieben? – Drüben schießen und morden sie . . . und antworten sie auch: das Vaterland, unser Volk, die Heimat ... Und sie glauben es auch schon nicht mehr. Einmal aber wird es anders sein! – Verstehst du mich? –» Driessnack stützte sich wieder auf, das Gesicht tiefer von Falten zerfurcht, als horche er angestrengt und erwartungsvoll auf eine Antwort. Ein naher Einschlag presste ihn plötzlich zusammen, und ein Zucken schüttelte seine Glieder. Gleich darauf kroch er geschwind an den Trichterrand, starrte darüber und hatte nur noch das krachende Kreischen der heransausenden Kaliber in den Ohren. Hoffnungslos, ohne den Gedanken an einen Ausweg, blieb er liegen, wie er sich hingeworfen hatte, gleich einem Verschütteten, der glühende Balken eines brennenden, zusammenstürzenden Gewölbes auf sich zufallen sieht. Zugleich aber bemerkte

er auch das zitternde Wehen herbstlich grauen Grases, Büsche von Halmen, die unversehrt in dem Feuersturm der Vernichtung leise bebten. Er wollte seine Hand danach ausstrecken, als müsse er einen Trost ergreifen. Aber da fiel es schon wieder wie ein wilder Krampf über ihn, urplötzlich, drückte ihn zur Erde, dass ihm fast der Atem ausging. Vorsichtig sich aufrichtend, schreckte er abermals von dem Klirren zerberstenden Eisens zusammen, fast betäubt von dem Rauschen einer hohen Feuerfontäne, die Bäume und Sträucher in ihren Wirbeltanz riss. Und alles, was die Donnerschläge aus dem Leib der Erde fetzten, brach ununterbrochen aus dem Himmel in tosendem Sturze hernieder.

Mit leerem Kopf horchte und starrte er vor sich hin, dann wieder versuchte er die Einschläge zu zählen und zu berechnen. Die Bahnen der Geschosse waren aber nicht zu unterscheiden; sie kamen von vorn, sie kamen von hinten, und mit Entsetzen wurde es ihm klar: die eigene Artillerie schoss mit in das Verderben – zu kurz, viel zu kurz. Das sinnlose Feuer zerwühlte den Öden Meter für Meter und spritzte aus unzähligen Trichtern.

Plötzlich tauchte aus Rauch und Geschossnebel, von der Seite her, ein eisernes Ungetüm auf, ein Tank, der schaukelnd und ungefüßig in Zickzack-Fahrt den Granateinbrüchen ausweichen wollte. Ratternd und krachend kroch das Ungeheuer im kugelsicheren Panzer über Trichter, deren Wände es eindrückte und breitwalzte, direkt auf Driessnacks Versteck zu. Von eiskaltem Grauen gelähmt, stierte Driessnack auf die ungeheure Maschine. Sie spie Feuer und näherte sich von eigenem Rauch umwölkt. Driessnacks Augen verschleierten sich. Eine vernichtende Schwäche überrann ihn, eine Ohnmacht, gegen die nichts mehr half. Vor seinen Blicken tanzten in wilden Strudeln glühende Sternchen. Die Augen erblindeten. Dann aber riss der Erschöpfte alle Muskeln zusammen; es war wie ein instinktives Aufbäumen letzter Willenskraft. Ein grauenhaftes Knirschen und Krachen drang in sein Bewusstsein, und mit einem Male hatte Driessnack alle Sinne aufs äusserste gespannt. In wilder Verzweiflung warf er sich an die hintere Wand des Trichters, so dass ihn das Raupenrad des Tanks, der über den toten Blohm walzte, nicht mehr erreichen konnte. Langsam und schwerfällig, ohne zu stocken, keuchte das Ungeheuer weiter. Driessnack wühlte sich aus halber Verschüttung mühsam heraus und sah mit erstorbenen Augen auf die festgestampfte Fahrspur des Kampf wagens. Zusammengesunken und erstarrt blickte er auf eine breiige, blutige Masse aus Fleisch und Erde. – Blohm.

Da riss es ihn hoch. In seinem Innern schrie es aus hundert Kehlen. Und mit wilden Sätzen sprang er davon, gehetzt von Gedanken des Wahnsinns. Er stolperte und verfiel sich in Drahtschlingen, schnellte wieder auf, stürzte über eine gefällte Eiche, sprang von Trichter zu Trichter, keine Sekunde verschnaufend, und erreichte endlich zerfetzt und mit blutigen Händen das rettende Untergehölz des Waldes. Ins Blinde hinein bahnte er sich einen Weg

durch Sträucher, über Astverhaue und verschüttete Gräben und sah nicht mehr hin, wenn er auf Tote stiess.

Der Lärm der Schüsse war längst seinem Bewusstsein entschwunden. Seine Ohren waren wie taub. Unaufhaltsam trieb es ihn weiter. Er hetzte mit keuchendem Atem durch ein unwirkliches, spukhaftes Schweigen, gepeinigt nur noch von den letzten Bildern in den Schlünden der Hölle, der er entronnen war.

Endlich sah er wieder den Himmel, die Bäume, Gras und Steine. In grosser Erschöpfung liess er in seinem Laufen nach. Nun spürte er auch die Zweige, die seine Stirne streiften und ritzten. Er fühlte auch wieder sein Blut in den Adern und hörte das Hämmern seines Herzens. Aber sein Gesicht blieb grau und leer wie das eines schon Gestorbenen.

III

Nach langem Umherirren durch Schneisen, niedrige Schonungen und unvollendete Gräben, deren friscauf geworfene Erde nach Moder und Verwesung roch, wagte er es endlich, unter einer Eiche auszuruhen. In diesem Teile des Waldes toste das Feuer nicht mehr in brandender Heftigkeit. Nur das Echo rollte durch die hohen Hallen der Bäume.

Driessnack schaute aus tief eingesunkenen Augen um sich; wie eine dichte Wand stand das rissige Grau alter Bäume in enger Runde, und nur schmal war der Ausblick in eine Lichtung mit hohen Gräsern und Büschen. Das stille Atmen unversehrter Natur wehte wie sanfter Hauch von dort und beruhigte sein zerstörtes Herz.

Die Schatten der Dämmerung tasteten von Baum zu Baum. Der Abend kam hinter Schleiern aschfarbigen Lichtes. Da tauchten in der Lichtung Gestalten auf, aus der Richtung der vordersten Linie. Driessnack zweifelte. Waren das Menschen? Franzosen? – Amerikaner? Aber an den steigenden und fallenden Stimmen erkannte er bald, dass es Kameraden waren. Sie mussten direkt auf ihn stossen. Driessnack blieb darum sitzen und wartete. Zerlumpt, müde und verdreht trotteten die zwei Männer, so schnell es das Tragen der Bahre mit dem daraufliegenden Verwundeten ihnen gestattete, dicht in seiher Nähe vorbei. Sie schienen Driessnack gar nicht gesehen zu haben. Oder wollten sie vorbei, ohne ihn zu beachten? Driessnack sprang auf und stellte sie.

«Kameraden, wo wollt ihr denn hin? Kommt ihr von vorn?»

Mit sichtbarem Widerwillen blieben sie misstrauisch stehen, ohne die Bahre von den Schultern zu heben.

«Was dachtest denn du?» fuhr der eine Driessnack barsch an. «Sollen wir denn zurückgehen?» forschte Driessnack gespannt.

«Das fragst du? Mensch, ich denke, du weisst Bescheid?»

«Freilich weiss ich das!» dämpfte Driessnack den Erregten. «Aber vorn, wo ich lag, war keiner mehr, der etwas sagen konnte.»

«Bei uns auch nicht! Was noch lebte, wird der Tommy gehascht haben. Oder sie sind getürmt wie wir!»

«Dann gehe ich mit euch! Wisst ihr den Weg?»

«Nach hinten? – Ja. – Finden wir immer!»

Sie waren schon gemeinsam weiter geschritten. Es dunkelte. Schweigend schoben sie sich durch das Gewirr der Stämme, aufmerksam die eingeschlagene Richtung einhaltend.

«Du, wir haben seit drei Tagen nichts mehr gefressen!» unterbrach wieder der Sprecher. «Hast du nichts für uns?»

«Nein», bedauerte Driessnack im Hintergrund, «ich kann bald auch nicht mehr!»

Sie waren wieder auf eine lange Zeit verstummt. Der Verwundete, der in eine Zeltplane verpackt zwischen den beiden Tragstangen hin und her schwang, begann röchelnd zu schnarchen wie ein tief Schlafender.

«Wohl schwerverwundet?» fragte Driessnack nach einer Weile, als keiner seiner Führer von dem Geräusch Notiz nahm.

«Ja. – Unser Leutnant! – Hat einen Kopfschuss», erklärte der hintere Träger.

«Max, denkst du nicht, dass er noch was in seiner Butteln hat? – Ich verdurste fast. – Halt mal an!» beehrte sein Kamerad laut auf.

Aber der Angeredete schob von hinten rücksichtslos drängend weiter: «Hat gar nichts mehr. – Hab' ihn vorhin schon um und um gedreht.» «Ich glaube, den bringt ihr nicht mehr lebend nach hinten», mutmasste Driessnack, als das Röcheln immer lauter und kurzatmiger wurde.

«Dann können wir's auch nicht ändern!» antwortete mit glücksender Stimme der Vordermann, als lache er. «Die Hauptsache ist, dass wir ihn bei uns haben. So schlagen wir uns überall durch. Niemand soll uns mehr zurüddialten. Das ist unser Leutnant, werden wir sagen. Und sind wir erst in der sicheren Zone, so werden wir ihn abliefern. Eher nicht. Und dann wissen wir schon ..

«Aber mich werden sie festhalten», unterbrach Driessnack jäh, «bei der ersten Truppe, auf die wir stossen, werden sie mich wieder einspinnen!» Die Angst sass ihm auf einmal im Genick wie eine Faust, die ihn klammernd fasste.

«Das liegt doch bloss an dir!» sagte ruhig die Stimme vor ihm. «Pade doch mit an! Dann gehörst du zu uns. – Los, komm her!»

Mit einem Satz war Driessnack hinzugesprungen, und schon hatte er sich das eine Stangenende auf die Schulter geschoben.

Im Weiterlaufen stellten sie fest, dass hinter ihnen das Trommelfeuer an Gewalt wieder zugenommen habe. Über dem Walde kreuzten sich die Bahnen schwerster Geschosse. Es hörte sich an wie das jaulende Fauchen riesiger Katzen, die unsichtbar in den hohen Wipfeln von Ast zu Ast sprangen. Aber dieser Gang unter dem todbringenden Gewölbe des Himmels berührte die Wanderer im Dunkel nicht mehr. Unzerstörbar schwang in ihren Herzen die Hoffnung,

dass sie sich auf dem rechten Wege befanden, der sie aus der Erschütterung und Vernichtung in die Stille und Harmonie zurückführte. Ein schwacher Schimmer von Helligkeit geisterte bald vor ihnen auf, und auf einmal traten sie aus der Nacht des Waldes in die freie Ebene weiter Fluren hinaus.

«Wir haben das Schlimmste geschafft», stellte Driessnacks Nachbar fest; «wenn wir jetzt links über die Felder laufen, müssen wir die Strasse nach Moirey erreichen.»

Halme knickten unter ihren Stiefeln, und die Erde war fest. Nach wenigen Minuten sahen sie eine Reihe von Bäumen. Driessnack piffte freudig durch die Zähne. Sie mussten noch einen Laufgraben überqueren, ehe sie den Strassendamm ersteigen konnten. Schneller als bisher setzten sie nun ihren Marsch fort.

Driessnack horchte plötzlich hinter sich. Nein, er täuschte sich nicht. «Kameraden, er röchelt nicht mehr. – Ich glaube, er ist erledigt.» Driessnack bremste unwillkürlich ihren Trott.

Aber der Mann neben ihm gab nicht nach. Er sagte nur: «Weiter!»

Ihre Stiefel klapperten schon wieder auf dem harten Strassengrund im gleichen Tritt, als sich die Stimme von hinten meldete.

«Das hat doch keinen Zweck! – Eine Leiche auf dem Buckel! – Es ist doch gerade genug, dass wir uns mit unserem eigenen Kadaver hinschleppen. Wir täten am besten und lassen ihn hier liegen.»

«Du spinnst wohl?» schimpfte sein Kamerad vorn. «Er lebt noch, ich kenne das. – Und uns geht das überhaupt nichts an. – Seid doch vernünftig! Ohne ihn haut keiner von uns ab! – Ich kenne das!»

Stumpf und verdrossen zogen sie mit schleifenden Schritten weiter. Die Stille zwischen ihnen wurde gross, sie wuchs ins Unerträgliche.

Es war kühl und feucht, dennoch rann ihnen der Schweiss beissend über die Haut des ganzen Körpers. Driessnack brannte der Gaumen vor Durst. Wie lange sollte das noch so weitergehen? Dazu der leere Magen. Wann würden sie wohl das erste Wasser bekommen? – In verbissenem Schweigen nagten die drei an denselben Gedanken.

Die Häusertrümmer von Moirey umgingen sie in einem Wiesengrunde. «In das Nest können wir gar nicht hinein. Da hält sich keine Ratte mehr auf!» hatte Driessnacks Nebenmann gesagt.

Und die beiden anderen hatten zustimmend genickt; denn schon von Weitem hatten sie erkannt, dass das Dorf unter regelmässigem Beschuss einer schweren Fernbatterie lag. Nachdem sie den Ort hinter sich hatten, bemühten sie sich nicht wieder, auf die grosse Strasse zu kommen. Von Zeit zu Zeit blitzte es von da drüben in grellen Explosionen herüber. Nach jedem Einschlag glaubten sie das Rasen klirrender Wagen verstärkt gehört zu haben; manchmal erschien es ihnen auch, als riefen jammernde Stimmen herüber. So hielten sie sich lieber in sicherer Entfernung von dem Wege, obwohl sie ihn vom Anmarsch her im Gedächtnis hatten.



Es war ein holperiger Ackerpfad, dessen Spur sie verfolgten. Driessnack vermutete, dass ein Bach in der Nähe sein könnte, und sprang öfters in den tieferen Grund hinab, aber die Erlen, die dort standen, verhinderten jede weitere Sicht. Enttäuscht wurde Driessnack immer wieder von den rufenden Kameraden empfangen.

Plötzlich spürten sie in den Beinen, dass sich ihr Weg einen leichten Hügel hinaufschlängelte. Ein einsames Haus, mit tief herabhängendem Dach, daneben einige Schuppen oder Stallgebäude, standen auf der Höhe und hoben sich gegen das Dunkel in verschwommenen Umrissen ab. Driessnack hatte die einsame Ferme zuerst entdeckt und machte die Kameraden flüsternd darauf aufmerksam.

«Absetzen!» befahl sein Nachbar, als sie schon dicht an das Gebäude herangetreten waren. Vorsichtig liessen sie die Bahre auf die Erde nieder. «Hier finden wir Wasser! Kommt! – Aber Ruhe!»

Schweigend gingen sie um das Grundstück herum. Nirgends brannte ein Licht. Die Fenster glänzten farblos wie erloschene Augen. Einige waren zer schlagen. In der Finsternis erkannten sie auf dem Hofe undeutlich einen grossen, zweirädrigen Wagen. Sie hielten sich dicht an der Hauswand und traten durch eine weitgeöffnete Tür in einen dunklen Gang. Keiner von ihnen hatte ein Licht oder Feuerzeug bei sich. Sie stiessen gegen einige Türen; aber sie konnten in den Räumen nichts erkennen. War denn das Haus leer? Unbewohnt?

«Hallo! Ist jemand hier?» Einer von ihnen hatte die Worte laut gerufen, dass es im Flur dröhnend schallte. Nichts rührte sich. Das unheimliche Schweigen stand wieder in allen Ecken auf. Sie schoben sich wortlos ins Freie hinaus.

«Es muss doch ein Brunnen oder eine Pumpe hier sein!»

Sie suchten den Hof ab. Auf der entgegengesetzten Seite, im Schatten einer Scheunenwand, neben einem Haufen Holzgerümpel, fanden sie die Pumpe. Immer wieder hielten sie die hohlen Hände unter den erfrischenden Strahl. Driessnack war zuerst fertig, sah sich atmend und erquickt in der Runde um, als ihn plötzlich die Neugier an den Wagen lockte, der ihm so hoch beladen erschien. Stühle, Tische, Bettballen und kleineres Gerümpel von Hausgerät türmten sich darauf und standen noch daneben.

Auf einmal stutzte er erschrocken. Ein totes Pferd, noch an die zerbrochene Deichsel gekettet, lag auf der Erde. Er bückte sich und griff in eine grosse, blutige Lache. Auf seinen Schreckensruf waren die beiden Kameraden eiligst herzugelaufen. Sie ahnten sofort den Zusammenhang. Eine Granate, die auf dem Hof explodiert war, musste den Bauer, der gerade im Begriff gewesen war, sein Haus zu räumen und zu verlassen, überrascht haben. Aber wo war er?

Ihre Blicke durchdrangen scharf das Dunkel, während sie langsam umher schlichen. Wie ein Schlag traf es sie, als einer endlich einen Menschen unter

dem Wagen liegen sah. Sie zogen den Mann hervor, betasteten ihn und vermochten nur festzustellen, dass die Leiche bereits erstarrt war.

«Armer Kerl!» sagte einer von ihnen, und in ihren Herzen sprachen es auch die beiden Schweigenden. «Er hat zu spät daran gedacht, sich dünn zu machen.»

«Er hätte das Krämchen im Stich lassen sollen.»

«Der Durchstoss der Franzer und Tommys kam eben ein bisschen schnell. Das haben wir ja auch gemerkt.»

Sie zauderten und wendeten sich doch schon langsam von dem Toten ab. In ihren schweren Stiefeln schleppten sie sich dem Ausgang des Hofes zu. Driessnack stolperte plötzlich über etwas Weiches und stürzte mit einem verhaltenen Fluch in seiner ganzen Länge hin. Seine Begleiter lachten kurz, bückten sich aber sofort und griffen in den dunklen Haufen. Es war eine Frau, die mit dem Gesicht auf der Erde lag. Keiner vermochte ein Wort zu sagen. Sie wendeten die Tote und richteten sie ein wenig auf. Driessnack, der sofort mithalf, griff mit zitternden Händen in klebriges, feuchtes Tuch. Der Rücken des Weibes musste von einer furchtbaren Wunde tief aufgerissen worden sein.

Plötzlich erhob sich einer von ihnen, stammelte Worte, aber seine Stimme riss wie erwürgt ab ... Da sahen sie, dass er ein Kind in den Armen hielt, einen Säugling, der wie im Schlaf sein Köpfchen zur Seite herabbaumeln liess. Sie tasteten zag das Köpfchen mit dem seidenen Haar ab, strichen behutsam über das kalte, kleine Gesicht und wussten nichts einander zu sagen. «Die Mutter hatte es unter sich liegen», flüsterte endlich jener, der das Kind aufgehoben hatte, «sicherlich ist es unter der toten Mutter erstickt.» Immer wieder befühlten sie den kleinen Leichnam; aber sie konnten keine Verletzung an ihm finden.

«Die Mutter hat es mit ihrem Leibe schützen wollen – vielleicht rannte sie schon davon – so war es – nicht anders –», stammelte Driessnack und verstummte.

«Was sollen wir tun?»

Keiner gab eine Antwort. Mit vor Schmerz geschlossenen Augen standen sie eine ganze Weile nebeneinander. Sie sahen sich ratlos um. Schliesslich legte der Kamerad das tote Kind in den Schoss der toten Mutter.

Dann verliessen sie schweigend den Hof, suchten draussen die abgestellte Bahre und luden sie sich wieder auf die Schultern.



L. Parlytain 1917

IV

Nach einer Stunde ungefähr, während der sie ganz benommen durch die schwarze Nacht gewandert waren, hörten sie vor sich Geräusche schnell fahrender Wagen. Ihr Weg mündete auf eine lärmende Strasse. Schweigende Menschengruppen zogen als Schatten vor ihnen hin, überholten sie und beachtetten sie nicht. Die Gesichter unter den Stahlhelmen geisterten an ihnen vorüber wie dunkle, schwach schimmernde Flecke. Die Männer mit der Bahre liessen sich in dem unsichtbaren Leben mittreiben, hörten aus Gehöften am Rande der Strasse gedämpfte Flüche und harte Befehle. Zuweilen schwankte auch das Licht eines abgeblendeten Fensters durch das Düsternis von Häuserruinen.

Am Eingang des Dorfes, dem sie sich näherten, lagen Infanteriekolonnen, vielleicht Reserve, die noch in dieser Nacht eingesetzt werden sollte. Ein paar Soldaten, die mitten auf der Strasse standen, wichen einige Schritte zurück, um den Trägern mit der Bahre Platz zu machen.

«He! Wie sieht es denn vorn aus? Habt ihr viel Verluste gehabt?» fragten zwei von ihnen laut, während andere rasch vom Strassengraben herübersprangen.

«Ihr werdet es schon sehen ... Der Tommy ist durch unsere Stellungen .. .», bekamen sie widerwillig zur Antwort.

«Ist hier ein Lazarett?» erkundigte sich Driessnack noch, als sie die plötzlich verstummte Gruppe hinter sich hatten. Niemand aber rief ihnen eine Auskunft nach.

Dort, wo sich die Strasse platzartig verbreiterte, blinkte ihnen endlich in Höhe des Erdbodens eine erleuchtete Laterne mit dem roten Kreuz entgegen. In einiger Entfernung davon hielten sie an.

«Das ist nur eine Revierstube», meinte Driessnacks Nachbar.

«Natürlich, ein Lazarett ist es nicht! Erste Verbandstelle höchstens! Aber wie lange wollen wir noch laufen? Ich habe das Geschleppe satt. – Kommt nur, wir wollen mal sehen!»

Sie stiegen eine Kellertreppe hinab, wanden sich mit der Bahre durch einen öden Gang und betraten einen gewölbten Raum, dessen grelle Karbidbeleuchtung sofort in ihre Augen stach. Verwundete lagen auf Stroh längs der Wände geschichtet, in zerschlissenen Kleidern und mit blutdurchnässten Verbänden. Ihre hageren, ausgehöhlten Gesichter, ihre fieberig glühenden Augen und verstörten Blicke waren einer erhöhten Holzplatte, die auf Schemeln in der Mitte des Kellers stand, ängstlich zugewandt, wo ein Arzt in Hemdärmeln mit Hilfe einiger fest zugreifenden Sanitätssoldaten gerade einem bis zum Oberkörper entblössten Verwundeten den Verband anlegte. Eimer mit Blutwasser standen überall im Wege herum, zerrissenes Verbandzeug und schwarz verkrustete Wattebäusche lagen auf den steinernen Fliesen. Und die Luft roch wie verpestet von Dünsten vergossenen Blutes und Schweisses.

«Sind wir nun fertig?» fragte der Stabsarzt, während er nach einer abgelegten Zigarette griff und gierig einige tiefe Züge in die Lungen sog. Der Sanitäter, der bereits den Verwundeten die Lazarettzettel angeheftet hatte, zeigte mit einer kurzen Handbewegung auf Driessnacks Kameraden, die sich im Rücken des Arztes dicht neben der Tür aufgestellt hatten.

«Nur dieser Zugang noch!»

Der Arzt blickte kaum hin und rauchte voll Andacht die Zigarette zu Ende.

«Dann alles raus! Aber dalli! An der Schule stehen die Wagen. Die Marschfähigen gehen zu Fuss!» wetterte er noch in den Aufbruch der Verwundeten, von denen eine grosse Anzahl auf Bahren abtransportiert wurde. Als endlich die Tür hinter den letzten der Abgehenden zuschlug, winkte der Arzt Driessnack und seinen Kameraden. Sie verstanden ihn und hoben zu dritt den Leutnant von der Bahre auf den Tisch. Der Arzt stutzte, weil er – so erschien es den drei Soldaten – die Abzeichen eines Offiziers vor sich sah. Auf dem wächsernen Gesicht des Leutnants standen geronnene Blutstreifen, die von einem kleinen Einschussloch neben dem rechten Ohr über Wange und Mund bis zum Kinn verliefen, wo sie zwischen Uniformkragen und Hals verschwanden. Der Arzt beugte sich nach vorn und öffnete mit zwei Fingern die Augenlider des Regungslosen. Sofort hatte er sich aber auch schon wieder umgedreht.

«Ist ja tot!» Der Ton, mit dem er diese kurzen Worte aussprach, gab seiner Stimme einen Klang von Vorwurf.

«Er lebte aber noch!» versicherte schnell einer von den dreien, die mit flackernden Augen auf den Verstorbenen sahen.

«Seit einigen Stunden schon lebt er nicht mehr!» herrschte der Arzt den Sprecher an. «Den Weg hätten Sie sich also sparen können.»

Er musterte einen nach dem anderen; dabei sah Driessnack, dass nur eines seiner Augen lebte. Aus der Tiefe einer bläulich-roten, vernarbten Wunde glotzte kalt ein Glasauge. Für einen Augenblick waren sie unangenehm überrascht. Driessnack fühlte beschämt, dass ihr Schweigen wie das unausgesprochene Eingeständnis ihrer Schuld auf den Arzt wirken musste.

«Wir sehen es ein, Herr Stabsarzt», begann er zu stottern, «aber wir konnten nicht mehr. Vorn in den Trichtern – war niemand mehr – nur Tote – Verwundete – und da...» Driessnack war einer Erschütterung nahe. «Glauben Sie, Herr Stabsarzt, bis zum letzten haben wir ausgehalten, dann aber ... es ging nicht mehr!»

Der Arzt liess seinen Blick über die drei Soldaten gleiten, und seine Stimme hatte plötzlich einen Hauch von Wärme.

«Und nun wollt ihr nicht wieder vor?»

Driessnack richtete sich wieder auf, und auch seine stummen Kameraden vermieden jede Haltung der Widersetzlichkeit. Der Arzt sah es und trat auf die drei zu, schlug mit der Hand kameradschaftlich auf Driessnacks Schulter.

«Wie lange sind Sie im Kriege?»

«Seit 1914, mit einigen kurzen Unterbrechungen wegen Verwundung. Ich war aktiver Soldat.»

«Und ihr beide?»

«Seit 1915!» war die Antwort von Driessnacks Begleitern.

«Dann kann ich euch verstehen! – Und ich glaube auch, dass ihr bis zuletzt eure Pflicht tun werdet. – Niemand von denen in Deutschland weiss, welches Übermass von Leiden über die Menschen hier draussen hereingebrochen ist, niemand von denen darf auch mit dem Frontsoldaten darüber rechten und streiten, wenn er fast zerbrach, schimpfte, fluchte und mit Worten meuterte. Ich kenne das, ihr braucht mir nichts zu erzählen, und wir hier draussen verstehen uns. Wir sind eine Welt für uns. Wir machen den Krieg ohne Hurra; denn längst haben die Granaten mit Hammerschlägen in uns zerschlagen, was uns einst erfüllte. Die Sucht nach Orden und Ehren und den Glauben an einen fröhlichen Krieg! Ist es nicht so? Aber wir dürfen uns nicht ganz innerlich zerschlagen lassen. Jedes hölzerne Kreuz, jeder Massengrabhügel ist ein Denkmal erfüllter Pflicht. Mehr als sein Blut konnte keiner hingeben. Einer tat es für alle, alle für einen. In der kleinen Gruppe, in der Kompanie, haben wir es begriffen, was Kameradschaft und Tod bedeutet. Früher wussten wir das trotz schöner Reden nicht. Jetzt müssen wir uns aber von der kleinen auch zur grossen Gemeinschaft finden, zum ganzen Volk. – Darum müsst ihr wieder dabei sein, wenn in einer Stunde alles, was Waffen im Dorfe tragen kann, antritt, um dem durchgebrochenen Gegner sich zu stellen. Armierer, Stabsleute, Sanitäter, Handwerker sind alarmiert. Leute der Etappe müssen nun in höchster Not heran – keine Kampftruppe – gewiss – aber es ist der letzte grosse Befehl. Werdet ihr dabei sein?»

Driessnack und seine Kameraden streckten dem Arzt nur schweigend ihre Hände hin.

«Meldet euch an der Kirche auf dem Sammelplatz! Vorher lasst euch noch einmal an der Sanitätsküche in der Schule drüben verpflegen. Und beim Abmarsch werden wir uns wiederfinden.»

Ohne noch ein Wort zu sagen, verliessen Driessnack und seine Kameraden den Keller. Auf der Strasse war ein brandender Lärm rasselnder Wagen, ein aufgeregtes Durcheinander harter menschlicher Stimmen, und das Grollen der Front schwoll drohend immer näher heran. Vorn im Westen leuchtete der Nachthimmel in brennend roten Farben, ein Feuertor des Schicksals. Wer da hindurchkam, hatte bestanden.

Noch einmal sah Driessnack hinter sich. – Unheimliche Ferne – schweigendes Dunkel. –

Sein Herz härtete sich – dort lag Deutschland.

Der Verfasser benutzte in diesem Buche einen Brief des Franzosen R. P. und ein Stück aus einer Kriegspredigt des ehemaligen Divisionspfarrers Sch.

Die dem Buch beigegebenen Reproduktionen sind nach Originalradierungen und Original-lithographien von Max Pechstein hergestellt, die bereits inmitten des Kriegsgeschehens vom Künstler geschaffen wurden. Sie erschienen in kleiner Auflage als Originalgraphik in den Jahren 1916–1918 im Verlag Fritz Gurlitt, Berlin.